



Der Mauersegler – Vogel des Jahres 2003

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Die schnellen, wendigen Mauersegler sind wahre Luftakrobaten. Im Flug jagen sie nach Insekten, nehmen Wasser zum Trinken auf, balzen, paaren sich, sammeln Nistmaterial oder legen Schlafpausen ein. Diese rasanten Flugschritte können bei uns ab Anfang Mai beobachtet werden. Die oft mit den Schwalben verwechselten Zugvögel sind wie diese Bewohner der dörflichen und städtischen Lebensräume. Gefährdet ist diese Vogelart nicht.

Jedoch können ganze Populationen sehr schnell verschwinden, wenn wegen der Sanierung vieler Altbauten und der totalen Isolierung neuer Häuser Brutplätze verloren gehen oder geeignete Nistmöglichkeiten fehlen. Der Naturschutzbund und der Landesbund für Vogelschutz wollen mit dieser Wahl zum einen eine außergewöhnliche Vogelart bekannter machen und zum anderen einige ökologische Probleme unserer Siedlungen ansprechen und geeignete Schutzmaßnahmen vorstellen.

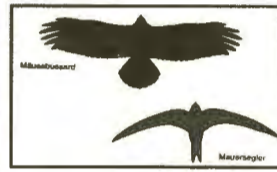
Verbreitung: Der nicht zu den Singvögeln gehörende Mauersegler kommt bei uns vor allem in größeren Ortschaften vor. In Balingen lässt er sich ab dem Frühjahr sehr schön z. B. auf dem Heuberg im Luftraum über den Schieferseen beobachten. Im Schwarzwald besiedelt er Höhenlagen bis 1030 m, auf der Südwestalb bis 925 m und in den Alpen sind Brutplätze über 2200 m nachgewiesen. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich in Europa von der Südspitze Spaniens bis ins nördliche Finnland. In Nord- und Osteuropa werden die Fjell- und Tundrenregionen sowie Teile des Nadelwaldgürtels gemieden. Außerhalb Europas verläuft die Grenze von der Atlas-Region Nordafrikas über Vorderasien bis in den nordöstlichen Teil der Mongolei. In der ehemaligen Sowjetunion decken sich die Brutareale mit dem so genannten Agrardreieck. Diese sind insbesondere die Waldsteppen- und Steppengebiete.

Zug und Wanderungen: Die Mauersegler wandern zweimal im Jahr zwischen verschiedenen Klimazonen hin und her. Sie sind Langstreckenzieher. Da sich außerhalb des Brutplatzes nahezu das gesamte Leben in der Luft abspielt, übersteigt die jährliche Flugleistung schätzungsweise 190 000 km. Der Wegzug aus den heimischen Brutrevieren in das Winterquartier beginnt bereits Mitte Juli. Die meisten Mitglieder der Populationen aus Baden-Württemberg sind Ende August abgezogen, einzelne Durchzügler können noch bis Anfang November beobachtet werden. Die Winterquartiere liegen auf dem afrikanischen Kontinent südlich der Sahara und auf der Insel Madagaskar. Der Senegal ist Durchzugsgebiet aber kein Überwinterungsgebiet. Diese reichen von den Feuchtsavannen im Westen Nigerias bis nach Südafrika und Madagaskar im Osten. Die Rückkehr in die heimischen Brutareale geschieht in den Monaten April und Mai, wobei die größeren Gruppen in der ersten Maiwoche eintreffen. Der jeweilige Zugbeginn wird durch die „innere Uhr“ ausgelöst.

Außer den Langstreckenflügen sind noch die so genannten Wetterzüge bekannt. Das Nahrungsangebot im Luftraum ist von der Witterung abhängig. Bei lang anhaltenden Regenperioden und



Mauersegler (*Apus apus*) – vom NABU zum „Vogel des Jahres 2003“ gekürt. (Foto: NABU/A. Limbrunner, Dachau)



Flugbilder von Mäusebusard und Mauersegler

niederen Temperaturen kann dieses sehr spärlich werden. Die Vögel ziehen dann in wärmere Regionen ab. Oft weichen sie in größeren Trupps einer aufziehenden Regenfront, selbst wenn diese noch 500 bis 600 km entfernt ist, aus. Dabei umgehen sie die Tiefdruckgebiete im Uhrzeigersinn. Die Hauptausweichrichtungen sind Südwest bis Süd. Meldungen über Massenansammlungen von mehreren tausend Individuen während sommerlicher Schlechtwetterperioden sind aus dem Bodenseegebiet bekannt. Bei nachlassenden Regenfällen fliegen die Mauersegler gegen den Wind zu ihren ursprünglichen Plätzen zurück.

Name und Kennzeichen: Die Verhaltensweise, an Mauern entlang zu segeln, brachte dem Vogel den Namen „Mauersegler“ ein. Auch die Bezeichnung „Turmschwalbe“ kann davon abgeleitet werden. In Ungarn erhielt der Mauersegler die Namen „Regenschwalbe“ und (weniger häufig) „Wolkenschwalbe“. Beide Namensgebungen dürften dort mit der erwähnten Wetterflucht zusammenhängen. Der wissenschaftliche Name „*Apus apus*“ ist auf das griechische Wort für „fußlos“ zurückzuführen. Der Name ist ein Hinweis auf die schwärzlichen Stummelfüße. Mit diesen kann der Vogel kaum gehen, sich aber an steilen Wänden hervorragend festhalten. Mit einer von der Schnabelspitze bis Ende des Schwanzes gemessenen Länge von etwa 17 cm, einer mittleren Masse von 43 g und einer Flügelspannweite von 40 cm ist der Mauersegler größer als die Schwalben, mit denen er aber nicht verwandt ist. Wissenschaftler stellen ihn in die Verwandtschaft der Kolibris. Der stromlinienförmige Körper, der breite flache Kopf, der kurze gegabelte Schwanz, die sichelförmigen Flügel, all dies sind Merkmale, die den Vogel zu einem hervorragenden schnellen wendigen Segler machen. An den Enden der spitz zulaufenden Flügel entstehen geringe Wirbelbildungen und somit auch ein geringer Widerstand. Bei anderen Seglern, wie z. B. bei Geiern oder Bussarden mit breiteren Sei-

tenflächen, wird die Randwirbelzone durch Aufhängern der Handschwingen verkleinert (s. Flugbilder).

Damit sich auf der Flügeloberfläche turbulente Strömungen bilden können, müssen die Segler durch einen schnellen Flug hohe Anströmgeschwindigkeiten erreichen. Während des Fluges stoßen die Tiere oft schrille hohe Töne aus. Die Rufe sind weitgehend entschlüsselt. Die höheren Schreie stammen vom Weibchen, die tieferen vom Männchen. Bis auf einen weißen Kehlfleck ist das Gefieder bräunlich-schwarz gefärbt. Die Schleistungen sind enorm. Mit ihren großen Augen, die an Falkenaugen erinnern, können die Vögel weite Gebiete überblicken.

Brutbiologie: Die Mauersegler zählen zu den Höhlenbrütern. Ursprünglich lagen die Nester in Felspalten oder Felsschichten, in Steinbrüchen und in höhlenreichen Altholzbeständen. Seit dem Mittelalter wurde die Vogelart immer mehr zum Bewohner von Siedlungen. Hier bauen die Segler ihre Nester in hoch gelegenen Hohlräumen, Spalten und Nischen. In der Stadt Balingen nistet er z. B. unter dem Dach des evangelischen Gemeindehauses. Entscheidend sind freie An- und Abflüge. Bevorzugte Plätze befinden sich deshalb unter Giebeln und Dachvorsprüngen in Höhenlagen von über zehn Metern. Beim Start erlangen die Vögel nämlich durch den freien Fall die für den Auftrieb nötige Geschwindigkeit. Der Anflug zum Brutplatz geschieht in einem Aufwärtsbogen. Mauersegler sind reviertreu. Sie benutzen, wenn möglich, jahrelang dieselben Nistplätze. Deren Besetzung findet in der Regel Anfang Mai statt.

Beide Geschlechter, die normalerweise in einer saisonalen monogamen Nistplatzbindung leben, sind am Nestbau beteiligt. Das Material dazu sammeln die Vögel während des Fluges. Es setzt sich aus Stroh, Grashalmen, Blättern, Haaren und Federn zusammen. Die Bauteile werden mit Speichel verklebt. Die Eiablage beginnt in der Zeitspanne von Mitte Mai bis Juni. Die Gelege umfassen zwei bis drei weiße elliptische Eier. Beide Eltern übernehmen die Bebrütung. Diese ist abhängig von den Wetterverhältnissen. Sie variiert zwischen 18 Tagen bei schönem und etwa 25 bei regnerischem Wetter. Die Nahrung der geschlüpften Jungvögel rekrutiert sich aus kleinen Insekten und Spinnen, vor allem Fliegen, Blattläusen, Käfern und Schmetterlingen, die in der Luft erbeutet und in Ballen im Kehlsack transportiert werden. Die Nestlingszeit ist ebenfalls abhängig von den klimatischen Bedingungen. Sie dauert bei gutem Witterungsverlauf etwa 37 Tage und bei schlechten Verhältnissen 56 Tage.

Wenn die Altvögel ihre Wetterflüge unternehmen und einige Zeit unterwegs sind, dann können die Jungen die Abwesenheit im Zustand des Hungerschlafes oder Torpors überdauern. Bei diesem wird die Körpertemperatur stark abgesenkt und der Stoffwechsel verlangsamt. Aufrechterhaltung und Aufwachen aus dem Torpor sind aktive, regulierbare Vorgänge, die erst nach

einigen Lebenstagen mit zunehmender Anlage von Energiereserven funktionieren. Ältere Junge können so ein bis zwei Wochen überleben. Bei ungünstigen Witterungsbedingungen und schlechter Konstitution gehen auch die Altvögel in Torpor über. Diese Fähigkeit ist auch bei Mehlschwalben, die eine ähnliche Lebensweise haben, vorhanden. Nach dem Ausfliegen sind die jungen Mauersegler sofort selbstständig. In der Regel gibt es nur eine Jahresbrut, bei Gelegeverlust jedoch oft Ersatzbruten. Am Ende des zweiten Lebensjahres erreichen die Segler die Geschlechtsreife.

Die Vögel können bis zu 20 Jahre alt werden, die meisten erreichen jedoch ein Alter von sechs bis zehn Jahren.

Die Verwandten: Europaweit gibt es drei verwandte Arten, davon aber nur eine, die in Deutschland lebt (s. auch Tabelle). Es ist der mit einer Flügelspannweite von 60 cm und einer Masse von durchschnittlich 90 g wesentlich größere Alpensegler. Seine Unterseite, unterbrochen durch ein braunes Brustband, ist weiß, die Oberseite einfarbig braun. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom Mittelmeerraum über Teile Vorderasiens bis nach Indien. In Deutschland wurde der Alpensegler 1955 erstmals in Freiburg als Brutvogel nachgewiesen. Später kamen die Brutorte Emmendingen und Waldshut-Tiengen hinzu. Die Alpensegler halten sich etwa doppelt so lange im Brutgebiet auf wie die Mauersegler. Der Unterschied dürfte im Tagesrhythmus liegen.

Der größere Alpensegler muss bei Tage weniger lang jagen als sein kleinerer Verwandter, der im Verhältnis zu seinem Körpergewicht mehr Nahrung zu sich nehmen muss. Die nötige Tageslichtdauer reicht für den Mauersegler eben nur zwischen Anfang Mai und Ende Juli. Für den Alpensegler beginnt diese bereits Ende März und endet Anfang Oktober. Die Segler wanderten aus der Schweiz ein. Der heutige Bestand in der Freiburger Gegend umfasst etwa 80 Paare. Der Alpensegler überwindert ebenfalls in Afrika. Im Brutrevier treffen die Segler ab Ende März ein, der Abzug ist bis Mitte Oktober abgeschlossen. In anderen Landesteilen kommt der Alpensegler als Gast

vor. Beobachtungen gibt es aus dem Bodenseeraum, aus der Heilbronner Gegend und aus Bad Wurzach.

Im Süden Europas, von Spanien im Westen bis Griechenland im Osten, ist der hellere Fahlsegler häufig verbreitet. Oft jagen Fahl- und Mauersegler gemeinsam. In den südlichsten Provinzen Spaniens lebt noch der blau-schwarze Kaffernsegler, der aus Afrika dorthin eingewandert ist.

Bestand, Gefährdung und Schutzmaßnahmen: Der Bestand in Europa wird auf 3,9 bis 4,8 Mio. Brutpaare geschätzt. Die Schätzungen in Deutschland schwanken zwischen 450 000 und 900 000 Paaren. Kartierungen in Baden-Württemberg Anfang der 1990er Jahre wiesen z. B. nachstehende Bestände aus: am Bodensee über 5000 Paare, im Raum Ulm 600 und in Wangen 100 Paare: Die geselligen Mauersegler brüten, wenn möglich, oft in Kolonien, die in Mitteleuropa 30 bis 40 Paare umfassen. Dadurch können lokal z. T. hohe Siedlungsdichten erreicht werden. Diese betragen am Bodensee, bezogen auf vom Menschen bewohnte Flächen, 19 Paare/km² und auf einer Kontrollfläche im Allgäu 17 Paare/km². Langfristige negative Bestandsveränderungen sind aus Mitteleuropa bisher nicht bekannt. Mauersegler gehören somit nicht zu den gefährdeten Arten. Brutplatzverluste infolge Renovierungen von Gebäuden können jedoch zu drastischen lokalen Bestandseinbrüchen führen. Gelegentlich verschwinden kleinere Populationen bei baumbrütenden Tieren durch waldbauliche Maßnahmen insbesondere durch die Beseitigung von Altm- und Totholz. Manche Abnahmen lassen sich auch auf Einbußen beim Nahrungsangebot zurückführen. Dies hängt mit der Artenarmut in vielen Hausgärten und mit dem Einsatz von Pestiziden zusammen.

Die Verbände schlagen folgende Hilfen vor:

- Anfertigung und Montage spezieller Nistkästen. Mauersegler sind keine Fassadenverschmutzer. Die Altvögel entsorgen stets den Kot der Jungen, sodass Verschmutzungen ausbleiben. Bauanleitungen stellen die Verbände zur Verfügung;
- vor der Renovierung Einplanung von Nistmöglichkeiten für Mauersegler, Fledermäuse u. a. –

Die europäischen Verwandten: Art	Vorkommen, Lebensräume
Alpensegler	Brütet an Felsen und Bauwerken; nördlichste Brutplätze in Freiburg, Emmendingen und Waldshut-Tiengen; größere Populationen brüten in der Schweiz; Hauptverbreitungsgebiet in Europa: Mittelmeerraum; Langstreckenzieher, Überwinterungsgebiete in Afrika.
Fahlsegler	Brütet in kleinen Kolonien an Felswänden und Gebäuden; eine gesicherte Beobachtung liegt aus dem Neckartal bei Tübingen vor (1998); die zu Baden-Württemberg am nächsten gelegenen Brutareale befinden sich in Locarno im Tessin; brütet in Europa hauptsächlich in den Küstengebieten des Mittelmeerraumes; Zugvogel, Überwinterungsgebiete in Afrika.
Kaffernsegler	Europäische Brutgebiete in den südlichsten Provinzen Spaniens – die Vogelart wanderte von Afrika aus ein; brütet bevorzugt in alten Nestern der Rötelschwalben

möglich sind Niststeine, Gerüstlöcher oder spezielle Ziegel;

- bei Gebäudesanierungen Verzicht auf giftige Holzschutzmittel;
- Reduzierung der Düngung und Spritzmittel;
- Pflanzung von heimischen Stauden und Gehölzen zur Förderung von entsprechenden Insekten, die als Nahrung für Mauersegler und andere Vogelarten dienen.

Literatur:

- Bauer, H.-G. und Berthold, P.: Die Brutvögel Mitteleuropas, Wiesbaden 1996
 Berthold, P.: Vogelzug, Darmstadt 1992
 Fitter, R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973
 Grzimeks Tierleben: Band IX, Vögel 2, Lizenzausgabe 1977
 Hölzinger, J. und Mahler, U.: Die Vögel Baden-Württembergs, Nicht-Singvögel 3, Stuttgart 2001
 Lindahl, K.: Das große Buch vom Vogelzug, Berlin und Hamburg 1982
 NABU-Informationen: Vogel des Jahres 2003
 Bildnachweis: Foto NABU/A. Limbrunner, Dachau
 Zeichnungen verändert nach Fitter, R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973

Das ehemalige römische Kastell von Albstadt-Lautlingen

Von dem Heimatforscher und Hobbyhistoriker für Napoleonische Geschichte Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen

Die Geschichte des Kastells

Der Bau einer direkten Straßenverbindung vom römischen Legionslager (*Legio VIII Augusta; ursprünglich Gallica, Emblem; Stier*) in Straßburg (*Argentorate*) durch den Schwarzwald (Abnoba Mons) zu den spätestens in der Regierungszeit des Kaisers Claudius (41 – 54 n. Chr.) gesicherten Donaugrenze führte unter Kaiser Vespasian zu Beginn der 70er-Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. zur Besetzung des oberen Neckarlandes um Rottweil (*Area Flaviae*). Der Straßenbau war 74/75 n. Chr. abgeschlossen. Mit Rottweil als militärischem Zentrum, um das sich in einem nach Norden ausgreifenden Bogen Kastelle bei Waldmössingen, Sulz und beim „Häsenbühl“ bei Geislingen spannten, war das Neckarland spätestens um 80 n. Chr. einer flächendeckenden militärischen Kontrolle durch die Römer unterworfen.

Mit der Anlage des Kastells Lautlingen und des Kastells bei Burladingen-Hausen um 80 n. Chr. erreichte man den Abschluss an die rätische Do-

naugrenze bei Mengen-Ennetach. Die Lage des ehemaligen Kastells Lautlingen auf der europäischen Wasserscheide entspricht mit ziemlicher Genauigkeit der Lage des Kastells Burladingen-Hausen im Killertal. Es war das westlichste Lager der Alblinie, schützte durch seine Anwesenheit auf der Passhöhe den Übergang vom Eyach- ins Schmiechatal und lag außerdem an der wichtigen Verbindungsstraße vom Kastell Sulz über den „Häsenbühl“ bei Geislingen nach Inzigkofen-Laiz und damit auch zur Donau (*Danuvius*).

Im Gegensatz zu den anderen genannten Garnisonen war das Lager von Lautlingen allerdings nur kurze Zeit, kaum mehr als ein bis zwei Jahre belegt. Seine Garnison dürfte einen aus mehreren Einheiten zusammengesetzten Truppenverband gebildet haben, der bis zu vier Kohorten (rund 2000 Mann) umfasst haben könnte. Nach weiteren anderen Angaben sollte Lautlingen ein „cohors equitata“ Kastell für Auxiliareinheiten (Hilfstruppen) gewesen sein. Das heißt, dass die Garnison des Kastells ein Mischverband war und aus

etwa einem Viertel Kavallerie und drei Viertel Infanterie bestand. Die gewöhnlichen Soldaten waren einheimische Männer, während die oberen Dienstgrade der Auxiliärtruppen durchweg römischen Bürgern vorbehalten waren, welche häufig von den römischen Legionen übergewechselt waren.

Insgesamt musste das Lager innerhalb seiner Erdwälle etwa 2800 bis 3000 Personen, einschließlich Frauen und Kinder sowie dem Trosspersonal beherbergen. Die strategische Bedeutung des ehemaligen Kastells Lautlingen ist bis heute nicht ganz sicher zu beurteilen. Möglicherweise war das Kastell in erster Linie zum Schutz der Bauarbeiten der vom „Häsenbühl“ bei Geislingen durch das Eyachtal auf die Albhochfläche nach Burladingen ziehenden römischen Straße eingesetzt und zweitens, wie schon die Forscher und Archäologen Hertlein, G. Bersu und Schleiermacher die Vermutung anstellten, ebenfalls eine weitere Schutzfunktion für den Bau der Römerstraße Sulz-Laiz übernahm, welche schon etwa um 80 n. Chr. fertig gestellt worden ist.

Die Lage des Kastells

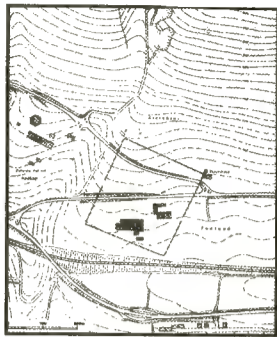
Einen bequemen Aufstieg vom oberen Neckarland auf die Hochfläche der Schwäbischen Alb bietet das Eyachtal. Es führt von Balingen, am Fuß des Albtraufs gelegen, in südöstlicher Richtung mit sanfter Steigung weit in das Juramassiv bis nach Albstadt-Lautlingen. Während das Haupttal hier nach Norden abbiegt, erreicht man durch ein vom Ebinger Talbach ausgewaschenes Seitental, in einem kurzen Anstieg die ein Kilometer östlich des Ortes 742 m ü. N.N. gelegene offene europäische Wasserscheide (zwischen Rhein und Donau) des vom Riedbach durchflossenen Hochtales, dessen breite Sohle von Neubaubereichen der Stadt Albstadt eingenommen wird. Das römische Lager befand sich am nördlichen Talhang der Passhöhe direkt auf der europäischen Wasserscheide in den Fluren „Steinhaus“ und „Totland“.

Durch das mit Ausnahme einer ehemaligen Gärtnerei unbebaute ehemalige Lagergelände führen heute die Straßen von Albstadt-Ebingen-West nach Albstadt-Lautlingen bzw. nach Albstadt-Margrethausen. Wenn auch oberirdisch vom Lager nichts mehr sichtbar ist, so lässt sich seine Lage doch im Gelände lokalisieren. Den Verlauf der Westfront des ehemaligen Kastells markiert eine ihr vorgelagerte Nord-Süd verlaufende natürliche Rinne. Im nördlichen Bereich für die Anlage des zum Bade- und Freizeitzentrums „Badkap“ gehörenden Parkplatzes eingeebnet, fällt sie im Süden bis zu zehn Meter steil ab. Die Nordwestecke des ehemaligen Lagers befindet sich im Bereich eines Wanderparkplatzes oberhalb der Straße Albstadt-Ebingen nach Albstadt-Margrethausen. Nach Osten erstreckt sich das Gelände bis zum ehemaligen Gasthof „Petersburg“. Der südliche Punkt, die Südostecke des Lagers liegt direkt oberhalb der Böschung der Bahnlinie Balingen – Albstadt – Ebingen – Sigmaringen. Das Gelände fällt daher innerhalb der Lagerumwehrung von der Nordwestecke bis zur Südostecke um 22 Meter ab.

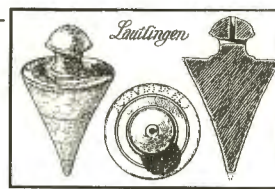
Die Grabungen

Bereits in den Jahren 1840 und 1874 wurden in der Flur „Steinhaus“ Reste römischer Kultur, darunter Architekturteile entdeckt, welche vermutlich zu einer römischen Gutshofs-Anlage (*villa rustica*) wie sie auch in Hechingen-Stein zu sehen ist, gehört haben. Von diesen Architekturteilen wurde im Jahr 1913 ein Bauwerk angeschnitten. Im Zusammenhang mit Planierungsarbeiten unterhalb der Flur „Steinhaus“ wurde neben einem bronzenen Log mit Eigentümerinschrift CANDIDI ELI, das heißt eines Centurios namens Candidus, auch zahlreiche südgalische Sigillatascherben gefunden.

Weitere römische Funde, welche 1895 und 1913 beim Straßenbau im Bereich der Passhöhe zutage kamen, wie auch die übereinstimmende topographische Situation mit dem benachbarten, 1912 entdeckten Kastell Burladingen-Hausen im Kiltal veranlassten G. Bersu, den späteren Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt am Main, hier gezielt nach einem Kastell zu suchen. Bersu machte sich im Auftrag des damaligen Landesamtes für Denkmalpflege auf der Flur „Steinhaus“ ans Werk, um Ausgrabungen durchzuführen, deren Ergebnis schließlich die Festlegung des ehemaligen römischen Kastells waren. In zwei vom 29. Oktober bis zum 7. November 1924 und vom 10. bis 22. September 1925 durchgeführten kleineren Grabungsarbeiten gelang es Bersu, mit 35 quer zur Lagerumwehrung gezogenen, etwa ein bis zwei Meter breiten und meist nur sechs bis neun Meter langen Sondierungsschnitten die gesamte Ausdehnung der Militäranlage zu erfassen sowie zwei Lagertore zu



Plan des römischen Kastells von Albstadt-Lautlingen



Römisches Lot aus Bronze mit eingepunzter Besizerinschrift „CANDIDI ELI“ (Kohorte des Candidus Elus). Gewicht 182 Gramm.

okalisieren. Weshalb bei diesem Fund vom Kastell Lautlingen die Rede ist, liegt wohl an der Tatsache, dass die vielen Erkenntnisse vom ehemaligen Lautlinger Pfarrer Albert Pfeffer (1873 – 1937) stammen.

Beschreibung des ehemaligen Kastells

Das römische Kastell von Lautlingen besaß einen leicht trapezförmigen Grundriss mit scharf abgerundeten Ecken und liegt exakt auf der europäischen Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Oberflächlich ist heute vom ehemaligen Lager leider nichts mehr zu erkennen. Mit Seitenlängen von 273 Meter (Westseite), 248 Meter (Südseite), 264 Meter (Ostseite) und 254 Meter (Nordseite), besaß es eine vom Wall umschlossene Innenfläche von rund 6,3 ha und ist damit die größte bis heute bekannte römische Militäranlage im Gebiet Baden-Württembergs. Die Befestigungen des Kastells, die wohl an allen vier Lagerseiten mit einem Tor versehen waren, bestand aus einem Erdwall und einem diesem vorgelagerten Wehrgraben. Der im Querschnitt V-förmige Wehrgraben wies mit einer Breite von rund 2,50 Meter und einer Tiefe von rund 1,75 Meter nur sehr geringe Abmessungen auf.

Anzeichen dafür, dass er im Laufe der Belegungszeit des Kastells gereinigt oder repariert worden war, fanden sich lediglich an der Südostecke. Hier an der tiefsten Stelle des Lagers wurde er schneller als in den anderen Abschnitten mit abgeschwemmtem Erdreich verfüllt, sodass er in diesem Bereich zweimal erneut gezogen werden musste. Etwa in der Mitte von der West- und Ostseite war der Graben unterbrochen. Über diese „Erdbrücken“ von denen die an der Westfront eine Breite von mindestens sechs Meter aufwies, führten die Zufahrten zu den wohl in Holz ausgeführten Toranlagen. Aufschlüsse über ihre Grundrisse erbrachten die Grabungen ebenso wenig wie über die Konstruktion des Walles. Im Südschnitt der Westfront der Befestigung deckte der Ausgräber vier quadratisch angeordnete Pfostenlöcher auf. Ihr Abstand zueinander betrug jeweils rund drei Meter, der beiden äußeren zum Grabenrand 1,20 Meter. Ob sie zu einem in Holzkonstruktion errichteten Wehrturm gehörten oder die Außen- und Innenfront einer beidseitig mit Holz verschalteten Holz-Erd-Mauer markierten, lässt sich aufgrund des Ausgrabungsstandes nicht entscheiden.

Im Innenraum des römischen Kastells wurde lediglich ein 20 Meter langer Suchschnitt gezogen. Dabei stießen die Archäologen weder auf Bauungsspuren noch auf eine Kulturschicht oder Funde. In Anbetracht der nur in sehr geringem Umfang aufgedeckten Fläche lässt sich daraus jedoch keineswegs sicher ableiten, dass eine feste Holzbebauung fehlte. Hingegen darf mit Gewissheit davon ausgegangen werden, dass das Lager von Lautlingen nie in Stein ausgebaut worden war (Das Kastell von Burladingen-Hausen wurde z. B. 90 n. Chr. in Stein ausgebaut) da weder auf den Äckern jemals Mauerrest ausgepflügt wurden noch Mauerschutt sich im Graben fand, wie dies bei in Stein errichteten römischen Wehranlagen zu erwarten ist.

Funde einer römischen Zivilsiedlung

Über die Lage einer Zivilsiedlung konnten die Forscher nichts berichten. Sie hatten sogar angenommen, dass eine in die Zeit des Kastells gehörende zivile Ansiedlung hier in größerem Umfang nie bestanden hatte. Im Jahr 1972 konnten am Rand von Albstadt-Ebingen, etwa 1,5 Kilometer östlich des Kastells, verschiedene Siedlungsreste beobachtet werden. Die damit verbundenen neuen Funde deuten darauf hin, dass hier Siedlungsreste des 2. Jahrhunderts n. Chr. vorliegen, die mit dem römischen Kastell selbst nichts mehr zu tun haben können. Unter dem neuen Fundmaterial ist ein größerer Bestand an Keramik hervorzuheben, der in die Zeit von Kaiser Domitian (81 – 96 n. Chr.) zu datieren ist.

Literatur- und Quellenverzeichnis:

G. Bersu: „Das Kastell Lautlingen“ in württembergische Studien (Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Eugen Nägele) 1926; 177 ff.

G. Bersu: „Germania 9“ 1925 167 ff.
Jörg Heiligmann „Das römische Lager von Lautlingen, Stadt Albstadt, Zollernalbkreis“ in „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ (Hrsg. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg) Tübingen 1989.

Ph. Filtzinger/D. Planck/B. Cämerer (Hrsg.) „Die Römer in Baden-Württemberg“ Stuttgart 1986; 212 ff.

H. Schönberger: „Die römischen Truppenlager der früheren und mittleren Kaiserzeit zwischen Nordsee und Inn“ 1985 321 ff.

H. Schönberger, „Limesforschungen 2“ 1962 112f.
Marcus Junkelmann; „Die Legionen des Augustus“ Mainz 1986.

Es war einmal..



Der Gasthof „Schwefelbad“ in Balingen (Historische Aufnahme)

Schlussbetrachtung Conrad Schick

Aus technischen Gründen war es nicht möglich, noch im Vorjahr – wo in den Heften Nr. 11/12 das Thema ausführlich behandelt wurde – eine Fazit ziehende Schlussbetrachtung unterzubringen. Drum hier aufs Neue: Der aus Bitz gebürtige Conrad Schick (1822 – 1901), eine in der Tat außergewöhnliche Persönlichkeit, kam in jungen Jahren als Missionar nach Jerusalem und erwarb sich dort im Lauf seines Lebens den Ruf eines überaus kompetenten Sachverständigen für die Archäologie der Stadt Jerusalem und ihre Umgebung. In Jerusalem ist heute sogar noch eine Straße nach ihm benannt. Der Bitzer Manfred Gaß hat sich geraume Zeit mit der Biographie des Conrad Schick befasst. – Hier nun der Schlussgloss dazu...

Conrad Schicks Altertumsforschungen in und um Jerusalem

Im Jahr 1880 meldete der eifrige Forscher dem Volksboten, wie in einem Felsenkanal, durch welchen die Marienquelle unter der Stadt durch nach dem Tei Siloah fließt, einer seiner Schüler eine merkwürdige uralte Inschrift entdeckt habe. Sofort begab sich Schick dorthin und erblickte wirklich diese geheimen und ihm gänzlich unbekanntes Schriftzeichen. So gut wie möglich machte er Abschriften davon und sandte sie an Gelehrte alter Sprachen nach Deutschland und England.

Bald kamen Antworten. Es sei dies eine außerordentlich interessante Inschrift in phönizischen Buchstaben, er solle Abklatsche davon senden. Da auch diese nur mangelhaft herzustellen waren, kamen Fachgelehrte aus den genannten Ländern, um die Schrift selbst in Augenschein zu nehmen und zu übersetzen. Nachdem sie anfänglich in verschiedenen Punkten sich widersprochen, einigten sie sich zu folgender Erklärung: Es sei die älteste Buchstabenschrift, die man bis jetzt in Palästina kenne, und zwar in phönizischen Buchstaben; sie stamme wohl aus der Zeit des Königs Hiskia, trage aber weder Namen noch Datum. Sie erzähle den Hergang bei der Aushauung des Kanals; wie man mit beiden Enden angefangen habe zu graben, wie aber die Arbeiter, als sie in die Mitte gekommen, einander um 1½ Ellen verfehlt hätten, wie es jedoch gelungen sei, geleitet durch den Schall der Grabenden schnell den Rest des Felsens zu durchbrechen, worauf das Wasser 1200 Ellen (etwa 540 m) geflossen sei.

Im Verlauf des nächsten Jahres wurde die merkwürdige Steininschrift in vielen Fachschriften besprochen und abgebildet, dann aber hörte man nichts mehr davon. Da kam im Jahre 1890 der Bericht, sie sei durch frevelhafte Hände aus dem Felsen herausgemeißelt und weggeschleppt worden, wobei sie – wie man sah – jedenfalls zerbrochen worden und zugrunde gegangen sein musste. Nun aber machte die „Englische Ausgrabungsgesellschaft“ beim Vorsteher der Museen des Sultans durch den englischen Gesandten über diesen Vandalismus Vorstellungen, und bald kam von Konstantinopel der Befehl, die Sache genau zu untersuchen. Unter anderem musste auch unser ehrwürdiger Freund Schick persönlich vor Gericht erscheinen, da auf ihn der Verdacht gefallen war, er könne dabei beteiligt gewesen sein. Er schilderte aber so ruhig und sachlich die Geschichte der Auffindung und die historische Bedeutung der Inschrift, dass die Herren des Gerichts gleich völlig von seiner Unschuld überzeugt waren, ihm für die Auskunft dankten und ihn mit einem Friedensgruß verabschiedeten.

Gegen Ende des Jahres 1881 berichtete Herr

Schick dem Volksboten über die Auffindung der Trümmer einer sehr alten Stephanskirche vor dem Damaskustor, die wahrscheinlich auf dem Ort, wo der edle Märtyrer den Tod erlitten hatte, erbaut worden war. Man fand die steinerne Oberschwelle einer Türe, auf welcher zwölf Apostel gemalt waren, jeder unter einem Spitzbogen stehend, mit verschiedenen Gegenständen in den Händen. In ihrer Mitte, größer als sie, Christus auf einem Stuhl sitzend.

Im Jahr 1882 erhielt Schick von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft den Auftrag, einen Plan für ein neues Missions- und Schulhaus in Gaza anzufertigen. Eine medizinische Missionsklinik und die Evangelisationsarbeit tapferer Frauen blühte dort in der alten Philisterstadt, unweit der Küste des mittelländischen Meeres!

Anno 1883 meldete unser Freund, dass die türkische Regierung den Juden verbiete, nach Palästina zu reisen und sich dort anzusiedeln. Es treffe dies vornehmlich die russischen und rumänischen Juden, die – in ihrer Heimat verfolgt – hätten auswandern wollen. Mehrere Familien derselben wurden in Haifa nicht ins Land gelassen.

Im Jahr 1885 berichtet Schick, wie er durch seine Studien über den Lauf der Umfassungsmauern des alten Jerusalems zu seinem eigenen Erstaunen sich habe von der Echtheit der heutigen Grabeskirche überzeugen lassen. Danach habe dieselbe, d. h. der Ort der Kreuzigung außerhalb der Stadt, aber in unmittelbarer Nähe derselben gelegen. Sowohl der Zusammenhang der Lokalitäten ringsherum als auch die ganze Geschichte alter und neuer Zeit bringen ihn zum Schluss, dass die heilige Grabeskirche wirklich die einstige Leidensstätte unseres Herrn und Heilands umschließe und darum auch die Wallfahrtsstätte aller christlichen Völker bleiben werde, solange die Welt stehe. Bekanntlich teilte auch Bischof Gobat diese Ansicht, entgegen derjenigen vieler Engländer und Amerikaner, welche einen schädelförmigen Felsenkopf in der Nähe der Jeremiasgrotte vor dem Damaskustor für das wahre Golgatha halten.

Zusammenfassung

Conrad Schick war, wie wir sahen, ein Autodidakt, d. h. ein Mann, der sich durch unablässiges Studium in seinem Beruf eine außerordentlich vielseitige Kenntnis in allen möglichen bautechnischen Dingen angeeignet hatte. Daher kam es, dass er für viele Anstalten der evangelischen Mission, wie die Kaiserwerther Mädchenanstalt, Talitah Kumi, die englische Schule für Jugendmädchen usw. die Pläne zu machen und die Ausführung der Bauten zu leiten hatte. Auch von Juden, Russen, Armeniern, Türken usw. wurde sein Rat und seine Hilfe als Experte in Anspruch genommen wie z. B. bei Reparaturen an der Omar-moschee u. a. m. Ein besonderes Vertrauen zeigte ihm bis an sein Lebensende Baron von Rothschild von Frankfurt a. M., dessen Armenhäuser in Jerusalem nach Bau und Betrieb ganz unter Schicks Überwachung gestellt waren.

Daneben hatte er als eifriger Geschichts- und Altertumsforscher wie kein anderer während eines halben Jahrhunderts sich eine seltene Kenntnis des unter- und oberirdischen Jerusalems angeeignet sowie eine große Zahl von biblisch wichtigen Stätten des heiligen Landes erforscht und festgestellt. Besonders eifrig ging Baurat Schick auch den merkwürdigen Wasserleitungen des alten Jerusalem nach, welche seit Salomo und Hiskia der in wasserarmer Gegend gelegenen Hauptstadt das unentbehrliche Lebens-element zuführten. Er studierte die Frage auch im Blick auf eine immer dringlicher werdende

heutige Wasserversorgung für die stets wachsende Stadt. Und wie gerne diente er mit seinem vielseitigen Wissen nicht nur den Fachgelehrten, sondern war – wie wir durch seine fleißigen Mitteilungen im „Volksboten“ sahen – bestrebt solches zur Vermehrung der Bibelkunde und Stärkung der Christengemeinde auch weiteren Kreisen zugute kommen zu lassen. So hielt er oft auch Vorträge im Deutschen Verein zu Jerusalem über archäologische und allgemeine wissenschaftliche Gegenstände.

Bei solchen Leistungen konnte es, wie leicht begreiflich, an Anerkennung und Ehrungen nicht fehlen. Außer mehreren Ordensauszeichnungen und der Ernennung zum württembergischen Baurat wurde ihm um seiner archäologischen Forschungen willen der Titel eines Doktors der Philosophie verliehen. Es freute ihn solche Anerkennung, er blieb aber immer der gleiche schlichte, gegen jedermann freundliche und dienstfertige Mann.

Friedlich wie sein Leben war auch sein Ende. Am Abend vor dem Christtag 1901 hatte er noch seinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht, dann mit gutem Appetit zu Nacht gegessen und sich zu Bette gelegt. Schon um 10 Uhr erwachte er wieder und erklärte, er habe noch eine Stunde Zeit. Heftige Beklemmungen traten ein und nach einer halben Stunde war er heimgegangen.

Fußnoten:

Aus dem Buch „Drei bedeutende Bitzer im 19. Jahrhundert“, 2000, von Martin Gaß, zu beziehen über die Gemeindeverwaltung Bitz.

Aktueller Ausblick

Mittwoch, 5. Februar:
DIA-Rückschau Exkursion Sachsen (H. Kratt).
Landratsamt, 18.00 Uhr

Mittwoch, 20. Februar:
DIA-Rückschau Exkursion Genfer See
(H. Willig), Landratsamt, 18.00 Uhr

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Martin Gaß

(verantw. f. d. Beitrag: Dr. Peter-Thaddäus Lang)
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Jens-Florian Ebert

Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch

72336 Balingen, Am Stettberg 9

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 50

28. Februar 2003

Nr. 2

Von „Näherinnen“ und „Strumpfwebern“ – Frauenarbeit in der Industrialisierung Tailfingens

Teil 2: „Mithelfende Familienangehörige“ und Unternehmerin – Die Frauen der Gründergeneration
Von Dr. Barbara Guttman und Ute Grau

Tailfingen entwickelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem Zentrum der südwestdeutschen Maschenindustrie. Von Anfang an war das Textilgewerbe eine Branche, in der Frauen einen relativ hohen Anteil an den Beschäftigten stellten. Die Frage nach dem Beitrag von Frauen an der Herausbildung der industriellen Landschaft bildet somit einen wichtigen Aspekt der lokalen Geschichte: Frauen haben nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern teilweise als mitarbeitende „Unternehmerinnen“ auch ihr Vermögen in die neu entstehenden Firmen eingebracht.

Die beiden Historikerinnen Ute Grau und Dr. Barbara Guttman erforschen diesen bislang wenig beachteten Gesichtspunkt der Industrialisierungsgeschichte derzeit am Beispiel Tailfingens. In einem ersten Beitrag (Heimatkundliche Blätter vom 31. Oktober 2002) wurde der Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der vorindustriellen Phase beleuchtet. Im folgenden geht es um die Rolle von Frauen in den Anfängen der Tailfingener Maschenindustrie.

Die Stube als Wiege der Trikotagen-Industrie

Die Tailfingener Trikot-Industrie entwickelte sich aus den Stuben der eher kleinen und armen Häuser heraus. Ende der 1850er Jahre hatte Johannes Gonser (1837 – 1903) zusammen mit seinem Vater den ersten Rundwirkstuhl nach Tailfingen gebracht. Ihm folgte Martin Conzelmann (1835 – 1912), „s' Gardista Marte“, der 1860 seinen ersten Rundwirkstuhl anschaffte und Johannes Conzelmann (1843 – 1927) – „zur Rose“ genannt, nach dem Beginn seines Geschäfts im Rosengässle, der nach seinen Wanderjahren als Monteur in der Stuttgarter Rundstuhlfabrik von Fouquet und Terrot 1869 mit einem Rundstuhl in Tailfingen die Produktion aufnahm. Es waren allerdings in jenen Jahren nur ganz wenige, die die ca. 250 Gulden für den Kauf eines Rundstuhls aufbringen konnten. Oft wurde er von einem Verleger erworben und nach und nach „abverdient“. Man hatte also zunächst keineswegs den Status eines selbstständigen Unternehmers, vielmehr arbeitete man im Lohn für auswärtige Firmen in Balingen, Ebingen oder Hechingen. Der Fabrikant lieferte das Garn, Faden, Nadeln und Öl musste der Wirker bezahlen.

Die Arbeitsstätte nahm im Haus der Wirkerfamilie den größten und hellsten Raum ein. Meist stand der Rundstuhl am Fenster, um künstliches Licht zu sparen, was dazu führte, dass der Rest des Raums mehr oder weniger im Dunkeln lag. Um den Rundstuhl zu schonen, wurde selten gelüftet. Daneben wurde noch Raum für die Lagerung der Rohstoffe und fertigen Ware benötigt. „...so ist eigentlich die ganze Wohnung für gewerbliche Zwecke occupiert“, schilderte Otto Reinhard 1899 die Zustände in seiner Studie über die Trikot-Industrie Württembergs.

Die Rundstühle wurden mit der Hand angetrieben, ihre Bedienung war einfach und in kurzer Zeit zu erlernen. Otto Reinhard schrieb: „Aus die-

ser primitiven Anforderung an die Arbeitsleistung erklärt es sich, dass bei kürzerer oder längerer Verhinderung des Familienvaters alle Familienmitglieder in der Lage sind, mitzuhelfen und auch tatsächlich zur Mitarbeit herangezogen werden.“

Das Drillen des Rundstuhls gehörte mit zur täglichen Arbeit einer Wirker-Ehefrau sowie der Kinder, auch wenn in den offiziellen Statistiken und gegenüber den Verlegern lediglich die Männer als Trikotwirker auftraten. Anders konnten die zur Abbezahlung des Wirkstuhles und zum Broterwerb erforderlichen Arbeitszeiten von bis zu 18 Stunden am Tag nicht bewältigt werden.

Produzierten bis Ende der 1860er Jahre nur ganz wenige Tailfingener vornehmlich Herrenunterhosen und Damenunterröcke an Rundstühlen, erhöhte sich ihre Zahl nach dem Krieg 1870/71 wegen des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs kontinuierlich. 1876 wurden in Tailfingen 24 selbstständige Trikotwirker gezählt, die meist je einen Rundstuhl betrieben. Lediglich Johannes Gonser, Martin Conzelmann, Johannes Conzelmann zur Rose sowie der seit 1872 produ-

zierende Christian Schöller betrieben inzwischen mit ihren Familien jeweils mehrere Rundstühle.

Die Produktion fand zunächst weiterhin in den Stuben statt, doch im Lauf der Jahre wurde immer wieder an- und ausgebaut. Wurde die Zahl der betriebenen Rundstühle zu groß, um alleine von den Familienmitgliedern bedient zu werden, wurden weitere Wirker engagiert. Der Betreiber der Wirkstühle wurde damit zum so genannten „Faktor“ oder Zwischenmeister. Meist arbeitete man mit Verwandten, das heißt, „Faktor“ und Hilfskraft standen sozial auf derselben Stufe. Hier finden wir die reale Grundlage für den späteren Mythos vom „bescheidenen Unternehmer“.

Rasante Entwicklung des Trikot-Gewerbes ohne Frauen undenkbar

Die Entwicklung verlief rasant. Besaßen 1880 in Tailfingen 53 Trikotweber insgesamt ca. 180 Rundstühle, so arbeiteten fünfzehn Jahre später bereits 1023 Personen an 604 Rundstühlen, davon 325 in Heimarbeit.

Dass Tailfingen sich bis zum Ende des Jahrhunderts zu einem der Hauptzentren der süddeutschen Trikotfabrikation entwickelte, ist nicht alleine der Verdienst jener „Unternehmer der ersten Generation“. Diese Entwicklung wäre ohne ihre Ehefrauen undenkbar gewesen. Sie arbeiteten unermüdlich am Rundstuhl, beim Repassieren, Walken, Waschen, Trocknen, Rauhen und Nähen – ganz zu schweigen von ihrer Arbeit im Haushalt, bei der Erziehung der Kinder und der nun zum Nebenerwerb gewordenen Landwirtschaft. Die Frauen brachten jedoch nicht alleine ihre Arbeitskraft ein, sondern auch Geld und Sachwerte.

Dies war deshalb von Bedeutung, weil die Anfänge der Industrialisierung in Tailfingen – wie auch in Ebingen und der gesamten Region – durch Kapitalmangel geprägt waren. Auch ein ausgebildetes Bankwesen fehlte zunächst. Erst 1885 gründeten Tailfingener Gewerbetreibende die Gewerbebank, heute Volksbank. „Mein Wille und meine Kräfte mussten aber immer unter meiner Vermögenslosigkeit begraben bleiben“, schrieb beispielsweise Johannes Fröschle 1865 an die Königliche Centralstelle für Handel und Gewerbe. Zusammen mit seiner Ehefrau – sie hatten drei Kinder – hatte er als Manchesterweber in langjähriger Arbeit ca. 1500 Gulden angespart, die die Familie als Basis für die Anschaffung von Stühlen zur Corsettherstellung nutzten. Im Auftrag Göppinger Corsett-Fabrikanten produzierte er nun mit Arbeitern an 20 Stühlen und plante eine Erweiterung des Betriebs, für die er die Centralstelle um Gewährung eines Darlehens bat.

Dieser Vorgang zeigt eine für Tailfingen typische Situation: Die Centralstelle für Handel und Ge-



werbe steuerte bestenfalls vergleichsweise kleine Beträge bei. Vielen „Existenzgründern“, wie man sie heute nennen würde, wurde der Erwerb von Maschinen daher erst durch das von ihren Ehefrauen eingebrachte Vermögen möglich.

Dabei dürfen wir uns keineswegs vorstellen, dass es sich um große Geldsummen oder gar Immobilien handelte. Die Mehrheit der Tailfinger Bevölkerung jener Jahre gehörte eher zu den „armen Schluckern“. Zu diesem Schluss kommen wir jedenfalls, wenn wir uns die bei der Verheiratung erstellten Beibringens-Inventare anschauen, in denen genau festgehalten wurde, was jeweils der Mann und die Frau an Geldwerten, beweglichen und festen Gütern in die Ehe einbrachten. Insgesamt lag der Anteil des von den Ehefrauen eingebrachten Vermögens dabei mehrheitlich bei über 50 Prozent.

Leider ist uns so gut wie nichts überliefert, was uns einen Einblick in den Alltag und die Stimmung dieser Frauen der Gründergeneration erlauben würde. Lediglich in einem Fall tritt eine ungewöhnliche Frau aus dem Dunkel der Geschichte heraus: Die Tailfinger Unternehmerin Salome Blickle.

Zwischen Wiege und Rundstuhl – die Anfänge der Firma Balthas Blickle's Wwe.

Die am 6. April 1852 als Tochter des Siebmachers Michael Bizer und seiner Ehefrau Lydia, geb. Mauthe, geborene Maria Salome hatte im Oktober 1874 im Alter von 22 Jahren den Lindewirtsohn Balthas Blickle geheiratet. Im April des Jahres war bereits der erste gemeinsame Sohn Johannes geboren worden. 1875, 1877 und 1878 kamen drei weitere Kinder dazu, ein Sohn sowie zwei Töchter. 1876 kaufte Balthas Blickle zusammen mit seinem Bruder Jakob eine mit zwei Kurbeln versehene, per Hand betriebene Rundstrickmaschine. Die Brüder trennten sich jedoch bald und die Maschine fiel per Los an Jakob. Balthas erwarb daraufhin einen neuen Rundstuhl zur Herstellung der in jener Zeit viel gefragten

„Gaufre-Röcke“. Ermöglicht wurde diese Anschaffung durch die finanzielle Unterstützung seines Schwiegervaters.

Die Maschine wurde – wie üblich – in der Wohnstube des jungen Ehepaars aufgestellt. Salome, inzwischen Mutter von zwei kleinen Kindern, wechselte sich mit ihrem Ehemann bei der Bedienung des handbetriebenen Rundstuhls ab. Im Januar 1877 gebar sie ihr drittes Kind. Dies war wahrscheinlich der Grund dafür, dass man sich Unterstützung durch einen Arbeiter suchte und ihn in Salomes Bruder Balthas Bizer auch fand.

Ende des Jahres 1877 erwarben die Blickles ihren zweiten Rundstuhl und 1884 betrieben sie bereits zwölf. Im selben Jahr wurden von der Hechinger Firma Liebmann und Levy zehn weitere 36-zöllige Maschinen zu einem Kaufpreis von 10 000 Goldmark übernommen. Für die nun insgesamt 22 Maschinen musste ein Neubau erstellt werden. Doch Balthas Blickle zog sich beim Abladen und Aufstellen der neu erworbenen Maschinen ein Lungenleiden zu, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Er verstarb am 10. August 1885 und Salome Blickle, inzwischen 33 Jahre alt, blieb mit ihren vier Kindern im Alter von sieben bis elf Jahren alleine zurück. Das Ehepaar Blickle hatte bis zu diesem Zeitpunkt eine „Errungenschaftsgesellschaft“ geführt, deren rechtliche Nachfolge die junge Witwe nun antrat. Sie hatte das unbeschränkte Verwaltungs- und Veräußerungsrecht am gemeinschaftlichen Vermögen, das inzwischen von ursprünglich 700 fl. auf ca. 30 000 Mark angewachsen war.

Eine eigenständige Unternehmerin

„Mit großer Energie und Umsicht ging diese Frau an die ihr gestellten Aufgaben heran“, heißt es in der Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum der Firma. Salome Blickle stellte den Familienbetrieb auf ganz neue Beine. Hatte Balthas Blickle als „Faktor“ oder Zwischenmeister im Lohn für einen auswärtigen Unternehmer produziert, so



gelangte Salome bald nach dem Tod ihres Mannes zu der Einsicht, dass ihr Betrieb als reiner Lohnbetrieb immer vom fremden Auftraggeber abhängig sein würde. Sie wagte daher einen mutigen Schritt und verschaffte dem Unternehmen neue Entwicklungsmöglichkeiten. Im Februar 1887 ließ sie „Balth. Blickle's Ww.“ als unabhängige Firma ins Handelsregister eintragen.

Man betrieb nun den Ein- und Verkauf selbstständig, die Fabrikation wurde von Damenunterröcken auf Herren-Unterhosen, Damenhosen, Kinderanzüge, Herren- und Damenjacken sowie Hemden ausgedehnt. Die Belegschaft umfasste inzwischen 30 Arbeiter und Arbeiterinnen. Salome Blickles Firma überstand auch die schlechten Geschäftsjahre 1889 bis 1892 relativ gut und konnte ab 1893 weitere Erfolge verbuchen. Das in der Bilanz zum 31. Dezember 1886 ausgewiesene Vermögen von knapp 20 000 Mark war zehn Jahre später auf fast 86 000 Mark angewachsen und erreichte zum Jahresende 1899 über 107 000 Mark. Unter Salome Blickle hatte sich aus einem abhängig produzierenden Kleinbetrieb eine gut funktionierte Firma entwickelt, die sie zum 1. Januar 1900 an ihre Söhne Hans und Rudolf Blickle übergab. – Den Arbeitsbedingungen von Frauen in der expandierenden Trikotagenindustrie um die Jahrhundertwende wird sich ein folgender Beitrag widmen.

Zur Geschichte der Industrialisierung

Amtliche Unterlagen im Stadtarchiv Albstadt¹ / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Irgendwann im Sommer 1993 verspürte der Leiter des Albstädter Wirtschaftsgymnasiums den Wunsch, seiner Schule einen „richtigen“ Namen zu geben und entschied sich dabei für Johannes Mauthe mit dem Beinamen „Zum Löwen“. Dieser lebte von 1807 bis 1882 und gilt in Ebingen als der Industriepionier schlechthin – „Johannes-Mauthe-zum-Löwen-Gymnasium“: durchaus passend also für ein Wirtschaftsgymnasium.

Letzten Endes sollte das Lehrerkollegium über die Namensgebung der Schule entscheiden; deshalb bat mich der Schulleiter, vor seinem Kollegium einen kleinen Vortrag über diesen Johannes Mauthe zu halten. Die ortsgeschichtliche Literatur² über Ebingen beschäftigt sich zwar immer wieder mit diesem Menschen, aber, wie leider oft üblich, ohne Angabe der Quellen oder thematisch zu eng begrenzt. Also blieb mir nur eines: Die amtlichen Unterlagen selbst heranzuziehen.

Inventuren und Teilungen

Zuerst griff ich zu den Inventuren und Teilungen, die im Stadtarchiv Albstadt durch einen Namensindex erschlossen sind. Die Inventuren und Teilungen – das wäre also die erste Quellengattung, die hier vorgestellt werden soll. Dabei handelt es sich insbesondere um die so genannten Zubringens-Inventare, die in Württemberg bei der Verheiratung angefertigt wurden. In ihnen ist festgehalten, was Ehemann und Ehefrau

an Immobilien, fahrender Habe und an Geld mit in die Ehe brachten³.

Unser Johannes Mauthe hat zweimal geheiratet, nämlich 1831⁴ und 1840⁵. Sehen wir uns zunächst das Inventar von 1831 an, das ganz am Anfang von Mauthes beruflicher Laufbahn steht – er ist damals 24 Jahre alt und gibt als Berufsbezeichnung „Strumpfweber“ an.

Was er an Schmuck, Kleidung, Bettwäsche, Leinwand, Küchengeschirr, Möbel und sonstiger Fahrnis besitzt, hat einen Gesamtwert von 569 Gulden. Unter dem letzten Punkt sind auch aufgeführt: drei Pistolen, ein Gewehr, ein Vogelkäfig, ein Spiegel, eine Spieluhr und unter anderem auch zwei Strumpfweberstühle im Wert von zusammen 120 Gulden. Daneben besitzt er an Immobilien: ein Haus und eine Ölmühle im Wert von zusammen 4000 Gulden.

Ein Vergleich mit anderen Inventuren aus dieser Zeit ergibt, dass Mauthe keineswegs zu den armen Schluckern in Ebingen gehört hat. Er hatte also eine vergleichsweise günstige Startposition für seinen zukünftigen wirtschaftlichen Aufstieg.

Es erhebt sich in diesem Zusammenhang somit die Frage, wie andere erfolgreiche Firmengründer und Industriekapitäne bei ihrem Eintritt in die berufliche Selbstständigkeit standen – ob hier eine günstige Startposition insgesamt die Chancen verbessert oder ob dies keine wesentliche Rolle spielt. Oder mit anderen Worten: Haben es überdurchschnittlich betuchte Junghandwerker später eher zu wirtschaftlichem Erfolg gebracht als die ärmeren unter ihnen? Oder waren die Chancen eher für alle gleich, wie im *amerikanischen Traum*, wo der Tellerwäscher zum Millionär aufsteigt?

Auf einen etwas hervorgehobenen, sozialen Rang weisen auch andere Indizien. Pistolen, Gewehr, Spieluhr und Vogelkäfig – solches besitzt in der damaligen Zeit nicht jeder junge Handwerksmann in Ebingen, wie sich mit Leichtigkeit an anderen Inventuren feststellen lässt.

Die damalige Gesellschaft ist dermaßen stark von den Männern geprägt, dass die Frauen nur wenige Spuren in den kommunalen Quellen hinterlassen haben. Die wenigen, die wir haben, sind deswegen um so wichtiger. Unter anderem das *„Weibs Beibringen“*, eben jene Besitztümer, welche die Braut mit in die Ehe bringt. Im Falle der Christine Barbara Sting, verheiratete Mauthe, waren es 1898 Gulden Bargeld und eine Aussteuer im Wert von 622 Gulden. Diese Beträge liegen zwar weit unter denen des Bräutigams, sind

aber im Vergleich immer noch beträchtlich über dem Ebinger Durchschnitt⁶.

Wichtig im Zusammenhang mit der Industrialisierung: zum einen die Nennung von Arbeitsgerät, denn dieses gibt Aufschluss über Art und Größe des Betriebs. Zum andern sind aber auch Immobilien und Bargeld von Belang, denn beides kann gegebenenfalls zur Anschaffung von weiteren Arbeitsmitteln dienen. Was in Mauthes Fall vollkommen fehlt, sind Bücher. Sie könnten unter Umständen Aufschluss darüber geben, ob ihr Besitzer fromm ist oder gar dem Pietismus zuneigt⁷ (dieses freilich mit Einschränkungen, denn der Besitzer kann die Bücher ja auch geerbt haben). Mauthe scheint also nicht sonderlich fromm gewesen zu sein, denn sonst hätte er zumindest ein Gesangbuch oder eine Bibel besessen. Seine Frau ist da eines Sinnes mit ihm – bei ihr ist lediglich ein Kochbuch vermerkt.

Nun wollen wir sehen, was Mauthe mit diesem Startkapital innerhalb von zehn Jahren so gemacht hat.

Johannes Mauthe nennt sich nun nicht mehr Strumpfweber, sondern Strumpffabrikant. Er hatte den Radius seiner kommerziellen Unternehmungen gewaltig erweitert: Das Mauthe'sche Vermögen war auf 27 786 Gulden angewachsen, hatte sich also versechsfacht. Zu seinem Wohnhaus hatte er Nebengebäude erworben, dazu kamen verschiedene Gärten, Wiesen und Waldungen.

Neben einer Ölmühle, einer Walkmühle und drei eisernen Strumpfwebstühlen nannte er umfangreiche Schafherden sein eigen, die in Bisingen, Thanheim, Pfeffingen und Margrethausen auf der Weide standen – insgesamt nahezu 600 Tiere; er besaß des Weiteren eine Spinnerei in Laufen an der Eyach; er verfügte über ein gut gefülltes und wohl assortiertes Rohstofflager, in welchem sich neben Baumwollgarnen auch Wollgarne befanden, und zwar in allen erdenklichen Farben, Verarbeitungsarten und Qualitätsstufen. Weit ausdifferenziert zeigt sich Mauthes Fertigwarenlager – da finden wir Socken, Strümpfe, Kappen, Unterhemden und Handschuhe – Textilien für Kinder und für Erwachsene, für Frauen und für Männer, für wärmere und für kältere Tage, insgesamt über 70 verschiedene Artikel. Wie das Verzeichnis seiner Außenstände belegt, vertrieb Mauthe seine Waren überall im süddeutschen Raum. Seine Geschäftsbeziehungen reichten von Karlsruhe und Mannheim im Norden bis nach Luzern, Basel, St. Gallen und Graubünden im Süden; ja, einmal ist sogar von New York die Rede.

Diese neue Dimension des Reichtums wirkt sich auch auf seine häusliche Umgebung aus: Das Inventar nennt unter anderem Pretiosen zwei goldene und vier silberne Uhren; der vormals Bücherlose hatte sich mittlerweile eine Bibliothek zugelegt, die mit ihren 70 Bänden geradezu stattlich genannt werden kann, darunter zahlreiche Sachbücher⁸; sogar ein Konversationslexikon ist vorhanden und nun auch ein Gesang-, ein Andachts- und ein Predigtbuch; eine Bibel fehlt.

Geistig, so will man meinen, ist Johannes Mauthe der gleiche geblieben. Tiefsinn und Schöngesterei liegen ihm nicht, auch das Frommsein ist nicht so seine Sache. Er ist und bleibt ein nüchterner Geschäftsmann.

Angesichts der Mauthe'schen Geschäfts- und Vermögensverhältnisse nimmt es nicht Wunder, dass die zweite Ehefrau des erfolgreichen Geschäftsmanns, Maria Katharina geb. Kemmler, mehr in die Ehe mitbringt als die erste Ehefrau, nämlich Besitztümer im Wert von 7000 Gulden. Für Bücher interessiert sie sich allerdings noch weniger als ihre Vorgängerin: Ein einziges Buch ist in dem Inventar verzeichnet. Es trägt den Titel „Seelenschatz“. Im Hinblick auf geistige Zerstreuung und geistliche Erbauung dürfte zwischen den Ehepartnern also Übereinstimmung geherrscht haben.



Johannes Mauthe zum Löwen, 1807 – 1882

Auf der Grundlage solcher Beobachtungen lassen sich verschiedene Forschungsfragen formulieren, die mit Hilfe der Inventuren und Teilungen zu beantworten sind: Inwieweit hat sich der kommerzielle Erfolg auf den Lebensstil ausgewirkt? Wie steht es mit der sprichwörtlichen Bedürfnislosigkeit der schwäbischen Industriepioniere wirklich? Hat sich der geistige Horizont dieser Leute durch das wirtschaftliche Vorankommen verändert? Zweifelsohne sind hier weitere Forschungsfragen in großer Zahl vorstellbar, aber ich möchte es dabei bewenden lassen und mich einer weiteren Quellengattung zuwenden.

Bei aller Genauigkeit im Detail haben die Inventuren und Teilungen nämlich einen grundlegenden Mangel: sie geben nur eine blitzlichtartige Momentaufnahme der jeweiligen Verhältnisse. Will man diese im Kontinuum der Zeit erfassen, muss man zu anderen Quellen greifen.

Feuerversicherungsbücher

So komme ich denn nun auf die Feuerversicherungsbücher zu sprechen, die im Stadtarchiv Albstadt für die Stadt Ebingen ab 1838 vorhanden sind⁹. Hinsichtlich der Feuerversicherung stellte sich für den Gesetzgeber das Problem, welche Teile an und in einem Gebäude als Bestandteil desselben gelten. Die entscheidende Festlegung hierfür findet sich in dem königlich-württembergischen Generalreskript von 1807¹⁰. Dort heißt es unter § 2: „*Mobilien aller Art (...) sind kein Gegenstand derselben (= der Versicherung); nur bei Mühlen ist das so genannte laufende Geschirr als Bestandteil des Gebäudes in die Assekuranz aufzunehmen.*“ Die Versicherungsbücher selbst handeln listenartig Gebäude für Gebäude ab, die nach den fortlaufenden Hausnummern geordnet sind. Für jedes Gebäude sind Spalten vorgesehen, die der Reihe nach Hausnummer und Straßename, Beschreibung des Gebäudes, Belastungen¹¹, Brandversicherungsanschlag, Steueranschlag und den Namen des Eigentümers¹² enthalten. Was in vorliegendem Zusammenhang vor allem interessieren dürfte, das sind die Beschreibung des Gebäudes und der Brandversicherungsanschlag, dessen Veränderungen jeweils mit Angabe des Jahres vermerkt sind. Im Falle unseres Johannes Mauthe sind die betreffenden Informationen denkbar dürftig: „*ein zweistöckiges Wohnhaus*“ heißt es da recht einsilbig. Ansonsten ist zu sehen, dass dessen Versicherungswert wesentlich höher eingestuft ist als jener der Nachbarhäuser¹³.

Keine allzu üppige Information, denn man würde gerade im Hinblick auf die Industrialisierung mehr über das Innenleben der Gebäude erfahren, über Werkzeug und Maschinen. Ersatzweise sind deshalb die Bauschauprotokolle heranzuziehen. In diesen werden die Anträge festgehalten, welche die Bauherren stellten, wenn sie Neu-, Um- oder Anbauten vornehmen wollten¹⁴. Aus dieser Quelle erfahren wir beispielsweise, dass unser Johannes Mauthe sich bereits 1829 ge-

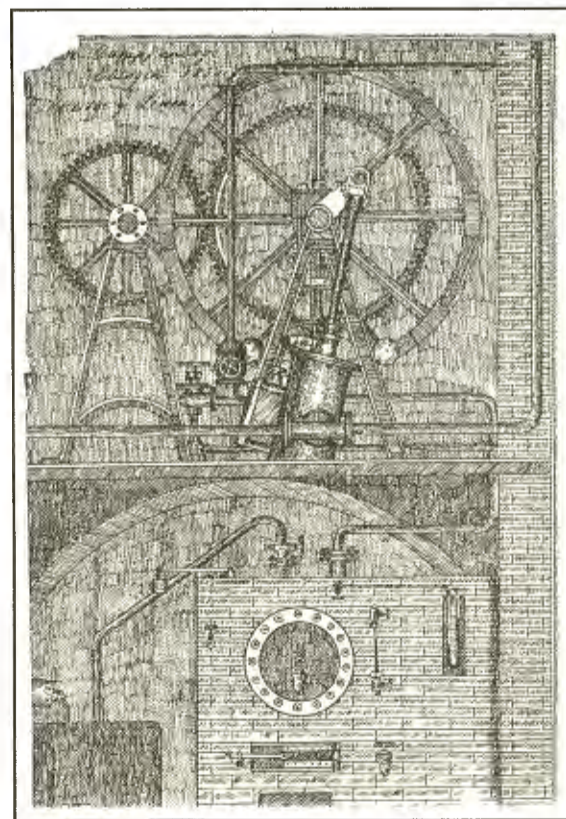
legentlich – recht selbstbewusst – „Strumpffabrikant“ nannte¹⁵ und dass er ein Jahr später eine Ölmühle mit Pferde-Antrieb einrichtete¹⁶. Diesen Pferde-Antrieb ersetzte er 1834 durch eine Dampfmaschine¹⁷ – ein durchaus bemerkenswertes Ereignis, denn es handelt sich um die erste Dampfmaschine im Königreich Württemberg überhaupt. Damit aber nicht genug: Wie spätere Bauschauprotokolle ausweisen, baute er 1837 einen Schafstall¹⁸ und 1854 ein neues Gebäude hinter seiner Spinnerei¹⁹. So kann man denn aus diesem Beispiel verallgemeinernd sagen, dass ein expandierendes Unternehmen immer wieder auf der Suche nach neuen Räumen ist und deshalb entsprechende Spuren des Anbaus, des Umbaus und des Neubaus in den Bauschauprotokollen hinterlässt.

Trotz alledem: Durch die allmählich zunehmende Verbreitung von Maschinen wird die Praxis der Feuerversicherung reformbedürftig. Deshalb erfolgte 1853 eine Neuregelung²⁰, die in ihren Artikeln 1²¹ und 21 Maschinen als Zubehör eines Hauses ausdrücklich gelten lässt. Ein Kommentar aus dem Jahr 1894 führt dies näher aus: Unter Zubehör seien zu verstehen „*Maschinen, Apparate, Werkbänke, Fachgestelle, Transmissionen, Rohrleitungen, Beleuchtungseinrichtungen usw.*“²²

Mit der neuen Gesetzesgrundlage geht ein neues, präziseres Erfassungs-Schema einher; nunmehr werden in den Versicherungsbüchern genannt: die Nummer des Gebäudes, der Eigentümer²³, die von der Versicherung ausgenommenen Gebäudeteile wie Fundament²⁴ und Keller, das Jahr der Aufnahme oder Änderung, die Nummer einer möglichen Beilage²⁵ und schließlich der Versicherungsanschlag.

Nunmehr sind auch die Gebäudebeschreibungen ausführlicher. Statt „zweistöckiges Wohnhaus“ heißt es jetzt: „*Ein auf 3 Seiten frei stehendes 2½ stockiges Wohn- und Oekonomiegebäude mit Stockmauern, gemauertem, gestücktem und getäfeltem Fachwerk*“; und auf entsprechender ausführlicher Weise sind die Nebengebäude A, B, C und D beschrieben²⁶.

Diese Veränderung der Versicherungsvorschriften machte es nötig, verschiedene Versicherungsanschlüsse abzuändern, da bestimmte „Zubehörden“ in die Schätzung mit einbezogen werden mussten. So ist in Ebingen Johannes Mauthe der erste, der seine Gebäude neu einschätzen lässt, weil nun auch seine Dampfmaschine zusammen mit dem Gebäude versichert ist²⁷.



Dampfmaschine des Löwen-Mauthe, 1834

Gebäude-Schätzungs-Protokolle

Diese Einschätzungen erfolgten über die Gebäude-Schätzungs-Protokolle²⁸, die in chronologischer Reihenfolge die Veränderungen festhalten. Hier werden die Gebäude ab 1854 wesentlich genauer erfasst als in den Versicherungsbüchern: In den Spalten folgen auf die Hausnummer der Eigentümer die Lage (z. B. Straße, Platz o. Ä.), die Bestimmung (z. B. Werkstatt, Wohnhaus, Fabrik, Scheune), die Bauart (z. B. „unter hohen Satteldach, frei stehend, gemauerte Ringelwände“), die Zahl der Stockwerke; die Ausmaße des Bauwerks mit Länge, Breite und Höhe, die Art und Zahl der Gelasse (heizbare und unheizbare Zimmer, Kammern, Küchen, Stallungen, sonstige), die Dachbedeckung (in der Regel Ziegel), die Umfassungs- und Giebelwände, feuergefährliche Einrichtungen (z. B. Schmiedeofen, Backofen, Dampfkessel und Maschinen), von der Versicherung ausgenommene Gebäudeteile (z. B. Fundament und Keller), die Versicherungsklasse und schließlich noch der neue wie auch der alte Versicherungsanschlag. So wird das Gebäude Nummer 299 C des Johannes Mauthe 1854 folgendermaßen beschrieben: „hinter dem Wohnhaus 64 Fuß entferntes Fabrikgebäude mit 14 Fuß hohen Stockmauern, eine Oelmühle, Rundmaschinen und 1 Dampfmaschine zum Betrieb enthaltend“²⁹.

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen:

- Im Folgenden werden Archivalien der altwürttembergischen Stadt Ebingen vorgestellt. Es ist davon auszugehen, dass die Strukturen der Quellen in anderen altwürttembergischen Städten gleich oder zumindest sehr ähnlich sind. Abweichungen werden sich ergeben bei den Quellen hohenzollerischer und badischer Städte.
- Robert Göbel: Denkschrift zur Feier der Eröffnung der Eisenbahn... in Ebingen. Ebingen 1878. S. 14 f; Joseph Halm: Stumpelholz. Heitere Geschichten aus Alt-Ebingen. Ebingen 1941. S. 42 f.; Gottlob Friedrich Hummel: Geschichte der Stadt Ebingen. Ebingen 1923. S. 146 f.; Ernst Koch: Am Stadtbrunnen. Ebinger Geschichte in Geschichten, Albstadt-Ebingen 1990, S. 27 - 33; Peter Thaddäus Lang: Löwen-Mauthe: Ein Pionier? In: Heimatkundliche Blätter Balingen 42 (1995) S. 936 f.; Walter Stettner: Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986. S. 347 f.; ders.: Rundstuhl und Dampfmaschine in Ebingen. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 34 (1987) S. 587.
- Weitere Einzelheiten über die Inventuren und Teilungen in dem Beitrag von Rolf Bidlingmaier: Inventuren und Teilungen. Entstehung und Auswertungsmöglichkeiten einer Quellen-Gruppe in den württembergischen Stadt- und Gemeindearchiven. In: „Der furnembste Schatz“. Ortsgeschichtliche Quellen in Archiven. Vorträge eines quellenkundlichen Kolloquiums im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg am 23. Oktober 1999 in Pfullingen. Ansonsten: Anja R. Benschmidt: Klein-

bürgerlicher Besitz. Nürtinger Handwerkerinventare von 1660 bis 1840. Münster/W. 1985. S. 7 - 11.

- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 2396, 21. Juli 1831.
- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 3228, 9. November 1840.
- Eine Durchsicht der Nummern 2335 bis 2395 ergibt einen Durchschnittswert von 1322 Gulden, wobei Nr. 2350 mit 12492 Gulden eine extreme Ausnahme darstellt (dabei sind nur Beibringensinventare berücksichtigt).
- Obwohl Martin Scharfe bereits 1980 endgültig und überzeugend die Auffassung widerlegte, der Pietismus sei die entscheidende Triebkraft für die Industrialisierung in Württemberg gewesen (Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980. S. 125 - 128), wird jetzt genante Ansicht in der einschlägigen Literatur auch später trotzdem immer wieder vertreten. Einige Beispiele: „Ein religiöser, zeitweise pietistischer Antriebsfaktor erklärt manches“ (Günter Hahndorf: Wurzeln des Wohlstands. Bilder und Dokumente südwestdeutscher Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart 1984). Wesentlich deutlicher äußert sich Willi A. Boelcke: „Der Typ des Handwerker-Unternehmers, bescheiden, pietistisch, sparsam, emsig, der Tüftler, Bastler, Schaffer oder Brettlesbohrer, der die Mühe wie die Todsünde fürchtete, war damals vorherrschend“ (Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1987. S. 301). Otto Borst gerät fast schon ins Schwärmen, wenn er auf dieses Thema zu Schreiben kommt: „Der Pietismus ist hier in Altwürttemberg der Industrialisierung entgegengekommen wie sicherlich in keinem deutschen Territorium sonst. Wenn wir von den geistigen Antriebskräften der Industrie hierzulande reden, dann haben wir in tiefster und gewichtigster Hinsicht auf das ethische Instrumentarium der Pietisten zu verweisen. Sie haben diese Industrie hier in ihren Profilen, ja in ihrer Sinngebung ebenso geprägt wie den altwürttembergischen Volkscharakter im allgemeinen...“ (Ders.: Leitbilder und geistige Antriebskräfte. In: Ders., Hrsg.: Wege in die Welt. Die Industrie im deutschen Südwesten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1989. S. 23.). Wenig später wird ihm wohl klar, dass er damit wohl doch schon den Boden der Wissenschaftlichkeit verlassen hat: „Ob wir je mit Statistiken und abgesicherten Vergleichszahlen werden können, bezweifelt man sehr...“ (ebenda, S. 24). Rainer Prewo bleibt in seinem vor vier Jahren erschienenen Aufsatz letztlich einen stichhaltigen Nachweis schuldig (Protestantische Ethik und Gewerbegeist im Nagoldtal. In: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 99 (1999). S. 186 - 207; hier bes. S. 192: „Inwieweit die Fabrikgründer selbst aktive Gemeinschaftsleute waren, ist mir, mit Ausnahme des Falls Sauter, aus den Quellen nicht faßbar geworden.“ - Die Ebinger Quellen sprechen indes eine vollkommen andere Sprache: Die Visitationsberichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beispielsweise lassen eindeutig erkennen, dass der Pietismus innerhalb der Ebinger Kirchengemeinde eine äußerst marginale Rolle gespielt hat (Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 29/996: Visitationsberichte Ebingen 1859, 1869, 1871, 1873, 1875, 1877, 1880, 1882, 1885, 1887, 1888, 1890, 1892, 1899). Vgl. auch Peter Thaddäus Lang, Ebingen am Vorabend der Industrialisierung. Der Visitationsbericht des Ebinger Pfarrers aus dem Jahre 1859. In: Heimatkundliche Blätter 47 (2000) S. 1241 f., 1245 - 1247. Die Ebinger Inventuren und Teilungen stützen diese Beobachtung ab: Nur in 14% der Inventuren finden sich pietistische Erbauungsbücher (Stichprobe 1878 - Bau der Eisenbahnlinie in Ebingen).
- Darunter drei Bände über Mühlenbau, sechs Bände Geographie, sechs Bände historischen Inhalts, drei Adressbücher, ein Atlas, ein Rechenbuch, eine Naturgeschichte, ein Briefsteller und ein Meilenanzeiger - die Bibliothek besteht mindestens zur Hälfte aus Sachbüchern. Belletristik ist überhaupt nicht

vertreten.

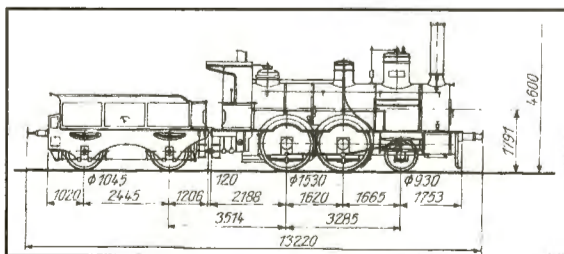
- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, HR-E 714.24/1 ff.
- Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1808, S. 31. Frühere Brandversicherungs-Ordnungen vom 26. 7. 1756, vom 16. 1. 1773, vom 26. 11. 1804 und vom 21. 8. 1805.
- Hier werden für gewöhnlich die Jahre der Abänderungen eingetragen.
- Bei Eigentümerwechsel Hinweis auf den Eintrag im Kaufbuch.
- 2400 Gulden; die Nachbarhäuser zwischen 400 und 2000 Gulden; Erhöhung des Anschlags 1842 auf 3200 Gulden.
- Im StadtA Albstadt ab 1811 vorhanden. Zu den rechtlichen Grundlagen Alfred Dehlinger: Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute. Erster Band. Stuttgart 1951. S. 339 f.
- StadtA Albstadt, Bauschachprotokoll 1826 - 1835, f. 95v (12. November 1829).
- Ebenda f. 107 f.
- Ebenda f. 231 v. - Nachdem er bereits 1830 dort ein „Feuerwerk“ eingerichtet hatte (ebenda f. 139v.). Diesen Beleg entdeckt zu haben ist das Verdienst des Ebinger Heimatforschers Ernst Koch, vgl. oben Anm. 2.
- Ebenda 1835 - 1842, f. 44v.
- Ebenda 1847 - 1854, f. 222v.
- Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1853, S. 79 ff.
- Artikel 4: niet- und nagelfeste Zubehörs.
- G. A. von Klumpp: Das württembergische Gesetz über Gebäude-Brandversicherung vom 14. März 1853... Stuttgart³ 1894. Nachtrag S. 72. Nicht versichert sind demnach Werkzeuge (Hammer, Zangen, Feilen u. Ä.) und kleinere Maschinen wie Handbohrer, Schleifer oder Fräsen. Der Gesamtwert der vorhandenen Produktionsmittel ist somit nicht ganz exakt festzustellen. Es ist aber davon auszugehen, dass die Kleingeräte im Verhältnis zu den Gebäuden und den fest installierten Maschinen im Wert von nachrangiger Bedeutung sind.
- Hier sind oft kleine Zeichnungen des Gebäudes eingefügt.
- In der Quellsprache „Fundation“.
- In dieser Spalte wird auf die Gebäude-Schätzungs-Protokolle verwiesen. Zu diesen vgl. unten Anm. 27.
- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, HR-E 714.24/05, f. 413v - 417.
- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, HR-E 714.22/03.
- StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, HR-E 714.21/01. Ab 1868 ist die Bezeichnung „Anmeldungs-Verzeichnis zur Gebäudebrandversicherung“ üblich; vgl. HR-E 714.21/03 a ff.
- Vor 1854 wird ein wesentlich einfacheres Schema gebraucht, das aus den Spalten Hausnummer, Eigentümer, Gebäude (enthält, wie nach 1854, Bestimmung und Bauart), Umstände, die zu einer Verminderung der Brandentschädigung führen können (meist leer), Erklärungen des Eigentümers (pro Jahrzehnt vielleicht ein einziger Eintrag), Äußerungen der Schätzungskommission (notiert ist hier der Versicherungsanschlag), Verfügungen des Ortsvorstehers (der in der Regel den Anschlag der Schätzungskommission bestätigt). Das Vorhandensein meist leerer Spalten kann zwei Ursachen haben: Entweder waren die Ebinger Beamten unfähig, mit dem Formular richtig umzugehen, oder aber das Formular ging an der Realität vorbei. Letztere Vermutung wird wohl eher zutreffen, denn nach 1854 ist das Phänomen leerer Spalten nicht mehr in dem Maße vorhanden wie zuvor.

Die Lokomotiven Balingen und Ebingen

Beide Lokomotiven wurden von der Maschinenfabrik Esslingen im Jahr 1865 für die Königlich Württembergische Staatseisenbahn gebaut. Lokomotive Balingen unter der Fabriknummer 721 und Lokomotive Ebingen unter 722. Sie gehörten zu den 1B-Lokomotiven der Gattung D und bekamen die Betriebsnummern:

Lok Balingen	146
Lok Ebingen	147

Die Gattung D wurde über einen Zeitraum von zehn Jahren in einer Stückzahl von 86 Maschinen



Württembergische Gattung D

mit unwesentlichen Änderungen gebaut. Durch ihren kleinen Treibraddurchmesser war sie für den Personenzugdienst im bergigen und hügeligen Württemberg gut geeignet.

Hannes Schneider

Quellen:

Lohr/Thielmann
Lokomotiven Württembergischer Eisenbahnen
Alba Verlag
Düsseldorf 1988

Ingo Hütter
Nomen Est Omen
Verzeichnis der Lokomotivnamen in Deutschland
Celle 1993

Rudolf Töpfer
Das Königlich Württembergische Postamt Balingen
In der Zeit von 1806 - 1918/20
Kapitel XI/Seite 133
Gesellschaft für deutsche Postgeschichte
Freiburg 1986

Seitenansicht: Sammlung Schneider

Aktueller Ausblick

Mittwoch, 19. März
DIA-Rückschau Exkursion Elsass
(H. Schneider). Landratsamt, 18.00 Uhr

Mittwoch, 19. April
Kloster Kirchberg und Kunstsammlung
Uhrig. (Fr. Helber). Pkw

Samstag, 26. April
Landau, Trifels, Stiftskirche Eussertal,
Edesheim (H. Roller). Bus

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Barbara Guttmann / Ute Grau (über: Dr. Peter-Thaddäus Lang, Johannesstr. 5, 72458 Albstadt)

Dr. Peter-Thaddäus Lang (siehe oben)

**Hannes Schneider
Auf Schmiden 52/1, 72336 Balingen**

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,
Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Zur Geschichte der Industrialisierung

Amtliche Unterlagen im Stadtarchiv Albstadt¹ / Von Dr. Peter Thaddäus Lang / 2. Folge

Trotz aller Genauigkeit bereiten diese Protokolle bei der Benützung zweierlei Schwierigkeiten: zum einen sind nur solche Häuser erfasst, bei welchen sich etwas verändert hat. Das heißt: nur eine Auswahl der vorhandenen Gebäude wird dermaßen genau beschrieben. Und zum anderen: das veränderte Gebäude wird in seiner Gesamtheit beschrieben. Das heißt: die Art der Änderung wird nicht ausdrücklich genannt. Auch hier wird man wieder einmal auf die Bauschau-protokolle zurückgreifen müssen.

Bedingt durch die extrem starke Expansion der Ebinger Industrie nahmen die Eintragungen zu einzelnen Firmen derart an Umfang zu, dass am Beginn des 20. Jahrhunderts die Übersicht verloren zu gehen drohte. Deshalb wurden für die ganz großen Firmen Ebingens jeweils eigene Schätzungsprotokolle angelegt³⁰.

Als Beispiel hierfür mag das 90-seitige Schätzungsprotokoll der Ebinger Trikotfabrik Gebr. Haux für die Jahre 1914 bis 1932 dienen. Dort ist aufgelistet, welche Maschinen in welchen Räumen in welchem Fabrikgebäude stehen und zwar dermaßen exakt, dass auf dieser Grundlage die Produktionsabläufe innerhalb der Firma rekonstruiert werden können. Zudem finden sich dort gesonderte Listen aller Maschinen – es sind mehrere hundert – mit Herstellungsnummer, Fabrikat, Typ und Baujahr.

Die Feuerversicherungsbücher wir auch die Gebäude-Schätzungs-Protokolle zeigen aber nicht nur die bauliche Entwicklung im industriellen Bereich, sondern natürlich auch diejenige im Wohnbau. Die expandierende Industrie zog massenweise Arbeitskräfte aus der näheren und ferneren Umgebung an und diese vielen Leute mussten untergebracht werden. Gewaltiges Wachstum der Stadt war die Folge, und wie bereits eine oberflächliche Durchsicht der genannten Unterlagen zeigt, wuchs Ebingen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur in die Breite, sondern auch in die Höhe: Aufstockungen und Ausbauten sind an der Tagesordnung. Anhand dieser Quellen kann beispielsweise gefragt werden nach dem Wohnraum, der jedem Einwohner durchschnittlich zur Verfügung stand oder auch nach der Ausstattung der Wohnungen mit Küche, Heizung oder Waschgelegenheit.

Gewerbsteuerkataster

Aber wenden wir uns nun der dritten Quellengattung zu, die hier vorgestellt werden soll, den *Gewerbsteuerkatastern*. Ihre gesetzliche Grundlage bilden die rechtlichen Festlegungen der Jahre 1821³¹, 1873³² und 1903³³. Allen diesen Gesetzen zu Folge sind die Kriterien für die Gewerbesteuer zum einen die Zahl der Mitarbeiter, zum anderen das Kapital der Firma. Die Schulden werden dabei nicht berücksichtigt. Letzteres bedeutet: Die Gewerbsteuerkataster lassen zwei Gesichtspunkte außer Acht, die wirtschaftsgeschichtlich eine maßgebliche Rolle spielen

können. Erstens: Es ist nicht zu erkennen, wie hoch verschuldet ein kränkender Betrieb ist. Diese Information lässt sich jedoch aus anderen Quellen schöpfen, nämlich aus Unterpfandbüchern wie auch aus den Inventuren und Teilungen. Zweitens: Es bleibt unbekannt, in welchem Ausmaß ein Unternehmen sich verschuldet hat, um Investitionen vorzunehmen.

Rein formal ist für die königlich-württembergischen Gewerbesteuerkataster die Einteilung in produzierende Gewerbe, in Gastwirtschaften und in Handelsunternehmen charakteristisch. Innerhalb dieser drei Gruppen erfolgt die alphabetische Anordnung nach Branchen und innerhalb der Branchen alphabetisch nach Personennamen. Im Stadtarchiv Albstadt sind zeitgenössische Namensindices vorhanden. Sollten diese Andernorts fehlen, so dürfte es äußerst schwierig sein, einen Eintrag ohne Kenntnis des jeweiligen Berufes zu finden.

Aber schauen wir dort erstmal nach unserem Johannes Mauthe. Er ist in dem ältesten Katasterband der Stadt Ebingen³⁴ gleich mehrfach vertreten; zunächst einmal unter den Strumpfwebem, wo er erstmals 1841 mit einem Steuersatz von neun Gulden und mit einem Mitarbeiterstab von vier Gesellen geführt wird. Bis 1850 steigt der Steuersatz auf 22 Gulden an und die Zahl seiner Gesellen auf 13³⁵. Keine schlechte Aufwärtsbewegung, so will man meinen, die durchaus mit allen anderen Informationen in Einklang steht, die bisher über ihn zusammengetragen wurden. Eine weitere Eintragung aus dem Jahr 1860 beziffert den Gewerbesteuersatz auf null, was bedeutet, dass Mauthe die Strumpfweberei nicht mehr als Handwerk betreibt.

Aber weiter im Text: 1836 versuchte er sich im Handel mit Öl³⁶ und mit Wein³⁷, beides freilich mit geringem Erfolg. Des Weiteren wird von 1847 bis 1867 noch seine Walkmühle³⁸ aufgeführt und außerdem seine durch Dampfkraft betriebene Wollspinnerei, die er von 1847 bis 1864 betreibt und deren Steuersatz zunächst bei acht Gulden liegt, dann auf zwei Gulden absinkt und zu guter Letzt auf fünfzehn Gulden ansteigt³⁹. Im Alter liegt sein Schwerpunkt auf der Herstellung von wollenen Strickwaren. Er beginnt damit 1862 und ist nach Ausweis der Steuersätze äußerst erfolgreich – diese bewegen sich in der Zeit bis 1865 zwischen 39 und 36 Gulden, um danach allmählich bis 1875 bis auf fünf Gulden abzusinken⁴⁰.

Die Quelle zeigt also Johannes Mauthe als einen äußerst rührigen Mann, der immer wieder neue Unternehmungen angeht und diese rasch fallen lässt, wenn sie sich als unergiebig erweisen.

Die Umstellung vom Gulden auf die Reichsmark⁴¹ wird sicherlich eine Rolle dabei gespielt haben, dass ab 1877 die Gewerbsteuerkataster in veränderter Form vorliegen⁴². Wurde zuvor die Zahl der Gehilfen wie auch die Steuerklasse vermerkt, so ist es von nun an lediglich ein Geldbetrag, und zwar nicht, wie vormals, der Steuersatz, sondern das Steuerkapital. Dergestalt finden wir Johannes Mauthe unter „Strickwarenfabri-

tion“ 1877 mit einem Steuerkapital von 1961 Mark. Dieses wird 1879 auf 615 Mark reduziert und 1880 – zwei Jahre vor seinem Tod – abermals auf 260 Mark⁴³. Mauthe war demnach fast bis zu seinem letzten Atemzug unternehmerisch tätig, auch wenn er auf seine alten Tage sein Geschäftsvolumen drastisch verringerte.

Betrachtet man die Beträge der einzelnen Betriebe von einem Jahr zum anderen über mehrere Jahre hinweg, so fällt auf, dass Veränderungen selten so rasch aufeinander folgen wie im Falle des Löwen-Mauthe. Entwicklungslinien werden allerdings deutlich sichtbar, wenn man Längsschnitte in einem Fünfjahres- oder Zehnjahresrhythmus vornimmt und diese miteinander vergleicht. Anhand solcher Zahlen ist zum einen das Wohl und Wehe einer Firma im Kontinuum der Zeit zu verfolgen. Zum anderen kann man sich die Gesamtsummen aller Steuerbeträge eines Jahres vornehmen oder auch diejenigen einzelner Gewerbebezüge betrachten und diese miteinander vergleichen⁴⁴. So lässt sich beispielsweise feststellen, dass die jährlichen Gesamtsummen in Ebingen von 300 000 Mark im Jahr 1880 auf 800 000 Mark im Jahr 1900 anstiegen.

Weiterhin geben diese Zahlen zu erkennen, dass in dem genannten Zeitraum ein gnadenloser Verdrängungswettbewerb stattgefunden hat – die Zahl der Betriebe sinkt von 810 im Jahr 1880 auf 660 im Jahr 1900. Ferner ist zu sehen, dass die Zahl der Dienstleister – das sind in der Hauptsache Fuhrunternehmer, Gastwirte und Einzelhändler – von 60 im Jahr 1880 auf 200 im Jahr 1900 ansteigt oder, um ein letztes Beispiel anzuführen, dass die vorindustriellen Gewerbesteuer-Spitzenreiter, die Gastwirte und die Müller, innerhalb des genannten Zeitraums von den Fabrikantern verdrängt werden.

An dieser Stelle will ich es bei den genannten drei Quellengruppen bewenden lassen, möchte aber dennoch einige weitere mindestens beim Namen genannt haben: die Bauakten⁴⁵, die Akten über „lästige Anlagen“, die Kaufbücher und die Akten über Bürgerrechtsaufnahmen.

Um am Ende wieder zu meinem Ausgangspunkt zurückzukommen: Die Lehrkräfte des Wirtschaftsgymnasiums in Albstadt haben den Namen Johannes-Mauthe-Gymnasium abgelehnt, weil dieser seine Gesellen gelegentlich auch am Sonntag arbeiten ließ. Aber das ist nicht in kommunalen Quellen belegt, sondern in kirchlichen⁴⁶. Es war also nichts mit dem „Johannes-Mauthe-zum-Löwen-Gymnasium“.

Mittlerweile hat das Albstädter Wirtschaftsgymnasium nun aber doch einen eigenen Namen: Seit Ende 2002 heißt es nämlich: „Walther-Groz-Gymnasium“⁴⁷.

Fußnoten

³⁰ Theodor Groz & Söhne, 1930 – 1938: HR-E 714.222/01; Gustav Hartner, 1924 – 1932: Ebenda. /02; Gebr. Haux, 1914 – 1932 und 1929 – 1949, ebenda /03 und /04; Reinhold Haux, 1912 – 1949, ebenda /05; Wilhelm Keller, 1930 – 1936, ebenda /06; Linder & Schmid 1930 – 1932, ebenda /07; Christian Ludwig Maag, 1930 – 53, ebenda /08; Friedrich Maag, 1930 – 1940 ebenda /09; Rehfuß & Stocker, 1925 – 1944, ebenda /10; Stein-

- kopf & Gussmann, 1931 – 1953, ebenda /11; Württembergisch-hohenzollerische Trikotwarenfabrik, 1929 – 1955, ebenda /12.
- ³¹ Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1821, S. 461 f. (S. 12 des Gesetzes, die Herstellung eines provisorischen Steuer-Cadasters betreffend, 23. Juli 1821) – darin Abschn. B, letzter Satz: „haften auf dem Gewerbs-Kapital Schulden, so werden sie so wenig in Abzug gebracht, als die Schulden des Guts-Besitzer.“
- ³² Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1873, S. 165 f. (Art. 91 des Gesetzes betr. Die Grund-, Gebäude- und Gewerbe-Steuer vom 28. April 1873). Darin Ziff. 3: „Schulden dürfen am Betriebskapital nicht in Abzug gebracht werden.“
- ³³ Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1903, S. 339 (Art. IV Zi. 5 des Gesetzes betreffend die Abänderung des Gesetzes von 28. April 1873 über die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer. Vom 9. August 1903).
- ³⁴ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1835 bis 1875.
- ³⁵ Ebenda f. 105v.

- ³⁶ Ebenda f. 274v. im folgenden Jahr gibt er diese Tätigkeit wieder auf. Ein zweiter Versuch im Jahr 1840 scheitert ebenfalls: ebenda f. 290v.
- ³⁷ Ebenda f. 276v. – bis 1845.
- ³⁸ Ebenda f. 294.
- ³⁹ Ebenda f. 358v.
- ⁴⁰ Wie vorige Anmerkung: Walter Stettner zählt ihn 1870 noch unter die zehn reichsten Ebinger (Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986. S. 374).
- ⁴¹ Vgl. Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1875 S. 160 f. Dort ist das Verhältnis der beiden Währungen zueinander festgesetzt: Sieben Gulden entsprechen zwölf Mark.
- ⁴² StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuerkataster 1877 – 1881.
- ⁴³ Ebenda f. 83; Gewerbesteuerkataster 1882 – 1887, f. 119 für 1882. Dort der Vermerk: „1882/83 eingestellt“.
- ⁴⁴ Zum folgenden: Peter Thaddäus Lang: Ebingen vor einhundert Jahren. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 47 (2000) S. 1207 f., 1215 f., 1217 – 1219. Quellengrundlage: StadtA Albstadt,

- Stadt Ebingen, Gewerbesteuerkataster 1877 – 1881, 1882 – 1887, 1888 – 1893, 1894 – 1899, 1900 – 1904.
- ⁴⁵ Monographien über Ebingen, die aus diesen Quellen vornehmlich schöpfen: Gerhard Penck: Modernes Wohnen im Württemberg der Jahrhundertwende. Stuttgart 1988; Ingrid Helber: Studien zur Industriearchitektur in Albstadt. Diss. Tübingen 1999.
- ⁴⁶ Insbesondere die Kirchenkonventsprotokolle und die Visitationsberichte; vgl. z. B. Peter Thaddäus Lang: Ebingen am Vorabend der Industrialisierung (wie oben Anm. 7).
- ⁴⁷ 1948 – 1960 Bürgermeister bzw. Oberbürgermeister der Stadt Ebingen; gleichzeitig Fabrikant (Fa. Groz-Beckert, weltweit größter Industriemadel-Hersteller und größte Firma in Albstadt). Einige seiner Verdienste: In seiner Amtszeit enorme Forcierung des Wohnungsbaus in Ebingen und Errichtung zahlreicher öffentlicher Gebäude, u. a. des Ebinger Hallenbads; maßgeblicher Förderer der Städtischen Galerie Albstadt; Gründungsmitglied der CDU in Ebingen; vorbildliche soziale Leistungen für die Belegschaft seiner Firma.

Fasnad oder Fas(t)nacht?

Anno 1998 – 2002 / Von Anton Georg Grözinger / Schömberg

Im nördlichen und mittleren Europa wurde schon in vorchristlicher Zeit versucht, den langen, kalten Winter mit Umzügen zu vertreiben. Dabei wurden, den Frühling symbolisierend, Masken von Hirschen getragen. Den Winter stellten sog. Dürregealten (z. B. Stroh- und Erbsenbären) und als alte Weiber verkleidete Personen in zerrissenen Kleidern dar.

Die Feste, die unsere Vorfahren feierten, schlossen sich naturgemäß aufs Engste an den Wechsel der Jahreszeiten an. Davon gab es nur zwei, Winter und Sommer. Ganz anders als wir heute mussten sie, denen weder feste Steinhäuser mit Doppelfenstern, Ölzentralheizung, Kachelofen und elektrisches Licht die Beschwerden des Winters erträglich machten, den Wiederaufstieg der Sonne in ihrem Jahreslauf begrüßen!

Lange Monate eingeschneit in niedrigen Blockhütten, in die kaum ein Schimmer von Tageslicht fiel, zusammengedrängt in Rauch und Ruß ums offene Herdfeuer, mussten die Naturkinder von Tag zu Tag mehr von einer unbändigen Sehnsucht erfüllt sein nach Licht, Luft und Sonnenwärme, nach den frischen Gaben des Feldes, nach dem frohen Weidwerk, nach dem Bad im klaren Fluss. Schon das Mitwinterfest, das ungefähr auf die Wintersonnenwende fiel, wurde als Jul-, d. h. als Jubelfest gefeiert. Von da an hörte das ausgelassene Treiben aus Freude über die zunehmenden Tage nicht mehr auf, bis es in einer Frühlingfeier, um die Osterzeit, einen Höhepunkt erreichte.

Der größte Teil unserer Fasnachtsbräuche ist nichts anderes als der laute Ausbruch des Frühlingsübermutes. Damit verbanden sich oft heidnische Kulthandlungen, besonders die Beschwörung böser, schädigender Geister.

Dass es in vielen europäischen „Maskenlandschaften“ Elemente gibt, die auf einen Jahrtausende alten Zusammenhang mit vorchristlichen Kulthandlungen um Wachstum und Licht, um Fruchtbarkeit und Sommersegen hindeuten, stellte der bekannte Volkskundler Herbert Schwedt in seinem Vortrag am 15. November 1979 in Konstanz fest.

Der Historiker Kurt Klein bezeichnete in: „Echte Narren sind Weise“ allemannische Volksfasnacht zwischen Neckar, Rhein und Bodensee die Fasnacht als ein wesentliches Glied in der Kette der „Fruchtbarkeitsbräuche“ unserer Vorfahren. Diese Bräuche nahmen ihren Anfang, wenn im November Nacht und Kälte über das Land hereinbrechen und enden erst, wenn um Pfingsten die letzte Frostgefahr gebannt ist.

Nichts ist leichter zu ersehen, als dass es sich dabei um ein „Erwecken“ der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderem besonders das Mittragen (Mitführen in vielen Zünften) von Fatschenkindern und „Poppeln“. Auch Beziehungen auf Flachsgedeihen, Maiswuchs und Roggenertragnis treten bei diesem Brauchtum hervor. In der Thüringischen Volkskunde meint Martin Wähler

wohl mit gutem Recht, einzelne dieser Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingkraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernstesten kultischen Fasnachtsbegehungen bezeichnet zu haben“. (Fasnacht und Fasching – Alfred Webinger S. 61 ff – 69).

Alte Bräuche – frohe Feste, nennt sich eine Ausgabe der Allianz Versicherungsges. AG aus dem Jahr 1984: An der Schwelle vom Winter zum Frühling sollen in vorchristlicher Zeit durch Lärm und Masken die bösen Dämonen, die der erwachenden Natur Schaden zufügen könnten, abgeschreckt und vertrieben werden. (S. 8)

In der Fühzeit der Linguistik machte der englische Orientalist 1786 eine folgenreiche Entdeckung. Er fand auffallende Ähnlichkeiten zwischen Sanskrit (– seit dem 4. Jhd. vor Chr. – die Kunstsprache der alt-indischen Nationalepen) Griechisch, Latein, Keltisch und Gotisch. So lassen sich fast alle Sprachen Europas außer Finnisch, Estisch, Ungarisch, Baskisch, Etruskisch, – die iranische und indische Sprachgruppe, auf eine gemeinsame Urform zurückführen, die sich im Verlauf von vielleicht 6000 Jahren in die heutigen Sprachen aufgelistet hat. (Bild der Wissenschaft – 2/2000)

Ein Worterklärer aus dem Tiroler Volk, der ein gutes Sprachgehör besaß, war Pfarrer Karl Staudacher in Vahren bei Brixen. Er hielt sich an die Wortwurzel „fas“ und führte diese bis ins Indische zurück. Darin bedeutet „fas“ Frühling. Das wird mit der Nacht vor dem Frühling gleichzusetzen sein, an den sich viele Fasnachtsbräuche herantasten, da immer nach Nächten gezählt wurde. (Tiroler Fasnacht – S. 15)

Fas – andel ist eine leichtsinnige, buhlerische Weibsperson, „eine windichte Weibsperson = zweideutige, herumziehende Weibsperson. Fas el = Nachzucht von Haustieren. Ein guter Fas-el = gute Rasse, besonders bei Schweinen. Fas el = Anflug einer Nadelholzpflanzung. Fas elhemd: das Hemd, welches die Gevatterin ihrem Patenkind gibt, damit es desto besser darinnen gedeihen möge. Fas elmann: verlarvte Person. Fas elnarr. Fas elochs = Zuchtstier. Fas eln: brünstig sein, begatten, gebären und gedeihen. Unrecht Gut, fas le (gedeiht) nicht. Fas le – fas elen = schwärmen, wahnsinnig tun. (H. Fischer, schwäbisches Wörterbuch, Band II S. 960 – 978 (1904)

Das Fasnachtstreiben der Effeltrichter „Fasalecken“ in Baiersdorf hält Rühl (Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens in: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, S. 91 – 94) für einen der „ältesten und sinnvollsten Bräuche“. Am Fasnachtsdienstag schließt sich ein Brauch an, der aus Jagen, Peitschen und „Schwärzen der Mäd-

Rechtzeitig vor der närrischen Zeit hat Autor Georg Grözinger seinen Beitrag „Fasnad oder Faslnacht“ eingesandt. Die Beitragskonstellation der HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTER hat es aber nicht erlaubt, den Beitrag zwischenzuschieben. Deshalb ziehen wir im ersten Monat danach – noch den Aschermittwoch beinhalten – nach.

chen“ besteht.

Schriftliche Nachrichten aus früher Zeit übermitteln die Worte „Fasnacht“ oder Fasenacht. Der Wortteil „Fas“ kann Wachstum, Frucht oder von einer möglichen Erweiterung „fasel“, in Saft geraten, Tollheiten treiben, umherschwärmen, Unsinn reden, stammen. Die ältesten Nachrichten von Fasnachtsbräuchen in Tirol nennen durchweg die Worte Fasnacht oder Fasenacht. Dieselbe Aussprache vermitteln die Dichter Oswald von Wolkenstein und Hans Vintler, die dem Volksleben und der Volkspoese am nächsten standen; sie kennen nur eine vassenacht oder vassenacht.

Jakob Grimm, bekannt durch Grimms Märchen, stellt sich hinter die Deutungsart des Wortes „fas“. K. A. Barack bedient sich in seinen Aufzeichnungen in der Chronik der Grafen von Zimmern derselben Deutung. In Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ (um 1206) ist das Wort „vasnat“ genannt. Frühere Kalendarien, Urbare, Weistümer und Chroniken berichten von Fasnacht oder Fasenacht.

Das Wort Fas nacht, durch die Wortbildung Fas t nacht zu ersetzen, würde den umfangreichen anderslautenden Deutungen, die sich auf das Wort „fas“ konzentrieren, widersprechen.

Fas t nacht steht eben in engster Verbindung mit dem Wort Fastenzeit. Schon unseren Vorfahren, den Germanen, war der Begriff des Fastens nicht unbekannt. Dieses germanische Fasten wurde allerdings von der Kirche als „heidnisch“ verurteilt. Aus dieser Zeit wurde das Wort „Fasten“ nicht überliefert.

Dr. H. Hoffmann-Krayer, Zürich, bemerkt in einem Artikel: „Die Fasnachtsgebräuche in der Schweiz“ zur Etymologie des Wortes „Fastnacht“; das schweizerische Idiotikon besage auf Grund des ihm zu Gebote stehenden Sprachmaterials aus älterer und neuerer Zeit, dass es genüge, darauf hingewiesen zu haben, dass die Herleitung von der Wurzel -fas- durch die älteren schweizerischen Quellen Unterstützung findet. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde – Bd. 1 S. 47/48)

Wenn wir den in der Überlieferung festgehaltenen Formen nachspüren, so ergibt sich folgendes Bild:

vas-naht ... 1206, 1295, 1298, 1300, 1360 u. ö.; vase-naht ... 1208, r363, 1405 usw.; vassen-naht; vaß-naht; vas-nacht ... 1327 vaschn-nacht, fassche-naht (1376 – 1439); Faschang ... 1283 u. ö. so auch 1391; vasch-ang. Von 1299 an vast-naht (1314, 1334, 1350), fastabend (1477). Schon ein Blick auf diese Formenreihe drängt einem die Überzeugung auf, dass Fast-nacht kaum vor Fasnacht zu stehen kommen dürfte.

Das Wort fastnath wird jedoch erst in Aufzeichnungen seit 1299 verwendet, und vastenaht taucht erst 1314 auf. Die älteste Deutung ist dann eben das Wort „vasnacht“.

Vor allem sind die Formen mit Fase-, und Fas-, also Fasenacht, Fasinacht, Fasinad, Vasnacht, Fasnacht u. ä. geradezu gehäuft im Gebrauch in den lebendigen Mundarten. Schon Schmeller stellt fest, und zwar für die älteste Zeit, dass die Formen mit vas-(fas-) am gängigsten sind und eben dadurch Zweifel gegen die Ableitung von fasten erregt würden; dabei bringt er gegen 40 entsprechende Formen mit fas- auf; er selbst schreibt Faßnacht.

Es ist leicht zu ersehen, dass es sich dabei vielfach um ein „Erwecken“ der Natur dreht, um eine das Frucht fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderem besonders das Mittragen von Fatschenkindern und „Poppeln“. Martin Wähler meint in seiner Thüringischen Volkskunde wohl mit gutem Recht, einzelne dieser Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung“ der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernsten kultischen Fasnachtsbegehungen bezeichnet zu haben“. Zur Klärung der Frage Fasnacht trägt wohl auch die Tatsache bei, dass in Garmisch eine maskierte Person den Namen „Fasnacht“ trägt, ein Weib mit zerzaustem Haar „a rechte Fasinad“ heißt und dass die „Fasinad“ als Gestalt faulen Mägden den Rock zerzaust (Rügerecht). (Fastnacht und Fasching – Webinger, Alfred, S. 61 ff – 69)

Dass *fassnacht* (mhd. Vasenaht, fasnacht) zu einem fasten nicht aber zu fasten gehöre, ist um so wahrscheinlicher, als der letzte Donnerstag in der Faßnacht der *unsinnige pfinztig*, oder nur der *unsinnige* heißt. (Die deutschen Mundarten – S. 226, Band 5)

Aufschlussreich scheint auch eine Schilderung auf den Seiten 1365/66 im Deutschen Wörterbuch, Bd. 3 zu sein. Dort ist zu lesen, „solche orgia Bacchi, solche Zusammenkünfte und Wallfahrten wurden den satyren zu gehorsamen ehren gehalten, auf welchen sie auch am reien die vornembste waren, das beste thaten, sich mit den heiden toll und voll soffen, im wald und gebürg mit unden mit oben lagen, tag und nacht in groszem geschrei und fatzerei zubrachten, schwarmfest und – *fasznacht* – hielten, einander durchzogen. daher die fasznacht als fasnacht oder fatznacht ihren ursprung und namen bekommen“.

Die Wortschöpfung Fastnacht wird vom kirchlichen, christlichen Begriff „Fasten“ abgeleitet und würde „die Fastennacht“ bedeuten, im Sinne der nicht nur germanischen Zählung, die Abend und Nacht zum folgenden Tag rechnet. Es ist also der Vorabend vor Beginn der Fastenzeit gemeint, der Dienstag vor Aschermittwoch.

In seiner Lektüre „Das deutsche Volk“ geht Georg Buschau auf Seite 64 noch kurz auf das Wort Karneval ein und meint dazu: Das Wort Karneval soll von dem altdeutschen karn, worunter der feierliche Zug der Götter verstanden wurde, und von val = Tod abzuleiten sein, also den Zug der abgesetzten, gestürzten (Winter)götter bedeuten. Die christliche Kirche hat freilich dieser wissenschaftlichen Ableitung gegenüber eine ihr angenehmere Bedeutung des Wortes Karneval gegeben, nämlich von carne und vale = Fleisch, leben wohl.

Es befasste sich mit dem Wort „Karneval“ auch Reinsberg-Düringsfeld. Er sagt, die gewöhnliche Auslegung sei „caro-vale“, „Fleisch lebe wohl“, wie der Germanist Wackernagel erklärte, ist eine gewisse Fasnachtslächerlichkeit. Es ist vielmehr aus carrus navalis „Schiffswagen“ entsprungen. Bei den Umzügen, die man später zu Ehren der fruchtbringenden Götter und Göttinnen beim Erwachen des Frühlings veranstaltete, spielte dann ein Schiff auf Rädern die Hauptrolle. Reinsberg-Düringsfeld bezeichnete erweiternd das altdeutsche „Fasenacht“ als das richtige Grundwort,

von dem das altdeutsche Faseln herkommt. (Germanische Völker – Aberglaube-Sitten-Feste. Das festliche Jahr – S. 90)

Die junge christliche Kirche bekämpfte den heidnischen Mummenschanz aufs Heftige, was sich in zahllosen Verboten ausdrückte. Gleich mit welchen Quellen wir es zu tun haben: Deutlich wird, dass das heidnische Neujahrsbrauchtum den christlichen Predigern große Sorgen bereitet hat. Die Festfreuden zum Jahresbeginn versuchte man mit Fastengebieten zu unterbinden.

Die Mönche des Christentums lehnten kirchliche Feste an die heidnischen an: Weihnachten an das Mitwinterfest, Auferstehung (Ostern) an das Frühlingsfest. Der neue christliche Glaube, der noch immer tief im heidnisch-barbarischen verwurzelt war, und einer Religion, die im deutschen Sprachgebiet ihr höchstes Fest – das der Auferstehung Christi – wie selbstverständlich nach der sächsischen Göttin *Ostera* benannte. (Ritter, Mönch & Bauersleut – Dieter Breuers – Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach – S. 226)

Georg Buschan weist in seiner Lektüre „Das deutsche Volk“ auf Seite 57 auf diese Problematik hin: Wörtlich weist er darauf hin, dass Mariä Reinigung oder Lichtmess, der 2. Februar, seinen Ursprung in einer heidnischen Feier, und zwar in den römischen Luperkalien hat. Wie bei anderen heidnischen Festen, so sah sich die katholische Kirche auch hier (494) vor die Notwendigkeit versetzt, diese althergebrachte Sitte beizubehalten. Der Name Lichtmess kommt erst später (7. Jhd.) auf. Zu den Worten Fasnacht und Fas t nacht erklärt er auf Seite 61, das richtige Wort sei „*Fasnacht*“ und habe mit Fasten nichts zu tun, sondern hängt mit dem mittelhochdeutschen Zeitwort *vasen* = umherschwärmen, ausgelassen sein, zusammen.

Während des Konzils von Tours, anno 567, wurde im 17. Kanon beschlossen: In Anbetracht der Tatsache, dass die Tage zwischen Weihnachten und Epiphanie (Dreikönig) – *eine einzige Periode der Feste sind*, – hat man in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, den kulinarischen Freuden zu frönen. Um aber heidnischem Brauch vorzubeugen, haben unsere Väter beschlossen, dass man an diesem Tage der Kalenden („Kalenden“ sind die ersten Tage jeden Monats nach dem römischen Kalender) des Januar Litaneien (Flehgebete) und Psalmen singt und zur achten Stunde desselben Tages die Messe der Beschneidung gefeiert wird.

Als Papst Gregor um 600 die vierzigstägige Fastenzeit vor Ostern einführte, nicht zuletzt um das Masken-Unwesen, das nach kirchlicher Vorstellung immer wieder ausuferte, in Schach zu halten, steigerte sich dessen Intensität besonders stark vor Beginn der Fastenzeit.

Im Jahre 633 wurden von der christlichen Kirche z. B. alle Narrenfeste um die Jahreswende verboten. Doch die Bemühungen der christlichen Kirche, das Neujahrsbrauchtum trocken zu legen und die Energien auf Weihnachten oder Epiphania als christliche Feste umzuleiten, waren sehr mühsam und dauerten Jahrhunderte. (Jörg Kraus – Metamorphose des Chaos – Hexen, Masken und verkehrte Welten.)

Aus dem Text eines Briefes, den Papst Gregor II. im Jahr 716 an Bischof Martin von Bayern richtete, wissen wir Folgendes: Papst Gregor verbietet Festbräuche, in denen die – *Sünden der Heiden* – weiterleben.

Im Jahre 742 beschwert sich Bischof Bonifatius beim Papst, es sei ihm unmöglich, den Alamanen, den Bajuwaren und Franken – *ihre heidnischen Kulttänze und Lieder* – auszutreiben. Bonifatius spricht von winterlichen Lärmumzügen und *Vermummungen*, welche die Germanen nicht aufgeben wollen. (Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben – Ernst Meier –)

Zu den Kulttänzen sagt Campbell in seiner Lektüre „Mythologie der Urvölker“. Es gibt eine dritte

Tiefe, noch ferner und dunkler, darunter – unter dem äußersten Horizont der Menschheit. Denn wir finden den rituellen Tanz bei den Vögeln, den Fischen, den Affen und Bienen. Es muss daher gefragt werden, ob nicht der Mensch, wie diese anderen Mitgeschöpfe, angeborene Tendenzen besitzt, auf bestimmte, von seiner Umwelt und von seinesgleichen ausgesandte Signale in strikt vorprogrammierter, artgebundener Weise zu reagieren. (Seite 18)

Auf dem Konzil von Benevent im Jahre 1091 unter Papst Urban II. wurden vier Sonntage, die innerhalb der Fastenzeit liegen, fastenfrei erklärt. Die Fastenzeit dafür aber um diese vier Tage erweitert und der Beginn der österlichen Fastenzeit auf den Mittwoch vor Invocavit vorverlegt. Historiker glauben, dass damit eine weitere zeitliche Einschränkung des ausgelassenen, aus heidnischer Zeit hergeleiteten Treibens, beabsichtigt und auch erreicht wurde.

Erstaunt steht die Forschung vor der inszenierten Ekstase, in der ein Mensch die gewohnten Bahnen seiner Vernünftigkeit verlässt, sowie vor der einstudierten Raserei. Mit diesen Techniken werden im Ritual die panischen und neurotischen Reaktionen der Menschen unter dem Eindruck der katastrophalen Ereignisse wiedergegeben.

In *Rottweil* ist bereits um 1360 von „vasnacht Krapfen“ die Rede. In Rottenburg am Neckar sind für das Jahr 1410 Stadtpfeifer (Pffifer) erwähnt, die „auf vassnacht“ auszubezahlen waren.

Aus einer Renterechnung des Jahres 1605/06 aus Haigerloch erfährt man „An der Faßnacht den jungen Gesellen allhie etwas bezahlt.“ Ähnlich lautet die Formulierung 1609/10: Den jungen Gesellen und Buben an der Faßnacht verehrt 1 fl 54 x.“ 1638/39 wird berichtet: Der ledigen Bursch ahn der fasnacht alß Süe mit dem Gewehr uff dem Schloß gewesen altem Brauch nach vererht 1 fl 30 x. (Zeitschrift: Hohenzollerische Heimat – Nr. 1/1987)

Die Fasnacht ist eine Zeit der Unordnung. „Im 1495 jar vor fasnacht, zoch ain *muotwillig* Volk von Uri, Underwalden und Zug in das Turgow; aber die grafschafft Dockenburg hielten die von Schwiz, als si zuo inen waren komen und fasnacht hieltend“ (Cf. L.) Zehner: Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronik, Basel 1976 (a. a. O., S. 258)

Während der Renaissance im 16. Jahrhundert war man solche Burschen, wenn sie es zu wild trieben, nicht selten ins Gefängnis oder man verurteilte sie zu gesalzenen Geldbußen, wie etwa jene fünfzehn jungen Bürger, die „zu vassnacht ziten“ des jahres 1532 „*nackendig*“ auf den Gasen hin und her getanzt und ein ungefüß leben gleich einem uffruhr getrieben haben. (Duerr Hans Peter Traumzeit – Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation – S. 15)

Der heilige Franz von Sales (1563 – 1622) äußerte sich zur Fasnacht mit folgenden Worten: Wir fordern daher Priester, Erzpriester & Vikare auf, vor allem in größeren Dörfern & Städten, ihr Bestes zu tun, um diesem Missbrauch der Maskeraden Einhalt zu gebieten, die nichts anderes als schändliche Überbleibsel des Heidentums sind. Zu diesem Zwecke sollen sie sich, besonders ab dem Dreikönigsfest bis zur Fastenzeit in ihren Predigten & Lehren dagegen aussprechen; sie sollen das Lächerliche & die gefahren aufzeigen, indem sie dem Volke klarmachen, dass sie die Jünger Jesu Christi entwürdigen etc. Er fordert, die Gläubigen während der Fasnacht mit frommen Aufgaben zu beschäftigen; wenn möglich sogar in ihren Kirchen die Vierzig-Stunden-Gebete während der letzten drei Tage wieder einzuführen. Msgr. de Bernex, Bischof von Annecy (1697 – 1735), verlangt, die Absolution muss jenen verweigert werden, die sich der persönlichen oder öffentlichen Ermahnung sich zu verkleiden, wie es der Brauch in der Fasnachtszeit war, widersetzten. (Alpenbräuche – Gerlinde und Hans Haid – Edition Tau – 1994 – S. 146)

Fasnad oder Fas(t)nacht

In einem Anhang dazu spielt der Allabär (Bild) eine Rolle.



Frau Irmgard Kerndter

17. 12. 1910 – 25. 2. 2003 / aus dem Leben abgerufen

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen verliert mit dem Tod von Frau Irmgard Kerndter eine grundgescheite, liebenswerte und hochgeachtete Persönlichkeit von höchstem Rang, ein Mitglied der Vereinigung seit der Gründungsversammlung vom 7. 7. 1954. Sie wird in unseren Gedanken weiterleben.

Am 3. 3. 2003 wurde Frau Kerndter auf dem Balingener Friedhof zu Grabe getragen. Herr Pfarrer Ulrich Becker gestaltete die Bestattungsfeier mit einer Ansprache, die hier sinngemäß wiedergegeben wird. Johannes 15.16.

Christus spricht: „Ich habe euch erwählt und ich habe euch dazu bestimmt, reiche Frucht zu bringen und dass eure Frucht Bestand habe.“ Auf ein langes reiches, dabei auch immer wieder schweres Leben darf Frau Kerndter zurückblicken. In Heilbronn wurde sie geboren, Irmgard Wolff. Dann war sie bei ihrem Vater in Stuttgart, dann in Ludwigsburg. Es war die Zeit nach dem 1. Weltkrieg, als das begabte, aufgeschlossene Mädchen das Humanistische Gymnasium besuchen durfte mit Latein, Griechisch und Hebräisch. Sie liebte diese alten Sprachen, sie liebte die Natur mit Blumen, Steinen, Kristallen und sie liebte die Musik, lernte das Klavierspiel und sang in einem Chor. Dabei lernte sie ihren Mann kennen, Rudolf Kerndter (2. 4. 1901 – 3. 7. 1987), auch er mit humanistischer Bildung. Ihre Briefe schrieben sie sich mit griechischen Buchstaben, für andere nicht lesbar. Nach ihrem Abitur, mit 20, war die Heirat. Ihr Trauspruch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben“ (Offenbarung 2.10).

Treue ohne Einschränkungen. Saint-Exupéry (29. 6. 1900 – 31. 7. 1944) schrieb 1943 in der Erzählung „Der kleine Prinz“: „Was Du dir einmal vertraut gemacht hast, dafür bis Du dein Leben lang verantwortlich.“ Mit dieser Weisheit lebte das Ehepaar Kerndter in Balingen. Er: Dipl.-Ing., Berufsschullehrer, interessierter Naturliebhaber und großer Sammler. Steine und Kristalle, Moose und Flechten, Muscheln und Fossilien, Blumen und Blüten begeisterten ihn. Und so beschäftigte er sich immer stärker werdend mit dem Geist, der alles Sein im Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich und in der Menschheit wesentlich durchwaltet. Sie: seine stets vorausdenkende und mitdenkende liebevolle Haus- und Finanzverwalterin, Sekretärin, tägliche Gesprächspartnerin.

Da sich die Bahnpost auch auf die Stadt Balingen auswirkte, die ja 1874 Bahnstation wurde, möchte ich einmal kurz darüber berichten.

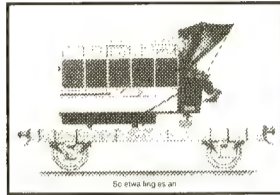
Mit der Einführung der Eisenbahn haben die Postverwaltungen den größten Teil der Personenbeförderung und der Leistungen im Postbeförderungsdienst verloren. Zuerst setzte man Postkutschen auf Plateauwagen und führte sie in den Zügen mit. Später wurden Personenwagenabteile oder ganze Personenwagen mit Postgut gefüllt. Dann wurden besondere Eisenbahn-Postwagen gebaut und in die Züge eingestellt. Dadurch konnten die Postsendungen während der Fahrt bearbeitet werden, womit die fahrenden Postämter erfunden waren.

Die erste Form des Transports von Postsendungen auf Eisenbahn wurde bei nahezu allen europäischen Postverwaltungen angewandt. In Deutschland begann dies in geringem Umfang ab 1836 auf der Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth. Es wurden so genannte Felleisen oder

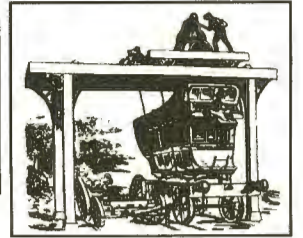
Briefpakete mitgenommen. Bayern setzte dies in größerem Umfang ab 1840 fort. In Preußen wurde die Post ab 1838 mit der Eisenbahn befördert, ab 1843 in Baden und ab 1851 in Württemberg.

Wie in Europa allgemein, so war auch in den Ländern Deutschlands der Durchbruch für die Postbeförderung auf der Schiene erzielt.

Hannes Schneider



Postkutsche auf Plateauwagen



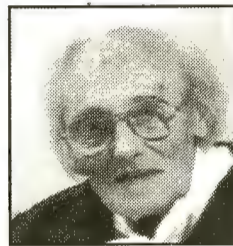
Umsetzen einer Postkutsche (ohne Fahrgestell) auf einen Plateauwagen

Quellen:

Rudolf Töpfer
Das Königlich Württembergische Postamt Balingen
In der Zeit von 1806 bis 1918/20
S. 148/Ab 1. April 1852 wurden in Württemberg fahrende Postämter eingesetzt

Gesellschaft für deutsche Postgeschichte
Freiburg 1986
Rudolf Werner, Hans Jochen Hölzer
Das Bahnpostwagen-Buch
Post Museums Shop GmbH
Frankfurt/Main 2001

Bilder: Sammlung Schneider



Aktueller Ausblick

Mittwoch, 19. April
Kloster Kirchberg und Kunstsammlung
Uhrig. (Fr. Helber). Pkw

Samstag, 26. April
Landau, Trifels, Stiftskirche Eussertal,
Edesheim (H. Roller). Bus

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 17, 72355 Schömburg

Dr. Peter-Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Christoph Roller
Am Heuberg 14, 72336 Balingen

Hannes Schneider
Auf Schmiden 52/1, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,
Telefon (074 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14,
Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

1933 wurde ihr Sohn geboren. Weitere Kinder starben ihnen im Kleinstkindesalter.

Mit ganzer Hingabe lebte und sorgte sie für die Familie, hielt alles zusammen, wurde zum Mittelpunkt, zur Seele des Hauses. Im Hause Kerndter wurde musiziert, gemalt, kulturelle Angebote, Konzerte, Ausstellungen, Vorträge und Exkursionen wurden angenommen, so gut es zeitlich ging. So fanden sie Zugang zur Heimatkundlichen Vereinigung Balingen, zum Arbeitskreis für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise, zur Anthroposophie und Waldorfschule, zur Christengemeinschaft. Dabei blieben sie in Offenheit gegenüber allen Menschen, unabhängig von Konfession oder Weltanschauung. Mit dieser Weltoffenheit und Weisheit hat Frau Kerndter bis in ihre letzten Tage vielen, vielen Menschen im liebevollen Gespräch seelischen Halt und Rat gegeben. Dabei hat sie stets innerlich, in geistiger Arbeit, mit sich selbst gerungen in der Erkenntnis eigener Unvollkommenheit, in der Frage nach dem Sinn des Lebens.

So lebte sie mit allem was ihr geistige Nahrung geben konnte; sie gab das, was sie als Stärkung erhielt und erkannte, an andere weiter. Vielen Menschen hat sie sich so zur „Nächsten“ gemacht. So fand sie einen Sinnspruch von Christian Morgenstern: „Dir sind die echten Tiefen, wahren Fernen noch stumm; sie, deren Siegel einzig bricht: ein tiefdemütig lebenslanges – Lernen.“ Sie schrieb dazu: So, da hab ich's! Von Anbeginn erkannte, wusste sie: Alles ist und war mein eigener (harter) Weg. So konnte sie vor gar nicht langer Zeit schreiben.

„Im Laufe der letzten Jahre konnte ich alles in meinem Leben bejahen, es gehört zu meinem Leben.“ Nun lebt sie in dem Bereich, in dem sie selbst ganz und gar geborgen ist, in der Liebe Gottes. Die Frucht ihres Lebens hat Bestand, bleibt. Ja, so sei es. – Wir nehmen Abschied von einer weisen, liebenswerten großen Dame – und sagen Dank!



Lautlingens altes Rittergeschlecht – Die Herren von Tierberg

Von dem Heimatforscher und Hobbyhistoriker für napoleonische Geschichte Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen

Der Tierberg

Unter den Bergen der Zollernalb zeichnet sich unter anderem das Massiv des Tierbergs augenfällig in das Landschaftsbild hinein. In breiter Lagerung über dem Eyachtal bei Albstadt-Lautlingen wächst er mit seinen eindrucksvollen Kalkmauern bis zu 981,8 Metern über die Meereshöhe empor. Auf diesem Massiv liegt das vom Tal her gut sichtbare Hofgut Tierberg. In alter Zeit stand diese Gutshof nicht an der jetzigen Stelle im Schutz der oberen Bergkuppe, sondern weiter nördlich, ganz vorne am Rand des unteren Plateaus. Diese frühere Lage war bedingt durch die Nähe der damaligen Wehrburg „Alten-Tierberg“, die auf einem Ausläufer der unteren Bergtafel saß. Vom Berg hatte die Burg den Namen (Tier = Rotwild) erhalten, ebenso das Rittergeschlecht der Herren von Tierberg, das einst in dieser Burg sowie zwei weiteren Tochterburgen gewohnt hatte. Die Familie der Herren von Tierberg ist höchstwahrscheinlich aus dem Ortsadel von Lautlingen erwachsen.

Die Ursprünge des Lautlinger Ortsadels

Die Wurzeln des Lautlinger Ortsadels reichen bis in die erste Siedlungszeit hinaus, als die Alemannen um 260 n. Chr. den Limes überrannten und das ganze römische Land zwischen Oberrhein, Bodensee und Iller eroberten. Die Besiedlung nach der Eroberung des Landes erfolgte sippenweise. Das Oberhaupt der alemannischen Sippe, ein gewisser Lutilo, welcher sich hier im Eyachtal ansiedelte, gab der neuen Siedlung schließlich ihren späteren heutigen Namen: Lautlingen. Der Sippenführer hatte als Edelster nach alemannischem Recht besondere Vorrechte, die ihn über seine ganze Sippe hinaushoben.

Aus diesem Sippen-Edlen entwickelte sich im Laufe der Zeit der Ortsadel, der in Lautlingen im 11. Jahrhundert zum ersten Mal urkundlich erwähnt wurde. Zum ersten Mal wurden Ende des 11. Jahrhunderts, genauer am 29. März 1094 Glieder des Lautlinger Ortsadels genannt. Es waren dies die Brüder Erbo und Gerunc de Lutelingen (Herren von Lautlingen), die als „liberi milites“ (freie Ritter) bei Gütererwerbungen des Klosters St. Georgen im Schwarzwald als Zeugen auftraten. Ob die Brüder Erbo und Gerunc de Lutelingen wirklich von dem bereits erwähnten alemannischen Sippenführer Lutilo abstammen, kann jedoch nicht mit Sicherheit geklärt werden. Im Jahr 1140 tauchte in den Urkunden als einer wahrscheinlich der letzten seiner Sippe ein gewisser Burkhard de Lutelingen auf. Es bleibt hierbei noch zu erwähnen, dass bereits schon diese „liberi milites“ auf den Höhen des Tierberges nämlich auf dem Vogelfelsen im Langen Tal eine

„Burg“ erbaut hatten, bei welcher es sich wahrscheinlich um einen Holzbau handelte.

Die Herren von Tierberg, Ursprung, Bedeutung und Wirken im Mittelalter

Ob die dann ab dem Jahr 1216 plötzlich auftretenden Herren von Tierberg tatsächlich vom Geschlecht der „de Lutelingen“ abstammen, ist ungewiss. Da sehr spärliche Urkunden aus dem frühen Mittelalter vorhanden sind, konnte ein gesicherter Stammbaum nicht erarbeitet werden. Auf jeden Fall müssen sie dem Lautlinger Ortsadel entsprungen sein. Sie nannten sich – als sie schließlich auf den südwestlich von Lautlingen liegenden Tierberg zogen und dort noch im 12. Jahrhundert die Burg Tierberg, im folgenden Alten-Tierberg genannt, erbauten – „Herren von Tierberg“. Die Edlen von Tierberg führten in ihrem Wappen eine auf drei Bergspitzen stehende Hirschkuh, die später als Wappenbild von der Gemeinde Albstadt-Lautlingen übernommen wurde. Die Familie der Herren von Tierberg vermehrte sich sehr rasch, sodass ihr Stammsitz (die Burg Alten-Tierberg) auf dem Tierberg nicht mehr ausreichte und auf dem gegenüberliegenden heutigen Ochsenberg eine neue Burg, die neue oder so genannte Wilden-Tierberg, mit einer Vorburg in der halben Höhe des Eyachtals gegen Margrethausen, und eine dritte Burg am Heersberg gebaut werden musste, deren Stelle zwar nachzuweisen, deren Name aber nicht mehr erhalten geblieben ist.

Wie einen Sicherungsring legten sich die drei erwähnten Burgen um die Ortschaften Lautlingen und Margrethausen. Diese strategisch wichtigen Punkte rund um Lautlingen und Margrethausen mit Burgen zu besetzen, zeigt uns heute, wie gut die Herren von Tierberg es verstanden, ihren Stammsitz zu verteidigen. Aus dem Geschlecht der Herren von Tierberg kamen einige Männer von größerer Bedeutung hervor, Kriegerleute – die sich in der Heimat wie auch im Ausland verdient machten, wie auch Kirchenleute. Ihr Stammsitz blieb nach ihrem Aussterben jedoch in Verwandtschaftskreisen und fiel letztendlich, nachdem es eine Zeit lang die Herren von Westerstetten in ihrem Besitz hatten, den Schenken von Stauffenberg zu. Die Herren von Tierberg waren freie Ritter und standen vielfältig in den Diensten anderer Fürstenhäuser. So treffen wir sie in der Folgezeit in den Diensten der Herzöge von Österreich, der Grafen von Hohenberg und Zollern (die Grafen von Zollern, deren Zustimmung sie bei Güterveräußerungen und Güterkäufen einholten, nannten sie ihre Herren), der Fürstenberger und zuletzt auch der Herzöge von Württemberg. Der Besitz des Rittergeschlechts in der Zollernalb war nicht unbedeutend.

Der Stammsitz war das damalige Dorf Lautlingen nebst Margrethausen (Letzteres eine jüngere Siedlung der Urgemeinde Lautlingen laut Pfarrer Albert Pfeffer). Außerdem besaßen die Tierberger eine Zeit lang die damaligen Dörfer Tieringen (von 1385 bis 1418), Hossingen, Meßstetten und Frohnstetten; ferner einzelne Höfe und Güter in Ebingen, wo sie im Jahr 1382 den Kirchensatz erworben hatten, dann in Zillhausen, Dürrwangen, Engstlatt, Truchtelfingen, Sontheim, Zepfenhan, Nusplingen, Denkingen und anderen Orten.

Hugo von Tierberg und die Anfänge der Herren von Tierberg

Der erste aus der Familie des alteingesessenen Lautlinger Ortsadels, der sich „von Tierberg“ (de Thierberg) nannte und von dem die Geschichte berichtet, war Hugo von Tierberg (etwa um 1190 geboren). Dieser gewisse Hugo von Tierberg erhielt am 25. Juli 1216 von Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen (1194 – 1250) den ehrenwerten Auftrag, einen Streit zwischen dem Kloster Salem und den Söhnen des Heinrichs Herr von Randeck zu untersuchen und zu schlichten (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 2,341 ff.). Die Blütezeit des Geschlechtes der Herren von Tierberg fällt weit in das 13. und 14. Jahrhundert zurück. Aus der Ritterfamilie derer von Tierberg gingen bedeutende Männer hervor: So zum Beispiel die beiden Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen, Konrad der Ältere und Konrad der Jüngere. Die bis ins Jahr 1928 übliche Annahme, dass die beiden Deutschordensmeister dem Hohenlohischen Dienstmannengeschlecht der Herren von Tierberg bei Steinkirchen (etwa zehn Kilometer südöstlich von Künzelsau) angehörten, erwies sich laut Untersuchungen des Lautlinger Pfarrers Albert Pfeffer (1873 – 1937) als nicht richtig. Denn gerade der Vorname „Konrad“ (oder auch die frühere Schreibweise „Conrad“), so Albert Pfeffer, war bei der Familie der Herren von Tierberg auf der Zollernalb durch drei Jahrhunderte sehr verbreitet. Er findet sich zehnmal in drei Jahrhunderten (!), während ihn die andere Familie bei Steinkirchen niemals führte!

Während des 13. Jahrhunderts stellte das Rittergeschlecht derer von Tierberg auch einen bedeutenden geistlichen Vertreter, nämlich einen gewissen Wolfrad von Tierberg, welcher von 1252 bis 1290 dem benachbarten Augustinerchorherrenstift Beuron im Donautal als Probst vorstand. Unter Wolfrad von Tierbergs Regierung übernahm Graf Friedrich V. „der Erlauchte“ von Zollern (1289 verstorben) im Jahr 1253 die Schirmvogtei über das Kloster Beuron, welche bisher den Grafen von Nellenburg zugestanden hatte. Wolfrad von Tierberg war einer der hervorra-

gendsten Vorsteher des Klosters. Mit Eifer und Klugheit war er auf die Vermehrung des Klosterbesitzes bedacht.

Wolfrads Bruder war Konrad von Tierberg (geboren um 1220), welcher im Jahr 1255 in den Urkunden als Rektor vom Berg Gammertingen (rector Monte Gammertingen) auftaucht. Dieser Konrad von Tierberg erhielt am 25. Januar 1255 von Graf Friedrich V. „der Erlauchte“ von Zollern, die Pfarrei Balingen verliehen. Graf Friedrich V. „der Erlauchte“ von Zollern und Konrad von Tierberg waren eng miteinander verbunden. So nannte der Graf ihn seinen „*dilectus et specialis amicus*“ (geliebten und besonderen Freund). Es stellt sich hierbei allerdings noch die ungelöste Frage, ob Konrad der Ältere von Tierberg und Konrad von Tierberg, welcher, wie bereits erwähnt, 1255 die Pfarrei Balingen von seinem Freund Graf Friedrich V. von Zollern erhalten hatte, ein und dieselbe Person sind. Wir wissen, dass Konrad von Tierberg etwa um 1220 geboren wurde, dann wäre er also, als er in Ostpreußen 1266 im Dienst des Ordens stand, 46 Jahre alt gewesen und in einem für das Mittelalter sehr hohen Alter von 59 Jahren im Jahr 1279 verstorben.

Konrad der Ältere und Konrad der Jüngere von Tierberg

Konrad der Ältere von Tierberg, welcher sich in Schwaben bisher großer Beliebtheit und hohen Ansehens erfreute, war Mitte des 13. Jahrhunderts als Ordensbruder in den Deutschen Ritterorden eingetreten. Dieser Orden, der jüngste und anfangs neben der Berühmtheit der Templer oder Johanniter im Heiligen Land nicht allzu bedeutendste, wandte sich, nachdem er in Palästina immer weniger zur Geltung gelangte, nach Ostpreußen. Dort rief Herzog Konrad von Masowien im Jahr 1226 die Deutschordensritter ins Kulmer Land (das Gebiet nördlich von Thorn). Der Herzog schenkte es dem Orden, damit dieser das polnische Masowien vor den heidnischen Pruzen schütze. Die „Kulturmission“ des Deutschen Ritterordens im Osten, nämlich die Christianisierung der Pruzen, die der Orden ab dem Jahr 1229 übernommen hatte, verbunden mit bestän-



Zeichnung der Burg Wilden-Tierberg nach K. A. Koch.

digen Kämpfen gegen die Litauer, sagte besonders den tatendurstigen schwäbischen Rittern in hohem Maße zu. Es veranlasste eine große Anzahl an Rittern aus Schwaben und Franken zur Heerfahrt nach Ostpreußen! Und waren doch gerade die Herren von Tierberg, besonders Konrad der Ältere wegen ihrer Tapferkeit und ihrer Tüchtigkeit im Kriegsdienst in Schwaben bekannt!

Von 1266 bis 1269 finden wir also Konrad den Älteren als Ordenskomtur der Kommende Christburg und Zankir und im Jahr 1270 sogar als Landkomtur des Kulmer Landes. Von 1273 bis 1279 bekleidete er schließlich die höchste Würde des Deutschen Ritterordens in Preußen, nämlich die des Landmeisters als Nachfolger des Herrn Dietrich von Grüningen, der als schwäbischer Ritter ebenfalls zu hohem Ansehen im Deutschen Ordensland gekommen war. Konrad der Ältere hatte es verstanden, durch seine Gewandtheit und Klugheit, durch die Festigkeit seines Charakters, durch Umsicht und Entschlossenheit in seinen Handlungen die gesunkene Sache des Deutschen Ritterordens wieder zu heben. Während seiner Amtszeit warf es mit dem Ritterheer des Deutschen Ordens einen großen Aufstand der Pruzen nieder, sodass nunmehr ganz Preußen dem Orden gehorchte. Ebenso bezwang er die litauischen Stämme der Nadrauen, Schalauen

und Sudauer in der Nähe der Memel. Konrad stand selbst an der Spitze des Heeres des Deutschen Ordens und leitete persönlich die Feldzüge. Im Frühjahr 1279 verstarb Konrad der Ältere auf der Reise zum Ordenskapitel.

Neben Konrad dem Älteren wirkte sein Verwandter, Konrad der Jüngere von Tierberg, der an Bedeutung dem Älteren wenig nachstand. Von 1273 bis 1283 war er Marschall von Preußen und mehrmals Stellvertreter des Landmeisters des Deutschen Ordens. Ab dem Jahr 1283 war Konrad der Jüngere selbst Landmeister in Preußen, bis er 1288 zum Marschall des ganzen Deutschen Ordens erhoben wurde. Sein Verdienst war es, dass er die von seinen Bewohnern verlassenen Landteile mit deutschen Ansiedlern bevölkerte und die Preußen, die sich unterworfen hatten, an die stille und friedliche Arbeit des Ackerbaues gewöhnt und die Städtegründungen gefördert hatte. Mit den litauischen Sudauern führte er mehrere Jahre hindurch schwere Kämpfe, bis er sie unterworfen hatte. Besonders schwierig aber waren seine Kämpfe mit den Litauern, gegen die er als Ordensmarschall ein großes Heer eingesetzt und persönlich ins Feld führte. In diesen Feldzügen gegen die Litauer errichtete er die starke Burg Neuhaus, unternahm verschiedene Streifzüge und zerstörte die litauischen Burgen, so unter anderem im Jahr 1284 das stark befestigte Grodno.

Die Litauer waren nun besonders eingeschüchtert, sodass sie jahrelang keinen Einfall mehr ins Deutsch-Ordensgebiet wagten. Der Ordenschronist nannte Konrad den Jüngeren von Tierberg einen weisen und umsichtigen Mann. Doch beide Konrads, der Ältere wie der Jüngere waren als Männer voll strenger Zucht und ausgezeichnet durch ihre Waffentaten und Friedenswerke. Der Historiker Theodor Schön vermutete sogar, dass das im ehemaligen ostpreussischen Kreis Osterode gelegene Dorf Tierberg nach den beiden berühmten Landmeistern genannt worden sei. Übrigens ist es interessant zu erwähnen, dass zum Ende des 14. Jahrhunderts ein gewisser Pantaleon von Tierberg als weiteres Mitglied der Familie dem Deutschen Orden in Ostpreußen angehörte. (Fortsetzung folgt)

Von „Nähterinnen“ und „Strumpfwebem“

Frauenarbeit in der Industrialisierungsphase Tailfingens / Von Dr. Barbara Guttman und Ute Grau

Teil 3: Vom Hausgewerbe zur Fabrik

Tailfingen entwickelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem Zentrum der südwestdeutschen Maschenindustrie. Von Anfang an war das Textilgewerbe eine Branche, in der Frauen einen relativ hohen Anteil an den Beschäftigten stellten. Die Frage nach dem Beitrag von Frauen an der Herausbildung der industriellen Landschaft bildet somit einen wichtigen Aspekt der lokalen Geschichte: Frauen haben nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern teilweise als mitarbeitende „Unternehmerinnen“ auch ihr Vermögen in die neu entstehenden Firmen eingebracht.

Die beiden Historikerinnen Ute Grau und Dr. Barbara Guttman erforschen diesen bislang wenig beachteten Gesichtspunkt der Industrialisierungsgeschichte derzeit am Beispiel Tailfingen. In den ersten beiden Beiträgen (Heimatkundliche Blätter Oktober 2002 und Februar 2003) wurde der Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der vorindustriellen Phase sowie die Rolle von Frauen in den Anfängen der Tailfinger Maschenindustrie beleuchtet. Im Folgenden geht es um Fabrikarbeit und Heimarbeit in der jungen Tailfinger Industrie.

Der Aufbau der Hauswirkereien, von denen es in Tailfingen 1876 24 und 1890 bereits 113 gab,

wäre ohne die Mitarbeit der Ehefrauen der Trikotwirker nicht denkbar gewesen. Die hausgewerblichen Wirkereien expandierten und gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten sich aus ihnen die ersten Fabriken, die Dampfkraft zum Antrieb der Maschinen verwendeten. Tailfingens erste Trikotfabrik entstand 1888 aus der 1885 von

Die Entwicklung der Tailfinger Industrie

(Karl Bergmann: Die Trikotagenindustrie in Tailfingen/Württbg. Eine wirtschaftswissenschaftliche Studienarbeit aus dem Jahre 1947 an der Universität Tübingen. Tailfingen 1947.)

Jahr	Hauswirkereien	Manufakturen	Fabriken
1858	1		
1860	2		
1869	3		
1876	24		
1880	50	3	
1890	113	10	1
1900	62		10
1913	34		25
1921	2		38

Johannes Conzelmann zur Rose und zwei weiteren Teilhabern gegründeten Manufaktur „J. Conzelmann & Co.“ (später Conzelmann & Bitzer). 1900 produzierten zehn Trikotagen-Fabriken in Tailfingen, 1913 waren es 25.

Männerarbeit Wirken?

In der Fabrik war Wirken „Männerarbeit“, dies galt jedenfalls für Tailfingen und den gesamten Oberamtsbezirk Balingen. In Stuttgart (Stadt und Amtsbezirk) hingegen, waren Ende des 19. Jahrhunderts fast ausschließlich weibliche Wirker. Hier hatte sich eine kapitalintensive Trikotagen-Industrie herausgebildet, die mit modernster Technik nur feine und feinste Ware produzierte. In Tailfingen waren damals meist noch ältere Maschinen im Einsatz, mit denen einfachere „Pfundware“ hergestellt wurde.

Man könnte nun, um sich den Unterschied zu erklären, vermuten, dass die modernen Maschinen in Stuttgart weniger Krafteinsatz bei der Bedienung erforderten, als die älteren in Tailfingen betriebenen, und dass deshalb in Stuttgart Frauen als Wirker arbeiteten. Aber die Frage des erforderlichen körperlichen Einsatzes spielt bei der geschlechtsspezifischen Verteilung von Arbeit meist eine untergeordnete Rolle, wichtiger war und ist das Kriterium Qualifikation. An den modernen Maschinen der Stuttgarter Trikotagen-Industrie arbeiteten Frauen, denn für Männer boten in Stuttgart andere Industrien attraktivere, d. h. besser qualifizierte und besser bezahlte Arbeitsplätze.

Im Bezirk Balingen hingegen gab es neben der Trikotagen-Industrie keine nennenswerten anderen Industriezweige. So erklären sich auch die erheblichen Lohnunterschiede innerhalb der Trikot-Branche zwischen Stuttgart und Tailfingen. 1899 stellte Otto Reinhard in seiner Studie über die württembergische Trikotindustrie fest, dass „... die Fabriklöhne für Wirker im [...] Beobachtungsbezirk Balingen, trotzdem dort männliche Personen Verwendung finden, um einiges niedriger sind, als im Bezirk Stuttgart, wo Wirkerinnen tätig werden.“

Während ein Arbeiter in Stuttgart 1897 2,70 Mark am Tag verdiente, kam sein Kollege in Ebingen nur auf 1,80 Mark. Die niedrigsten Löhne wurden in Tailfingen und Onstmettingen gezahlt. Hier lag der Tageslohn für einen Arbeiter bei 1,50 Mark, das war genauso viel, wie eine Arbeiterin in Stuttgart verdiente. Eine Tailfinger Trikotarbeiterin kam hingegen gerade einmal auf einen Tagesverdienst von einer Mark, war sie unter 16 Jahren waren es sogar nur noch 60 Pfennig.



Nähsaal Conzelmann zur Rose
Stadtarchiv Albstadt

tätig war oder die selbst vor ihrer Heirat in der Fabrik gearbeitet hatten, Heimarbeit für diese Fabrik. 1895 wurden in Tailfingen 257 in Heimarbeit tätige Näherinnen gezählt.

Die Nähmaschine mussten die Heimarbeiterinnen selbst stellen, und wie der Wirker seinen Rundstuhl, bezahlten sie ihre Nähmaschine in Raten ab. Entlohnt wurden die Heimarbeiterinnen nach Stück der abgelieferten Ware, die gelieferten Zutaten – Garne, Nadeln etc. – wurden vom Entgelt abgezogen. Der Lohn wurde mündlich vereinbart, Arbeitsverträge gab es nicht. Die Heimarbeiterinnen mussten zur Ausgabestelle der Fabrik für Heimarbeit gehen, wo die Verteilung der Arbeit durch „Direktrizen“ erfolgte. Oft beklagten sich Arbeiterinnen über deren Willkür bei der Vergabe und bei der Abnahme der Arbeit. Abgeliefert wurde die fertige Ware meist samstags und da an diesem Tag alle Heimarbeiterinnen lieferten, bildeten sich lange Schlangen bis vor die Fabriken. Nur zögerlich wurden von einzelnen Firmen beheizte Warteräume für die Heimarbeiterinnen eingerichtet. War die Fabrik weiter entfernt vom Wohnort der Arbeiterin, kamen zu den langen Wartezeiten zusätzlich noch Wegzeiten.

Die ersten Nähfilialen entstehen

Da viele, insbesondere verheiratete Frauen eine Arbeit zu Hause oder zumindest in der Nähe ihrer Wohnung vorzogen, errichteten im Lauf der Jahre etliche Trikotfabriken so genannte Nähfilialen. Die Nähfilialen ermöglichten verheirateten Frauen außerhäusliches Arbeiten, da lange Arbeitswege wegfielen und die Arbeitszeiten teilweise flexibler gehandhabt wurden. Die erste Filiale einer Tailfinger Fabrik gründete J. Conzelmann (zur Rose) 1897 in Bisingen. Mit dem raschen Wachstum der Tailfinger Trikotindustrie nach der Jahrhundertwende konnte das örtliche Arbeitskräfteangebot nicht mehr Schritt halten. Infolge des Mangels an weiblichen Arbeitskräften breiteten sich Tailfinger Nähereien schließlich über den ganzen Bezirk Balingen und darüber hinaus aus. So arbeiteten schließlich immer mehr Frauen in der Fabrik. 1911 berichtete die württembergische Gewerbeaufsicht: „Der Heimarbeit verbleiben regelmäßig nur Frauen, die sich infolge körperlicher Beschwerden oder aus Rücksicht auf ihre Familie der Landwirtschaft oder Fabrik nicht zuwenden können.“

Für die Unternehmer hatte die Heimarbeit zwar den Vorteil, dass sie Betriebskosten (Raum, Heizung, Licht...) sparten, die Löhne äußerst niedrig waren und sie sich um keine Arbeitsschutzbestimmungen kümmern mussten, mit steigender Qualität der produzierten Ware und den daraus entstehenden Anforderungen an Maschinen und Arbeiterinnen wurde jedoch eine Produktion innerhalb der Fabrik erforderlich. Die Fabrikanten hatten hier eine bessere Kontrolle über die Arbeiterinnen und die hergestellte Ware. Den Arbeitsbedingungen von Fabrikarbeiterinnen in der Trikotagenindustrie wird sich der nächste und letzte Beitrag über Frauenarbeit in der Industrialisierungsphase Tailfingens widmen.

Ortsübliche Tagelöhne in Pfennig

(Württembergische Jahrbücher für Statistik u. Landeskunde 1897)

Ort	Arbeiter	Arbeiterinnen
Tailfingen	150	100
Ebingen	180	120
Balingen	180	120
Stuttgart, Stadt	270	150
Stuttgart, Amt	250	170

Frauenarbeit Nähen

Eine eindeutige Frauenarbeit und damit auch schlechter bezahlt, war überall – ob in Tailfingen oder Stuttgart – das Nähen. Die in Fabrik oder Hausindustrie gewirkte und zugeschnittene Ware musste zusammengenäht werden. An gewirkten Hemden und Jacken waren Ärmel einzunähen, des Weiteren mussten Besätze, Halskragen und Manschetten angenäht, Knopflöcher umsäumt und Endnähte umschlungen werden. Diese von Frauen und teilweise auch Kindern getätigte Arbeit wurde im Bezirk Balingen, wo zunächst überwiegend Pfundware geringerer Qualität produziert wurde, meist in Heimarbeit vergeben, während in Stuttgart aus Gründen der Qualitätssicherung auch Näharbeiten meist in der Fabrik ausgeführt wurden.

Der Tailfinger Pfarrer Kieser berichtete 1871, in neuerer Zeit zögen es „... bei weitem die meisten hiesigen Mädchen vor, daheim zu bleiben und mit [...] Nähen einen regelmäßigen und leichten Arbeitsverdienst zu finden, wobei sie keinen Finger unrein zu machen brauchen, in der warmen Stube bleiben dürfen, ihren Lieblingsgedanken nachhängen und ungestörter ihre eigenen Wege gehen können, freilich auch eigentlich nichts lernen als Geld verdienen und wieder verbrauchen.“

Sicher zeichnete der Pfarrer hier ein Bild, das mit dem harten Arbeitsalltag der Heimarbeiterinnen wenig zu tun hatte. Doch wenn auch die Arbeitsbedingungen schlecht und die Löhne sehr niedrig waren, war die Heimarbeit bei vielen Frauen beliebt. Junge Mädchen nahmen oft Heimarbeit an, weil sie ihnen mehr Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bot als eine Arbeit als Dienstmädchen oder Magd. Viele Menschen aus dem ländlichen Raum, die aus bäuerlichen Familien kamen, in denen sich wenige Jahre zuvor der Arbeitsrhythmus noch nach den Jahreszeiten gerichtet hatte, Arbeitsphasen im Sommer von Ruhephasen im Winter abgelöst wurden, scheuten die Arbeit in geschlossenen Betrieben mit ihrem strikten Beaufsichtigungssystem. „Wir wollen nicht ins ‚Zuchthaus‘“ – führten selbstständige Wirker und auch Näherinnen gegen die Fabrikarbeit ins Feld. Für verheiratete Frauen bot die Heimarbeit den Vorteil, dass sie „nebenher“ die Kinder beaufsichtigen sowie den Haushalt und die kleine Landwirtschaft betreiben konnten. Oft übernahmen Frauen, deren Mann in der Fabrik

Fasnad oder Fas(t)nacht?

Anno 1998 – 2002 / Von Anton Georg Grözinger / Schömberg (Anhang)

Richtungsweisend sind drei Predigten, die uns aus dem Jahre 1601 vorliegen. Es handelt sich um „3 Predigten wider die Faßnacht“. Gerafft werden nachfolgend aus diesen Predigten Textteile wiedergegeben. Schon in der Vorrede finden sich die Worte: „sölliche von den Heyden harlangende sachen abzuschaffen“: In der ersten Predigt ist vermerkt: „es ist zu erwysen/daß die Faßnacht eine heidnische abgötterei seye / daß sie ein heidnisch Fäst seie / daß nit Gott verehrt werde.“

„Unser Tütsch wörtli heiße Faßnacht.“

Doch muß ich mich schier – schämen Fastnacht – zu heißen. Darumb ich mit der Wahrheit die Fasnacht also beschrieben, daß sy seye ein uralte Heidnisch / abgöttisch Fäst. ... und ye wüster einer thue ye bas es Jrem Schöpffer des wyns gefalle.“ ... der böse feind die armen Heyden verblendet ... ein söliche Heidnisch Fäst / wie grad die Faßnacht ist / so das Fäst haltend und nicht Gott dienendind. / „... daß die gebott Gottes mit dem wüsten Faßnacht leben alle fräfenblich übertreten werdind“ ... wenn wir nit mit eyfer die Faßnacht abschaffend / werden wir an dem letzte Tag gerichtet.

Der vierdt grund den sy am allermeisten trey-bend / ist es baß umb uns gstanden / die frucht sind besser gerathen dann yetz / da man uns die Faßnacht verbeitet

Alle verböggend und verbutzend sich / daß sy von niemand erkennt werdind /. Viel sehend wüste / grewenlichen thier gleicher dann den mensche / sie komend dahär wie der lybhafft teufel aus der hell. Zu Rom einist in dem monat / Ein fröud und kurtzweyl gehalten hat / Sy lieffen durch die gassen all / Gantz nackend und bloß dann zumal / Und schlägt mit der geißlen bhend / Der jungen weyblin zarte hend. schlahends nicht der wybern hend / Greiffends bas gägem underhemd./

Damit hands anzeigen wöllen / Daß sy dest eh gebären söllen / ... Deß lacht der Teuffel in der höll. Inn böggen kleidern angethon / Als wärinds all von sinnen kon / ... Darauß entsteht groß ergernuß / By jungen lüthen doch voruß. Die lernend alle schand / Bis wirt verderbet statt / und land.

Aushowen / der wurtzen außjetten unnd außschütten muß: zu abschaffung deß unkrauts der unseligen Faßnacht; wider Gotts gebott.

Daß du vil mehr auß dem abnemmen solt / daß es des Teufels Fest seye. (Wider die Faßnacht – Drey in der H. Geschrifft wohl begründete Predigten Anno 1601 – Sub. VI,379 Stadtbibliothek Zürich.) Amtsschreiber und Spielbearbeiter in der Renaissance wandten die Schreibweise „Fastnacht“ nicht an. (Tiroler Fasnacht S. 15)

Einer überschichtlichen Bewegung gelang es nicht, das naturgegebene gesellschaftliche Gefüge und volksläufige Brauchtum restlos aufzulösen oder gar auszulöschen. Dieselbe Kirche, die das

Maskentreiben und dessen dämonische Überlieferung zeitlich wie keine andere Macht zu beschränken vermochte und gesellschaftlich soweit drückte, als es für ethnische Aufklärung und milde Zivilisierung gegenüber dem alten Heidentum auftrat, trug mit ihrem barocken Lebensgefühl und dessen üppigen Stilformen merklich dazu bei, dass manche Bräuche, und wenn auch in anderen Ausmaßen, wieder reichhaltiger, ja lebensfroher und lebensverbundener hervortraten.

Der Literatur „Feste im Alpenraum“ kann entnommen werden, dass plötzlich im 19. Jhd. die Fasnacht wieder auflebte, obwohl sie seit der Reformation durch Pfarrer und weltliche Obrigkeit unterbunden und als papistisches Blendwerk verurteilt wurde. (Migros - Presse, Zürich - S. 20)

Forscher bietet dieses Treiben eine Fülle von Beobachtungen, denn sie finden hier einen klaren Aufbau und altertümliche Züge wie selten anderswo. Bei der Fülle der Fasnachts-Literatur wird einem klar, dass hinter dem ganzen Brauchtum eine ureigene Geschichte steckt.

In der Zeitschrift „Süddeutsche Heimat“ berichtet ein nicht genannter Verfasser unter dem Titel „Magie der Masken“, es wäre eine Verknennung der ohnedies derben mittelalterlichen Welt, wenn man in einem solchen Maskenwesen nur ein Ventil für unterdrückte Sexualität und Hemmungslosigkeit erblickte.

Weise berichtet uns der König der Humanisten, Erasmus von Rotterdam: *Je toller sie den Nächsten einreiben, „anrussen“, durchwalken, desto lieber leben sie wieder zusammen. Demnach trägt eine solche Narrheit zur Gesundheit der Menschen und ihrer gegenseitigen Beziehungen bei. So sind viele Menschen gleich den Fasnachtsnarren umso glücklicher, je mehr sie begehen können.*

Was hier überlebt hat, ist nach Auffassung der Tiefenpsychologie eine

„prähistorische Menschheitsstufe“

Teilauszug aus dem Buch: „d'Schörzinger Hexafasnad“, in Bearbeitung.

Literaturhinweise (s. Ausgabe: d'Schörzinger Hexafasnad.)

„Ahlabär“ (Pfungstagen). Aus heidnischer Zeit überliefertes Brauchtum von der Adventszeit bis Pfingsten ist auf die Wiederbelebung der Natur ausgerichtet.

In Schömberg wird am Pfingstmontag von den 20ern der so genannte – „Ahlabär“ – durch den Ort geführt. Es handelt sich um ein reines Frühlingsymbol, wurde früher auch „Pfungstagen“ genannt. Er ist eine typische Frühlingsgestalt, die ganz in Grün gekleidet auftritt. Frühlingsymbole werden durch lebende Personen dargestellt. Mit Grüngestalten wird das Erwachen der Natur versinnbildlicht, der Sieg des Lichtes über die Dunkelheit.

Unser Ahlabär ist den Grün- oder Laubgestalten zuzurechnen, die in frische Birkenzweige, Ginster, Flieder u. a. gehüllt den Frühling darstellen. In Schömberg wird ein 20er mit dem reichlich vorhandenen Flieder verkleidet, von den Treibern an Seilen durch den Ort geführt.

Im Gegensatz dazu gibt es so genannte Dürre-, Strohgestalten. Dazu gehören z. B. Stroh- und Erbsenbären, denen die Aufgabe oblag, den Dämon Winter zu vertreiben. Diese wurden ertränkt oder verbrannt auch geköpft u. a. mehr. Dürregestalten sind sinngemäß unsere Hexen, die im Fackelfeuer verbrannt werden.

Die volkskundliche Forschung glaubt den Ursprung des Pfingstbrauchtums, mit einem Heischegang verknüpft, bei den Hirtenbuben zu finden.

Sicher war der Ahlabärumgang in unserer Altstadt früher auch mit einem Heischerecht verbunden. Dieses Heischerecht wurde irgendwann nicht mehr ausgeübt und ging dadurch verloren.

Gesichert ist, dass in Schömberg die Art des Weidebetriebs mit Hirten oder Hirtenbuben noch

bis in die zweite Hälfte des vorletzten Jahrhunderts gepflegt wurde.

Immer wieder muss ich feststellen, dass versucht wird, egal von welchen Motiven geleitet, unserer Grüngestalt einen anderen Namen zu geben. Dies interessanterweise ohne irgendein triftiges Argument zu nennen. Grundlos wird behauptet, dass unser „Ahlabär“ ein Alezbär oder ein Alebär sei.

In Aufzeichnungen „Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg“ – 1900 – S. 43, bearbeitet von Karl Bohnenberger, ist nachzulesen: In Schömberg bei Rottweil treibt man den Pfingstbär. Ein junger Bursch wird von unten mit Farnkräutern, oberwärts mit Buchenlaub verkleidet durch die Stadt getrieben. Dazu sagt man: Alle(z), Bär umher da! Jetz(t) ist der Sommer da, Jetz(t) ist die schönste Zeit, wo man den Bären treibt. Alle(z) Bär, umher da. Alle(z), Bär, tanz!

Wörtlich seinen Aufzeichnungen entnommen.

Ältere Leute, die ich befragt habe, können sich nicht an das Wort „Alle(z)“ erinnern. Ich konnte auch keine Bestätigung finden für diese Art der Farn- oder Buchenlaubverkleidung. Farn- und Buchenlaubverkleidungen sind jedoch nicht unüblich. Ist erwähnter Treiberspruch wortgetreu wiedergegeben? Das ist eine berechtigte Frage. Wenn sich bei seiner Niederschrift Karl Bohnenberger zu sehr auf das Wort „Allez“ versteifte, würde selbstverständlich ein Ahla umpassend sein.

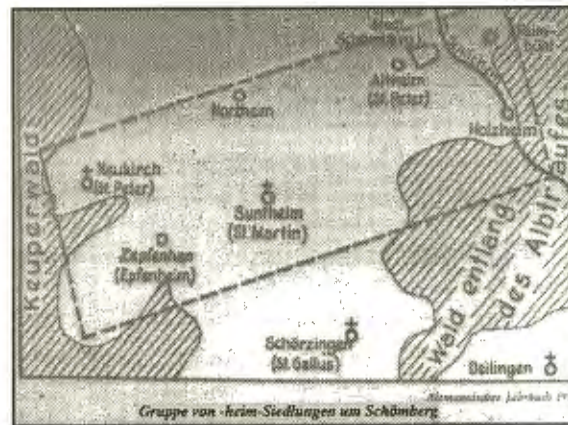
Bekannt ist ein anderer Treiberspruch: Ahla Bär – romeda, jetzt ist der Sommer da, jetzt ist die schönste Zeit, wo ma dia Bära treibt, Ahla Bär danz.

Der Festgabe für Karl Bohnenberger zum 75. Geburtstag 26. August 1938 (Beiträge zur Geschichte), Literatur und Sprachkunde) von Walter Keinath (Über die Beziehungen der Flurnamen zur Vor- und Frühgeschichte – 10. Heilige Stätten – S. 315) ist zu entnehmen. Manche Kultstätten sind mit dem der lebenden Sprache verlorengegangenen Wort (Ahl, d. i. Heiligtum; in heutiger Mundart al, nicht ol) benannt. Da dieses Wort bald nicht mehr verstanden wurde, deutete man es zu alt um, so Großaltdorf am Ahlbach (853 Ahladorf), Altbach bei Esslingen (753 Alabacher Mark), Altdorf OA. Böblingen). Ahl liegt ferner den Namen Ahldorf (OA. Horb, mit Grabhügeln) und Alldorf (OA. Welzheim), vielleicht auch teilweise solchen wie Ahlbaum oder Ahl(en)berg zugrunde, was freilich nur auf Grund früherer Belege, örtlicher und mundartlicher Beobachtungen einigermaßen sicher ermittelt werden kann. Fränkisch bedeutet das Wort „Ahla, (A)h“ das Heiligtum. Die Alamannen waren die Männer des „Ahlaheiligtums“. Zitat: Prof. Dr. Hartmann Reim, Landesdenkmalamt Tübingen. Sie nannten sich Alamannen.

Rektor Scheerer, Balingen, deutete in einem Schreiben vom 18. Oktober 1975 besonders auf das gotische Partizip „alan“ hin: Das mit dem Sommerbeginn übereinstimmen würde. Al(a) – gotisch alan, aufwachsen; groß werden. „Alah“ könnte Sanskrit (Sprache der klass. ind. Literatur) entstammen.

Nur wenige, kaum objektive Schriftquellen berichten über religiöse Vorstellungen und Kulte der germanischen Stämme in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Direkte Hinweise geben Verbote (Gesetzestexte) heidnischer Bräuche nach der beginnenden Christianisierung. So sah sich z. B. Karl der Große auf Drängen der Kirche Roms genötigt, alle heidnischen Überreste in seinem riesigen Reich mit grausamer Brutalität, auch mit der Anwendung der Todesstrafe, auszumerzen.

Stierverehrungen dagegen können nachgewiesen werden. Der griechische Historiker und Philosoph Plutarch (50 – 125) berichtet darüber, wie die Kimbern auf ihrem Zug durch Gallien einen ehernen Stier mit sich führten, der bei Vertragsabschlüssen zugegen war.



In westlicher Richtung, etwa 300 Meter entfernt, vor der Stadt Schömberg, die 1255 von Graf Friedrich von Zollern gegründet wurde und umgürtet war, existierte ein kleiner Ort mit dem Namen „Altheim“. Diese Kleinsiedlung wurde von den Stadtbewohnern „s'Dörfle“ genannt. Diese Altsiedlung lag in der Gegend für die heute noch das Wort „Dörfle“ Verwendung findet. Ortsnamen mit -heim-Endung entstammen fränkischer Namensgebung in unserem alamanischen Raume, einer fränkischen Kolonisierung aus der ersten Hälfte des 6. Jhdts. als Folge der alamannischen Niederlage bei Zülpich unter Chlodewig. Ein Zeitungsartikel aus dem Jahre 1925 bestätigt eine frühe Ansiedlung. Bei Grabarbeiten... kamen Fundamentreste eines sehr alten Siedlungswesens mit Nebengebäude zu Tage. An der Stelle stand ehemals..., das sog. „Dörfle“. (OA. LDA Tübingen). Irgendwann scheint sich dies auch mit dem nahe gelegenen Gewand Brühlen zu decken. Denn „Brühlen“ war Herrengrund.

Aktueller Ausblick

Sonntag, 11. Mai
Klöster im Zollernalbkreis
H. Willig, Bus

Dienstag, 27./31. Mai
Bamberg – Bayreuth
H. Kratt, Bus (noch Plätze frei)

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 17, 72355 Schömberg

Dr. Barbara Guttmann / Ute Grau über:
Dr. Peter-Thaddäus Lang, Johannesstraße 5,
72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 7782.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,
Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14,
Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 50

31. Mai 2003

Nr. 5

Entstehung der Gebirgstruppe 1914 – 1918

und das württembergische Gebirgsregiment / von Otto Klaiber, Albstadt

Immer wieder hört oder liest man von den württembergischen Traditionsregimentern 121 und 13 der Gebirgsjäger. Das württembergische Gebirgsregiment wird nicht erwähnt. Nr. 121 und 13 waren Infanterieregimenter. 121 war allerdings im Oktober 1917 bei der 12. Isonzoschlacht dabei. Nr. 13 wurde 1940/41 zum Gebirgsjägerregiment umgewandelt.

Es gehörte zur 5. Gebirgsdivision, die zu dieser Zeit im Raum Balingen-Ebingen/Württ. und Truppenübungsplatz Heuberg (Baden), also in unserer Gegend, neu aufgestellt wurde. Es gehörte vorher zur 25. Infanteriedivision. Das andere Regiment war das Gebirgsjägerregiment 99, das von der 1. Gebirgsdivision kam. Zu jener Zeit wurden die Divisionen von drei Regimentern auf zwei reduziert. Von diesen 3. Regimentern wurden neue Divisionen erstellt. 1914/18 wurden die Divisionen von vier Regimentern auf drei reduziert. Von diesen vierten Regimentern wurden auch neue Divisionen erstellt. Das Regiment 121 wurde wechselnd anderen Einheiten unterstellt. Beim württembergischen Gebirgsregiment musste ich die Daten suchen. Da konnte ich nicht aus der Regimentsgeschichte abschreiben.

18. 11. 1987:

Dieses Jahr war ich einige Male im Militärarchiv des Staatsarchivs Stuttgart. Da studierte ich vornehmlich die ersten Bände von der „Übersicht der Behörden und Truppen in der Kriegsformation“. Dabei stieß ich auf die Schneeschuh-Kompanie und zum Teil auf ihre nachfolgenden Truppenteile. Während bei Württemberg die Umgliederung bis zum Gebirgsregiment angegeben war, fand ich für Bayern und Preußen gemeinsam nur das Jäger-Regiment 3. Bei den Gebirgstruppen wollte ich weiter suchen, doch die gab's gar nicht. Darauf schaute ich im Band 3 bei den Jägern nach. Hier fand ich wieder das Jäger-Regiment 3 und sonst nichts. Ich dachte, das kann doch nicht sein, dass Württemberg ein Gebirgs-Regiment hat und die größeren Staaten Preußen und Bayern nur je zwei Bataillone haben. Das Alpenkorps fiel mir auch noch ein.

In den oben erwähnten Bänden gab's das nicht. In den Akten vom württembergischen Gebirgs-Bataillon nur so viel von ihm, wie das Bataillon im Zusammenhang zum Korps stand. Davon las ich einen Bericht über seinen Einsatz in der 12. Isonzoschlacht im Oktober 1917. Darin wurde auch das Infanterie-Regiment 63 (ein schlesisches) sowie das bayerische Infanterie-Leibregiment (Leiber) und die bayerische Jäger-Brigade 1 und das bayerische Jäger-Regiment 1 erwähnt. Meine Annahme war, dass das Alpenkorps aus lauter Gebirgstruppen bestand. Hiermit wurde ich eines Besseren belehrt. Also bestand das Korps aus Infanterie-Regimentern, Jäger-Regimentern bzw. -Bataillonen und das Gebirgsbataillon. Die wurden wohl wechselnd unterstellt. Kommandeur war General Krafft v. Dellmensingen, der frühere Stabschef der 6. Armee.

Die Anfänge der Entstehung der Gebirgstruppe 1914 – 1918 reichen in das Jahr 1897 zurück. Damals wurde bei den preußischen Jäger-Bataillonen einzelne Gruppen als Skipatrouillen ausge-

bildet. Doch es war von da an noch ein weiter Weg. Mit Einbruch des Winters Okt./Nov. 1914 wurden an der Ostfront und in den Vogesen Schneeschuhkompanien aus kommandierten Mannschaften aufgestellt. Am 21. 11. erstellte Bayern das Schneeschuhbataillon mit vier Kompanien zur Unterstützung der 1. und 2. gemischten bayerischen Landwehrbrigaden in den Vogesen, das am 1. 12. 14 mobil war. Bataillons-Kommandant war Major Alfred Steinitzer. Preußen wandelte sechs der kommandierten Komp. in etatsmäßige am 13. 12. 1914 um. Doch schon zwei Tage später, am 15. 12., wurde aus diesen sechs Kompanien, im Einvernehmen mit Bayern, mit Hauptmann d. Res. Wilhelm Paulke an der Spitze, das II. bayerische Schneeschuhbataillon errichtet. Dies war am 1. 1. 1915 mobil. Am 5. 12. 1914 gründete Württemberg zur Hilfe seiner Landwehrtruppen in den Vogesen die württembergische Schneeschuhkompanie 1, die sofort mobil war. Außer den hier aufgeführten Schneeschuhtruppen bestanden noch weitere aus Kommandierten, die nach Bedarf errichtet und wieder aufgelöst wurden. Die Leute traten zu ihren Truppen zurück.

Am 1. 5. 1915 wurde das II. Schneeschuhbataillon geteilt in zwei Bataillone. Die drei Schneeschuh-Bataillone bildeten das Jäger-Regiment 3. Ein IV. Bataillon, von Bayern, kam am 21. 5. 1915 hinzu. Am 1. 5. 1915 wurde die württembergische Schneeschuhkompanie in die württembergische Gebirgs-Kompanie 1 umgewandelt. Daraus wurde am 1. 10. 1915 das württembergische Gebirgsbataillon mit sechs Kompanien sowie sechs MG.-Zügen und am 3. 5. 1918 das württembergische Gebirgsregiment mit zwei Bataillonen. Württemberg hat allein im Reich seine Gebirgstruppen auch als solche bezeichnet. Mit ausschlaggebend war wohl der Umstand, dass das XIII. württembergische AK. keine Jäger-Bataillon führte.

Preußen und Bayern verwendeten Jäger-Bataillone als Gebirgstruppen. So bestand das Jäger-Regiment 1 aus dem 1. und 2. bayerischen Jäger-Bataillon und dem bayerischen Res.-Jäger-Bataillon 2. Das Jäger-Regiment 2 aus dem Jäger-Bataillon 10 und 14 sowie dem Res.-Jäger-Bataillon 10. Die Schneeschuhbataillone des 3. Jäger-Regiments behielten diese Bezeichnung in Klammer weiter.

Doch bei den Ersatz-Einheiten (Ers.) wurde es anders gehandhabt. So hieß die preußische Ers.-Truppe, Geb.-Ers.-Komp. des Jäger-Batls. (Bataillons) 5, dann Geb.-Ers.-Abt. (Abteilung) Hirschberg, später Geb.-Ers.-Abt. des III. (Schnees.) Batls. Jäger-Reg. 3 mit Tragetier-Kol. in Schmiedberg/Riesengeb. am 1. 10. 1915, dazu Geb.-Ers.-Abt. des II. (Schnees.) Batls. Jäger-Reg. 3

mit Tragetier-Kol. in Freiburg/Br. ab 3. 7. 1915, am 8. 12. 1917 nach Bühl/Baden verlegt. Die bayerische Schneeschuh-Ersatz-Abteilung wurde am 15. 12. 1914 aufgestellt. Dazu am 1. 4. 1915 eine Ersatz-MG. Kompanie. Ab Juni 1916 hieß sie bayerische Gebirgs-Infanterie-Ersatz-Batl. mit Ersatz-Geb.-MGK. Die württembergische Ers. (Schneeschuh-Gebirgs-Kompanie) bestand seit 15. 1. 1915 und wurde am 1. 5. 1915 in die württembergische Ers.-Geb.-Komp. umbenannt. Seit 15. 10. 1915 gab es das württ. Ersatz-Bataillon des württembergischen Gebirgs-Bataillons in Isny und Leutkirch.

Bei der Gebirgs-Artillerie dagegen war es besser. Ich fand vier Abteilungen bzw. 20 Batterien. Die 1. Geb.-Kanonen-Batterie, (später Geb.-Battr.), wurde am 12. 10. 1914 vom stv. (stellvertretenden) Generalkommando des XIV. AK. aufgestellt und war am 4. 1. 1915 mobil. Die Geb.-Battr. 2 folgte am 4. 11. 1914 durch das stv. Generalkommando des SV. Armeekorps. Wieder liegt der Ursprung in den Vogesen. Diese lagen im Bereich dieser 2 AK. Dem stellv. kommandierenden General des XIV. AK., Gen. der Inf. Gaede unterstanden im Südteil des Elsass die Ldw. und Ers.-Truppen. Für die württ. Geb.-Battr. 1 wurde am 6. 6. 1915 eine neue preußische Battr. aufgestellt, nachdem die württ. zur Geb.-Art.-Abt. 3 übergetreten war und die Nr. 11 erhielt. Am 27. 8. 1915 wurde die Geb.-Art.-Abt. 4 (Württ.) errichtet. Sie setzte sich zusammen aus den Geb.-Battr. 11 (Württ.) 12 (bayer.) und 13 (Württ.). Die bayer. Geb.-Art.-Abt. 2 erhielt am 22. 5. 1915 bei Erstellung die Geb.-Battr. 6 (Württ.), 7 (bayr.) 8 H (bayr.), darunter ½ württ. Zug. Am 9. 3. 1917 erteilte das württembergische Kriegsministerium die Order zum Austausch der Battr. 6 und 12.

Von der Errichtung der 1. Geb.-Batterie an wurde bis zum 29. 10. 1915 so alle zwei Monate 1 – 2 Geb.-Battr. aufgestellt. Die 5. sogar im Felde bei der Südarmee. Die Battr. 16 H (Haubitze), 17 H und 18 wurden 1916, die Battr. 19, 20 und 21 H am 12. 5. 1917 gebildet. Es gab noch den Geb.-Haubitzenzug 1 der seit dem 24. 11. 1914 mobil war und vorwiegend in den Vogesen eingesetzt war. Er gab später den Stamm für die Inf.-Gesch.-Züge 701-703. Die Geb.-Battr. wurden von Preußen, Bayern, Württemberg aufgestellt. Von den ersteren auch mit nur württembergischen Truppen. Die Geb.-Abt. enthielten anfangs Battr. aller drei Länder. Mit zunehmender Zahl der Battr. waren die Länder bestrebt, ihre Battr. in eigenen Abt. zusammenzuziehen, siehe oben. Deshalb unterlagen die Abteilungen einem steten Wechsel. Die Abteilung war die größte Einheit, Regimenter gab's hier keine.

Am 20. 5. 1915 erhielt das bayerische Kriegsministerium ein Schreiben des preußischen Kriegsministeriums. „Nach beifolgender Kriegsgliederung ist sofort ein Alpenkorps zu bilden.“ Die Bezeichnung „Alpenkorps“ verdankte der Verband der beabsichtigten Verwendung in den Alpen, aber auch seiner Kriegsgliederung. Da die Divi-

sion zum Einsatz außerhalb der deutschen Verbände vorgesehen war, wurden ihr Korpstruppen, d. h. schwere Art., Kolonnen und Trains sowie eine Flieger-Abt. zugeteilt. An der Spitze der Formation stand das Kommando (nicht Generalkommando oder Div.-Kommando) des Alpenkorps, mit dem „Führer des Alpenkorps“ General Kraft von Dellmensingen.

Das Alpenkorps war eine bayerische Kommandobehörde, ihm waren Truppen aus allen deutschen Kontingenten, außer des sächsischen zugeteilt. Die bayerische Jägerbrigade 1 bestand aus dem bayerischen Infanterie-Leib-Regiment und dem bayerischen Jäger-Regiment 1. Die Jäger-Regimenter 3 und 2 unterstanden der Jäger-Brigade 2. Im Zuge der Neugliederung der Division 1916 schied der Stab der 2. Jäger-Brigade und das Jäger-Regiment 3 aus dem Alpenkorps aus. Dafür war zeitweise das württembergische Gebirgs-Bataillon zugeteilt. Das Korps war zusätzlich mit 11 MG-Abteilungen (=Kp.) ausgestattet. Die 3. Eskadron des bayerischen 4. Chevauleger-Regiments bildete die Divisions-Kavallerie. Unter einem Artillerie-Regiments-Kommandeur standen die preußischen Feldartillerie-Abteilungen 203 und 204, später zum Feldartillerie-Regiment 204 zusammengefasst, die bayerische Gebirgs-Artillerie-Abteilung 2 und die preußische Fußartillerie-Battn. 101 und 102 zur Verfügung. 2 Pi.-Kompanien, Minenwerfer- und Nachrichteneinheiten, die Feldflieger-Abteilung Nr. 9 sowie zahlreiche Kolonnen und Trains vervollständigten das Korps, dessen Versammlung in Tirol am 16. Juni 1915 abgeschlossen war.

Bereits am 7. 6. 1915 hatte das Kommando des Alpenkorps den Befehl über die Südostfront Tirols übernommen, die vom Kreuzbergsattel bei Sexten quer durch die Dolomiten bis Paneveggio im Val. Travignolo reichte. Die Truppe hatte eine

rein defensive Aufgabe zu übernehmen, da sich das Deutsche Reich zum damaligen Zeitpunkt mit Italien noch nicht im Kriegszustand befand.

Die weite Ausdehnung der Front und die wenigen Marschlinien, die beschränkten Gefechtsräume sowie die Schwierigkeiten der Versorgung machten den geschlossenen Einsatz des Korps nach der vorgegebenen Kriegsgliederung unmöglich. Das Alpenkorps wurde daher bereits am 28. 6. 1915 in vier Gruppen geteilt, die als Befehlsverbände aus Inf., M G.-Abt., Art., Pionieren, Mi-Werfern und Kolonnen bestand, also nach dem Vorbild der österr. gem. Gebirgsbrigade formiert. Da jedoch im Korps die Verwaltungsverbände nach der bisherigen Kriegsgliederung beibehalten werden mussten, komplizierte sich die Führung erheblich. Alle Versuche durch das Kommando und nachgeordneter Stäbe auf eine Änderung dieses Zustands scheiterten. Dazu wird auch der häufig wechselnde Einsatz des Verbandes beigetragen haben.

Die Gruppeneinteilung zwang zunächst zu einer erheblichen Vermehrung der Truppen, besonders bei den Kolonnen und Pionieren, letztere wurden verdoppelt zu vier Kompanien. Eine große Zahl von Kol. und Trains versorgten von der 160 km langen Bahnlinie Innichen – Franzensfeste – Trient aus das auf fast 100 km Frontlinie auseinandergezogene Alpenkorps, das zuletzt aus rund 30 000 Mann mit 12 000 Pferden und Maultieren bestand. Hier bewährten sich zum ersten Mal die in großer Zahl eingesetzten Kraftwagenkolonnen, besonders die 200 Fahrzeuge der Pkw-Kol., die für Truppentransporte im Zuge schneller taktischer Verschiebungen gedacht war. Sie konnten in kurzer Zeit für Materialtransporte umgerüstet werden, da sie ein abnehmbares Segeltuchdach hatten. Die Pkw-Kol. blieb nachher noch in Tirol und wurde 1916 aufgelöst.

Dagegen wurde die Feldflieger-Abteilung Nr. 9 im August 1915 in den Westen abgezogen, da sie sich wegen des Gebirges und Verbots, die Grenze zu überfliegen, nicht entfalten konnte.

Weitere Einsätze des Alpenkorps waren vor Verdun, der Somme, in Serbien, Rumänien, bei der 12. Isonzoschlacht und wieder im Westen. Die Kleidung war am Anfang sehr verschieden. Doch nach und nach wurde sie gleichmäßig. Die Gebirgs-Infanterie trug statt der Knobelbecher Schnürschuhe und Wickelgamaschen bis zum Knie. Dazu erhielten sie noch eine lange und weite Windjacke. Statt dem Gewehr 98 hatten sie den Karabiner.

Die Schneeschuhkompanien und Gebirgsschützen setzten Schirmmützen auf, die ja die praktischsten waren. Doch das OKH befahl 1915 für diese das Tragen der Jägeruniform samt dem Tschako, bis der Stahlhelm kam. In der 12. Isonzoschlacht im Oktober 1917 war das Gebirgsbataillon auch beteiligt. Von ihrem ersten Einsatz dort las ich einen Bericht an das württembergische Kriegsministerium. Da stand, dass Oberleutnant Rommel mit seiner Kompanie auf Gebirgspfaden einen Bogen machte und in die italienische Stellung eindringen konnte. Die Stellung wurde von ihnen ein Stück weit aufgerollt. Dadurch konnten die anderen Kompanien unter weniger Beschuss in die feindliche Stellung hochkommen. Diese wurden zum Teil weiter eingenommen. Die Italiener setzten sich gegen die deutschen Truppen kaum oder gar nicht zur Wehr.

Quellen:

Gerhard Heyl: Das Alpenkorps 1915 – 1918 und die Entstehung der deutschen Gebirgstruppe. Bayrisches Armeemuseum, Ingolstadt 1983.
Übersicht der Behörden und Truppen in der Kriegsformation Band 1 – 25 Inf. Band 2, Art.: Band 1, Jäger: Band 3.

Lautlingens altes Rittergeschlecht – Die Herren von Tierberg

Von dem Heimatforscher und Hobbyhistoriker für napoleonische Geschichte Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen / 2. Folge (Schluss)

Gründung der Franziskanerinnenklausur Margrethausen und die Mitwirkung durch die Herren von Tierberg

Die Gründung der Franziskanerinnenklausur in Margrethausen durch Luitgard von Wittichen um das Jahr 1338 auf tierbergischem Boden erfolgte unter Mitwirkung der einzelnen Glieder der tierbergischen Ritterfamilie. Um diese Zeit verwaltete ein gewisser Arnold von Alten-Tierberg (1280 – 1350; höchstwahrscheinlich ein Nachkomme von Konrad dem Jüngeren von Tierberg?) das herrschaftliche Gut von Lautlingen und Margrethausen. Ein Sohn Arnolds, Konrad von Alten-Tierberg (1310 – 1349), dessen Mutter Anna von Bernhausen und Konrads eigene Gattin Adelheid von Jungingen taten sich besonders bei der Ausstattung der Schwesternsammlung in der Franziskanerinnenklausur von Margrethausen hervor. Auch in der Folgezeit bekundeten die einzelnen Mitglieder der Familie derer von Tierberg durch reiche Stiftungen ihr Wohlwollen gegen das kleine Kloster. Erst gegen Ende des 15. und im 16. Jahrhundert setzten Streitigkeiten zwischen dem Kloster und den Herren von Wilden-Tierberg ein.

Johann von Wilden-Tierberg, Begründer der Villinger-Linie derer von Tierberg

Arnold von Alten-Tierberg hatte vermutlich drei Söhne, den bereits erwähnten Konrad von Alten-Tierberg, einen Konrad Kunz von Alten-Tierberg

(geboren um 1300) und einen Johann von Wilden-Tierberg (Geburtsjahr unbekannt). Wie wir sehen, war hier schon eine Spaltung der Familie derer von Tierberg in Alten- und die Nebenlinie auf dem Ochsenberg von Wilden-Tierberg eingetreten (im Jahr 1313 wurde die Burg Wilden-Tierberg erstmals erwähnt; Monum. Hohenb. 185). Johann von Wilden-Tierberg, zu seiner Zeit ein tapferer, kriegstüchtiger und hochangesehener Ritter, hatte sich mit einer Dame des Geschlechts derer von Öschingen vermählt und trat im Jahr 1330 um 110,- Pfund in die Dienste der beiden herzoglichen Brüder Albrecht II. des Weisen (1298 – 1358) von Österreich und Ottos des Fröhlichen (1301 – 1339) von Österreich. Gerade in diesem Jahr 1330 wurden die beiden Brüder Albrecht und Otto von dem seit 1314 regierenden deutschen Kaiser Ludwig IV. der Bayer (1287 – 1347) in ihrer herzoglichen Würde von Österreich und Steiermark bestätigt.

Als es 1335 zu machtpolitischen Auseinandersetzungen innerhalb des Reiches zwischen Kaiser Ludwig und den beiden Herzögen von Habsburg einerseits sowie dem böhmischen König Johann von Luxemburg und Heinrich VI. Herzog von Kärnten und Graf von Tirol (1270 – 1335) kam, brach der so genannte Böhmisches Krieg (1335) aus. Johann von Wilden-Tierberg zog mit seinem Herrn, dem Grafen Heinrich von Hohenberg (gestorben um 1352) in diesem Jahr 1335 ins Feld und focht dort mit vielen anderen schwäbischen Rittern auf der Seite des Kaisers Ludwig und den beiden Herzögen von Österreich. Für seine geleisteten Kriegsdienste während des siegreichen Feldzuges in Böhmen erhielt Johann von Wilden-

Tierberg am 8. September 1336 für sich und seine Erben von den beiden österreichischen Herzögen Albrecht II. und Otto für das ihm schuldige Dienstgeld die Burg Warmburg bei Villingen, die Zehnten und Mühlen vor der Stadt Villingen und was sie im Tal der Brigach an Dörfern oder Zehnten hatten, verpfändet. Auf dem Heimweg zu seiner neuen Erwerbung, die Johann von Wilden-Tierberg über Augsburg und den Bodensee führte, wurde er von Konrad von Blumberg aus alter Feindschaft noch im Jahr 1336 in der Nähe seiner Heimat ermordet! Als Burgherr von Warmburg und somit Villinger Bürger wurde Johann von Wilden-Tierberg von der Bürgerschaft von Villingen gerächt! Die Burg Warmburg bei Villingen verblieb übrigens bis ins Jahr 1441 bei seinem Geschlecht.

Der 1336 ermordete Johann von Wilden-Tierberg war der Begründer der Villinger Linie der Tierberg, aus der Johann der Jüngere von Wilden-Tierberg (1431 verstorben) als Bürgermeister der Stadt Villingen von 1417 bis 1431 hervortrat. Dieser Zweig der Familie derer von Tierberg stand später in fürstenbergischen Diensten. Den in den alten Akten der Fürsten von Fürstenberg finden sich viele Bezüge ihrer Tierberger zu den „von Tierberg von der Wilden-Tierberg“. Die Fürstenberger Tierberger waren dort als Vögte, Richter und andere Beamte eingesetzt. In den Orten rund um das heutige Donaueschingen finden sich viele Tierberg und Tierberger in den Büchern von Zimmern, Aasen, Neudingen, Fürstenberg und Villingen.

Neben der Lautlinger Stammlinie derer von Alten-Tierberg und von Wilden-Tierberg, des Wei-

teren der von Johann von Wilden-Tierberg begründeten Villinger Linie trat um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch eine weitere Nebenlinie, wie es scheint zu Haiterbach im Schwarzwald (etwa acht Kilometer südwestlich von Nagold) gesessene Linie auf, ohne dass jedoch über den dortigen Besitz der Familie Genaueres bekannt wäre. Wenigstens kommt ein Heinrich von Tierberg, genannt von Haiterbach, in Urkunden der Jahre 1341, 1351 und 1352 und ein gewisser Burkhard von Tierberg, genannt von Haiterbach, im Jahr 1487 vor.

Der wirtschaftliche Niedergang der Herren von Tierberg

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgte der wirtschaftliche Niedergang des Geschlechts derer von Tierberg, sei es in der Stammlinie auf dem Alten-Tierberg wie auch in der Nebenlinie von Wilden-Tierberg. Ein Gut um das andere wurde abgestoßen und neue Güter nicht mehr erworben. Schon der bereits erwähnte Konrad von Alten-Tierberg, ein Sohn des Arnold von Alten-Tierberg, verkaufte im Jahr 1347 Eigenleute an die Kirche zu Balingen. Die letzten tierbergischen Erwerbungen waren die verpfändete Steuer der damals noch hohenbergischen Kleinstadt Schömburg, die ein anderer Sohn Arnolds von Alten-Tierberg, der ebenfalls bereits erwähnte Konrad Kunz von Alten-Tierberg, im Jahr 1346 (nach anderen Angaben 1348) um 250,- Pfund Heller an sich gebracht hatte und erst Ende des Jahrhunderts von den Grafen von Hohenberg wieder eingelöst wurde. Ebenso wurde auch der Kirchensatz zu Ebingen, welcher sich im Besitz der Herren von Tierberg befand, im Jahr 1382 von den Herren von Schilteck erworben. Nicht besser erging es der Nebenlinie von Wilden-Tierberg. Hier fiel zum Beispiel im Jahr 1370 der Hof in Zillhausen durch Verkauf des damaligen Familienoberhauptes der Wilden-Tierberg, Hans von Wilden-Tierberg (geboren um 1335; vielleicht ein Sohn des ermordeten Johann von Wilden-Tierberg?) an das Kloster St. Margarethen in der Schweiz. Diesem Verkauf stimmten Hans von Wilden-Tierbergs drei Söhne Konrad (geb. 1355), Ulrich (geb. 1358) und Hans (geb. 1360) zu.

Die Beurkundung des Verkaufs erfolgte durch das damalige Oberhaupt der Stammlinie von Tierberg, nämlich des Namensvetters des Herren von Wilden-Tierberg, Hans von Alten-Tierberg (geboren um 1345). Doch auch selbst dieser musste im gleichen Jahr seinen Hof in Zillhausen aus Geldnöten an die Klauseninnen zu Dürrwangen verkaufen. Hierbei ist gerade bei Hans von Alten-Tierberg Interessantes zu erwähnen. Dieser erhielt im Jahr 1373 für seine dem Grafen Rudolf von Hohenberg (1389 verstorben) geleisteten Treuedienste, von jenem die Ortschaften Sontheim (vermutlich Sontheim auf der Münsinger Alb?) wie auch Zepfenhan als Lehen zum Geschenk. Wie es scheint, machte er unter dem Grafen Rudolf von Hohenberg auch später noch Karriere. So wurde Hans von Alten-Tierberg, nachdem er das Amt des Hofmeisters des Grafen von Hohenberg in Rottenburg am Neckar gewesen war, im Jahr 1378 (nach anderen Angaben 1379) zum gräflich-hohenbergischen Vogt nach Haigerloch bestellt. Persönliches Unglück traf in den späteren Jahren noch Hans von Wilden-Tierberg. Im Jahr 1386 traten seine zwei jüngeren Söhne, nämlich Ulrich und Hans in die Dienste des Herzogs Leopold III. von Österreich, um mit diesem in seinem Feldzug gegen die aufständischen Schweizer zu fechten. Doch die Geschichte dieses Feldzuges ist bekannt: In der für Österreich so vernichtenden Niederlage in der berühmten Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386, in der auch Herzog Leopold III. fiel, kam auch Ulrich von Wilden-Tierberg ums Leben (Steinhofer 2,456,458).

Die Herren von Tierberg in württembergischen Kriegsdiensten

Wie es scheint, traten die Herren von Alten-Tierberg Mitte des 15. Jahrhunderts in die Dienste der württembergischen Grafen. Die Nebenlinie vom Ochsenberg, die Herren von Wilden-Tierberg, taten in diesen Jahren zwar noch ihren Dienst für die Grafen von Zollern, aber wie es scheint, dann bald auch für die Grafen von Württemberg. Denn wir finden in der Geschichte einen gewissen Hans von Wilden-Tierberg (höchstwahrscheinlich der 1360 geborene jüngste Sohn von Hans dem Älteren von Wilden-Tierberg und vermutlich der spätere Vater von Melchior von Wilden-Tierberg) und dem Hans von Alten-Tierberg folgenden Oberhaupt der Stammlinie von Tierberg, nämlich Konrad von Alten-Tierberg (1480 verstorben) als Kriegsleute der Grafen Ulrich V. „der Vielgeliebte“ (1433 – 1480) und Eberhard V. „im Bart“ von Württemberg (1445 – 1496) in württembergischen Militärdiensten (Sattler, Grafen 2, Beil. Nr. 71.89.3, S. 130, Steinhofer 2,910.3, 284.311.327).

Aussterben der Stammlinie und der Besitzwechsel an die Herren von Wilden-Tierberg

Die Stammlinie der Familie, die Tierberg von Alten-Tierberg, starb im Jahr 1480 mit Konrad von Alten-Tierberg, der wie zuvor erwähnt in württembergischen Kriegsdiensten gestanden hatte, aus. Durch sein Testament vom 29. September 1477 vermachte Konrad von Alten-Tierberg seinen Besitz an seinen nächsten Verwandten Melchior von Wilden-Tierberg (geb. um 1440; wie es scheint, der Sohn von Hans dem Jüngeren von Wilden-Tierberg). Somit gingen also im Jahr 1480 Besitz und Patronatsrecht der Herren von Alten-Tierberg an die Nebenlinie der Herren von Tierberg von der Wilden-Tierberg, mit ihrem Stammsitz auf dem Ochsenberg, über. Der Erbe Melchior von Wilden-Tierberg war zu seiner Zeit ein bedeutender Mann. Bisher war dieser am Hof des Bischofs von Augsburg tätig gewesen. Danach begleitete Melchior Graf Jos Niklas I. von Zollern (1439 – 1488) auf den Reichstag nach Nürnberg. Er genoss bei Jos Niklas I. ein so hohes Vertrauen, dass er bereits 1487 zu einem der engsten Hausgenossen des Grafen von Zollern gerechnet wurde. 1487 wurde übrigens seine Vermählung mit Kunigund von Ems durch den Bischof von Augsburg eingeseget. Gewiss konnte sich Melchior von Wilden-Tierberg über die gemachte Erbschaft erfreuen, denn der Besitz des Rittergeschlechts von Tierberg in der Zollernalb war ja nicht unbedeutend!

Hans-Konrad und Hans Rudolf von Wilden-Tierberg

Seit Ende des 15. Jahrhunderts waren die Herren von Wilden-Tierberg als Kriegsmannen fortwährend an der Seite der Grafen von Württemberg, so auch im Jahr 1488, als sich Graf Eberhard V. „im Bart“ dem Schwäbischen Bund anschloss, der sich zur Abwehr des Expansionsdranges der Herzöge von Bayern bildete. Wenn also schon Melchior von Wilden-Tierberg seit 1482 als Vasall in Diensten der Grafen von Württemberg stand, taten es ihm seine beiden Söhne Hans Konrad (geb. 1480) und Hans Rudolf (geb. 1485) gleich. Hans-Konrad übernahm, trotz er in württembergischen Kriegsdiensten stand, als der Erstgeborene die Herrschaft über das Familiengut, während sich sein jüngerer Bruder Hans-Rudolf von Wilden-Tierberg als Kriegsmann auf den Schlachtfeldern erprobte. Als nämlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts im April 1504 der so genannte Erste Bayerische oder auch Landshuter

Erbfolgekrieg ausbrach, in welchem es um das Erbe des Herzogs Georg von Bayern-Landshut ging, trat Hans-Rudolf an der Seite seines jugendlichen Herzogs Ulrich von Württemberg (1487 – 1550), welcher als Mitglied des Schwäbischen Bundes auf Seiten des deutschen Kaisers Maximilian I. in den Krieg gegen Kurfürst Philipp des Aufrichtigen von der Pfalz (1448 – 1508) sowie dessen Sohn Graf Ruprecht von der Pfalz (1481 – 1504) in den Krieg ein.

Wie es scheint, focht Hans-Rudolf von Wilden-Tierberg am 12. September 1504 in der Schlacht zu Schönberg am Wenzenberg bei Regensburg, in welcher Kaiser Maximilian I. und Herzog Ulrich von Württemberg das Söldnerheer des pfälzischen Kurfürsten und seines Sohnes entscheidend schlugen. Was zu jener Zeit Hans-Konrad von Wilden-Tierberg für Aufgaben hatte, bleibt ungewiss. Jedoch finden wir Hans-Konrad im Jahr 1519 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hans-Rudolf von Wilden-Tierberg, dem tapferen Kriegsmann, unter der Besetzung von Schloss Tübingen (Sattler, Herzöge 2,15; vgl. auch ebenda Beil. 29; Reichsständ. Arch. Urk. 1,136).

Lautlingen erhält vom deutschen Kaiser endlich das Hochgericht

Was insbesondere die Geschichte Lautlingens und das seine Geschichte teilende Margrethausen zu jener Zeit betrifft, ist es interessant zu erfahren, dass Hans-Konrad von Wilden-Tierberg am 27. Januar 1518 auf seine Bitte hin, da er bisher kein Hochgericht hatte und deshalb diejenigen, über welche er Gericht halten wollte, an benachbarte Gerichte übergeben lassen musste, dadurch aber mit den Seinigen merklichen Kosten und Schaden hatte, vom damaligen deutschen Kaiser Maximilian I. (1459 – 1519) die Begnadigung erhielt, beim Schloss Lautlingen (diese Erwähnung ist sehr interessant; es bestätigt die bisherige Vermutung, dass die Familie von Tierberg schon einen Wohnsitz in der Ortsmitte von Lautlingen besaß!) ein Halsgericht, Stock und Galgen zu errichten und als Reichslehen den Blutbann erhielt (wie es scheint, ist mit dem Standort von diesem Halsgericht mit Stock und Galgen der so genannte „Galgenbühl“ an der heutigen B463 gegenüber vom Gartencenter Dehner gemeint).

Leider stoßen wir unter der Herrschaft von Hans-Konrad wenige Jahre später auf eine unschöne Geschichte: Es heißt nämlich hier in den Akten, dass Hans-Konrad von Wilden-Tierberg im Jahr 1524 von der österreichischen Regierung^{*)} wegen Gewalttätigkeiten gegen das Kloster Margrethausen verhaftet wurde! Lange dürfte seine Verhaftung indessen nicht gedauert haben, da Hans-Konrad endlich am 26. März 1539 von Maximilians Nachfolger, dem neuen deutschen Kaiser Karl V. von Habsburg (1500 – 1558) endlich den lang erhofften Blutbann als Reichslehen erhielt.

^{*)}Anmerkung: Herzog Ulrich von Württemberg wurde 1519 genötigt, aus seinem Herzogtum zu fliehen, da er die freie Reichsstadt Reutlingen in seinen Besitz gebracht hatte. Der Schwäbische Bund verpfändete das Herzogtum Württemberg daraufhin an Kaiser Karl V. von Habsburg. Ab 1522 wurde Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaisers, als österreichischer Statthalter im Herzogtum Württemberg eingesetzt. Erst im Jahr 1534 konnte Herzog Ulrich, militärisch unterstützt durch seinen Vetter, den Landgrafen Philipp von Hessen, nach Württemberg zurückkehren.

Das Ende der Herrschaft der Herren von Tierberg

Mit dem Tod von Hans-Konrad von Wilden-Tierberg endete auch die Herrschaft der Tierberger über Lautlingen und Margrethausen. Wann Hans-Konrad von Wilden-Tierberg genau verstarb, ist nicht bekannt. Es dürfte aber schon im Jahr 1545 gewesen sein, da in diesem Jahr Kaiser

Karl V. von Habsburg am 29. Mai 1545, wie es heißt Hans Konrad von Ulm als Vogt und Vormünder von Hans-Konrad von Wilden-Tierbergs Witwe Apollonia und deren unvogtbarer Tochter sandte. Hans Konrad von Tierberg und Apollonia (eine geborene „von Lauterbach“) hatten nämlich nur eine Tochter, aber keinen männlichen Erben. Während somit das Geschlecht derer von Tierberg erlosch, ging im Jahr 1550 die Herrschaft Tierberg mit den Dörfern Lautlingen und Margrethausen samt den Burgen Alten-Tierberg und Wilden-Tierberg durch Verkauf an Apollonias Schwiegersohn Ulrich Diethgen von Westerstetten über. Dieser erhielt am 10. Dezember 1550 von Kaiser Karl V. die Belehnung mit dem Blutbann. Im Besitz dieser Familie blieb das ritterschaftliche Gut bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Als die Herren von Westerstetten im Jahr 1625 ausstarben, ging der Besitz durch Erbschaft an die Schenken von Stauffenberg über.

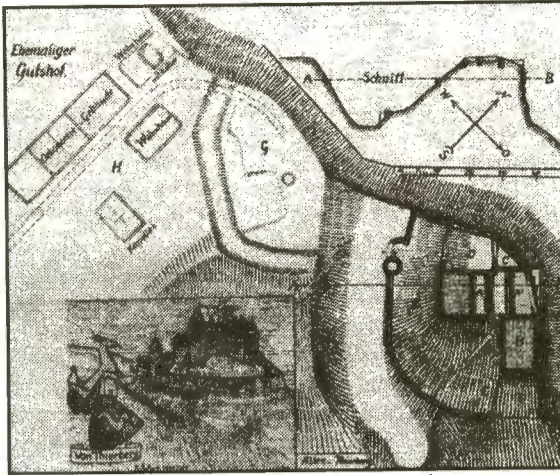
Interessant bleibt hierbei noch zu erwähnen, dass als im 16. Jahrhundert das Herzogtum Württemberg die Reformation einführte, die Witwe von Hans Konrad von Tierberg, Apollonia von Tierberg, dem alten katholischen Glauben treu blieb und ihre herrschaftlichen Orte Lautlingen und Margrethausen im römisch-katholischen Glauben erhielt, während das gesamte Umland einen neuen Glauben annahm!

Aber auch nach dem Übergang des alten Familienbesitzes an die Herren von Westerstetten lebten noch einzelne Glieder der Familie von Tierberg in Balingen, Ditzingen und Talheim (Steinlach). Dazu gehörte laut Akten der immer noch in württembergischen Kriegsdiensten stehende jüngere Bruder von Hans-Konrad von Wilden-Tierberg und seit 1535 Burgvogt von Wurmlingen, nämlich Hans-Rudolf von Wilden-Tierberg, welcher sich mit Barbara von Krapffen verheiratet hatte. Wie es scheint, dürfte gerade Hans Rudolf von Wilden-Tierberg sehr alt geworden sein. Wir finden ihn noch im Jahr 1593 beim Leichenbegängnis von Herzog Ludwig von Württemberg (regierte von 1568 – 1593; Enkel von Herzog Ulrich) teilnehmen! Dessen aus der Ehe mit Barbara von Krapffen hervorgehender Sohn Hans von Wilden-Tierberg, ist Ende des 16. Jahrhunderts noch als Hofmarschall in Dillingen, Klostervogt in Ochsenhausen und württembergischer Vogt in Geislingen zu finden. Noch im Jahr 1574 wurde ein gewisser Georg von Tierberg in Tübingen immatrikuliert.

Das Grabmal der Maria Magdalena von Wilden-Tierberg (1597 verstorben) ist in der Friedhofkirche zu Balingen erhalten geblieben. Das Grabmal des Jünglings Georg Kaspar von Wilden-Tierberg (1595 verstorben) in Talheim, des Rudolf von Tierberg und der Jungfrau Jacobe Sofie von Tierberg (beide 1599 verstorben) ebenfalls in Talheim. Noch im Jahr 1612 wurde in Neubronn (etwa 18 Kilometer nordwestlich von Aalen) als Königsbronnischer Klosterpfleger ein Eitel Hans von Tierberg erwähnt, und noch 1618 lebte ein weiterer, Hans Christoph von Wilden-Tierberg, wahrscheinlich wohl der Letzte seines Geschlechtes.

Die drei Burgen der Herren von Tierberg

Wie das Rittergeschlecht der Herren von Tierberg, so sind auch ihre Burgen zugrunde gegangen. Der Alte Tierberg war seit dem 16. Jahrhundert zerfallen und die Reste der Burg wurden im Schutt begraben. Doch auch die Tochterburgen auf dem Wilden Tierberg und am Heersberg, welche die Talhänge des Eyachtales dicht besetzt hatten, lagen in Trümmern. Geblieben ist nur noch die Erinnerung, einige erkennbare Reste sowie der Name des Berges Tierberg oberhalb von Albstadt-Lautlingen.



Skizze und Rekonstruktion der Burg Alten-Tierberg nach K. A. Koch

1. Die ehemalige Burg Alten-Tierberg

Auf dem Tierberg südwestlich über Lautlingen stand in einer Höhe von etwa 863,9 Metern die Burg Alten-Tierberg auf einem Felsvorsprung, nur durch einen breiten Graben von der Hochfläche getrennt. Da keine sichtbaren Ruinen mehr vorhanden waren, sind im Sommer des Jahres 1927 unter dem Kirchenmaler und Burgenforscher Konrad Albert Koch Nachgrabungen vorgenommen worden um festzustellen, wie die Stammburg der Herren von Tierberg einstmalig beschaffen war. Das Gelände war 1927 stark mit Buchen bewachsen, was die Nachgrabungen erheblich erschwerte. Doch auf Grund der Erfahrungen von Albert Koch konnte in weniger als einer Woche alles Wesentliche festgestellt werden. Ärgerlich war es für Koch, so er selbst wörtlich: „Dass gerade immer an der Stelle, wo ich eine Gebäudeecke vermutete, eine kräftige Buche stand. Solche Baumwurzeln zersprengen alle Mauern, wenn auch langsam, so doch sicher.“

Auch Kleinfunde wurden außer Gefäßscherben in mittelalterlicher Form nur gering gemacht. Nach Kochs Rekonstruktion ergab sich, dass die Burg Alten-Tierberg keinen größeren Umfang hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eine turmlose Anlage, deren Größe etwa einem heutigen Zweifamilienhaus entsprochen haben dürfte. Die kleine Wehrburg kann für die Wohnung der Familie nicht ausgereicht haben, weshalb am Rand des Plateaus gegenüber der Burg weitere Wohngelasse errichtet worden sein dürften deren Spuren noch sichtbar sind und die durch einen Wallgraben landeinwärts gesichert wurden. Der dazugehörige Wirtschaftshof befand sich auf der dahinterliegenden Hochfläche der ehemaligen Burg Alten-Tierberg, also weit vor dem jetzigen bewohnten Hof auf dem Tierberg. Für die Bauzeit der Burg konnte aus den gemachten Funden keine bindenden Schlüsse gezogen werden.

2. Die ehemalige Burg Wilden-Tierberg

Auf der höchsten Erhebung des Ochsenbergs, dem so genannten Kugelberge oberhalb von Margrethausen, ist die zweite Burg des Geschlechts in einer Höhe von 953,6 Metern der Wilden-Tierberg zu finden. Der Wilden-Tierberg wurde erstmals im Jahr 1313 urkundlich erwähnt. Die Burganlage des Wilden-Tierbergs war, so bewiesen es die Nachgrabungen von K. A. Koch aus dem Jahr 1927, etwas geräumiger als die der Stammburg Alten-Tierberg. So wurde zum Beispiel der Wilden-Tierberg von einem Turm mit großen Eckquadern beherrscht. Wie es heißt wurde die Burg Wilden-Tierberg im Jahr 1450 von den Herren von Tierberg verlassen. Wie auch auf dem Tierberg wurde in unmittelbarer Nähe der Burg ein Wirtschaftshof auf dem ebenen Hochplateau des Ochsenbergs erbaut. Dieser

Hof besteht heute noch als beliebtes Wander- und Ausflugslokal.

3. Die unbekannteste Burg am Heersberg

Die größte aber dafür leider auch unbekannteste Burg des Rittergeschlechts derer von Tierberg befand sich zweifellos am Hang unterhalb des Heersberges in einer Höhe von etwa 853,5 Metern. Noch heute kann man einige Reste von ihr erkennen. Bei dieser unbekanntesten Burg handelte es sich nach Albert Kochs Rekonstruktion um einen großen Steinbau, der wahrscheinlich mit einem Bergfried ausgestattet war. Leider ist der Name dieser ehemals größten Burganlage der Tierberger nicht erhalten geblieben. Auch die Bewohner dieser Burg sind nicht bekannt, da keinerlei Urkunden existieren. In den Notizen taucht lediglich am 4. Juli 1357 (ein Tierberger kauft „Neuentierberg“?) und in einer Urkunde des Jahres 1362 der Name „Neuen-Tierberg“ auf. Jedoch kann gerade wegen der zeitlichen Widersprüche aber auch dieser Name kaum auf die Anlage am Heersberg in Anspruch genommen werden. Denn es wäre auch möglich, dass mit „Neuen-Tierberg“ der Wilden-Tierberg auf dem Ochsenberg gemeint war.

Literaturnachweise und Quellen:

- Georg Berger: „Baden-Württemberg; Schatzkammer der Geschichte“, Erlangen o. J.
 Gerhard Jaekel: „Die deutschen Kaiser“, Gräfling vor München o. J.
 Ludwig Lutz, Privatforschungen, Eigenbesitz
 Albert Pfeffer: „Der Tierberg bei Lautlingen und die Herren von Tierberg“ in Blätter des Schwäbischen Albvereins 40. Jahrgang 1928, Nr. 6
 Heiko-Peter Melle: Veröffentl. zur Geschichte der Herren von Tierberg
 Hans und Marga Rall: „Die Wittelsbacher; von Otto I. bis Elisabeth I.“, Wien 1994
 Dr. Wilhelm Storos-Vydunas: „Siebenhundert Jahre Deutsch-Litauischer Beziehung“ Tilsit 1932
 Thomas Schön: „Beziehungen Württembergs zum Deutschen Orden in Preußen, Diözesanarchiv aus Schwaben 20“ 1902, 163 ff.

Aktueller Ausblick

Samstag, 14. Juni
 Neustadt-Weinstraße, Kloster und Kirche Enkenbach, Stiftskirche Offersberg, Hambacher Schloss (H. Prof. Roller), Bus

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
 Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Otto Klaiber
 Wilhelm-Dodelgasse 4, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
 Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
 Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
 Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
 Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Von „Näherinnen“ und „Strumpfwebem“

Frauenarbeit in der Industrialisierungsphase Tailfingens – Von Dr. Barbara Guttmann und Ute Grau

Teil 4:

Arbeitsbedingungen in der Fabrik

Tailfingen entwickelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem Zentrum der südwestdeutschen Maschenindustrie. Von Anfang an war das Textilgewerbe eine Branche, in der Frauen einen relativ hohen Anteil an den Beschäftigten stellten. Die Frage nach dem Beitrag von Frauen an der Herausbildung der industriellen Landschaft bildet somit einen wichtigen Aspekt der lokalen Geschichte: Frauen haben nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern teilweise als mitarbeitende „Unternehmerinnen“ auch ihr Vermögen in die neu entstehenden Firmen eingebracht.

Die beiden Historikerinnen Ute Grau und Dr. Barbara Guttmann erforschen diesen bislang wenig beachteten Gesichtspunkt der Industrialisierungsgeschichte derzeit am Beispiel Tailfingens. In den bisherigen Beiträgen (Heimatkundliche Blätter von Oktober 2002, Februar 2003 und April 2003) wurde der Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der vorindustriellen Phase, die Rolle von Frauen in den Anfängen der Tailfingener Maschenindustrie sowie die Entwicklung von Fabrikarbeit und Heimarbeit beleuchtet. Im abschließenden Beitrag geht es nun um Arbeitsbedingungen von Fabrikarbeiterinnen in der Trikotagenindustrie.

Fabrikordnungen regeln die Arbeitsverhältnisse

Die Arbeitszeiten der Arbeiter und Arbeiterinnen in einer Fabrik wurden im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert durch Fabrikordnungen geregelt. Diese Fabrikordnungen enthielten daneben auch Verhaltensmaßregeln für die Arbeiterschaft. Ein schönes Beispiel hierfür ist die überlieferte Arbeitsordnung der Tailfingener Firma Balthas Blickle's Witwe aus dem Jahr 1903. Sie schrieb für erwachsene Arbeiterinnen eine tägliche Arbeitszeit von elf Stunden vor. Arbeitsbeginn war in den Monaten April bis September morgens um 6.00 Uhr, Arbeitsende um 19.00 Uhr. In den Wintermonaten Oktober bis März begann der Arbeitstag um 7.00 Uhr und endete um 20.00 Uhr. Von der Fünf-Tage-Woche war man noch weit entfernt. An Samstagen und vor Feiertagen betrug die Arbeitszeit „nur“ 8½ Stunden, die Arbeiterinnen sollten längstens bis 17.30 Uhr beschäftigt werden.

Der Lohn wurde alle zwei Wochen samstags bar an der Fabrikkasse ausgezahlt, zwei Drittel der Beiträge zur Krankenkasse und die Hälfte der Invaliditäts- und Rentenversicherung wurde den Arbeiterinnen abgezogen. Die Kündigungsfrist betrug zwei Wochen, Gründe für eine fristlose Entlassung waren neben Diebstahl oder Tätlichkeiten gegen den Arbeitgeber auch Arbeitsunfähigkeit oder eine „abschreckende Krankheit“.



Neben diesen arbeitsrechtlichen Regelungen gab es eine Fülle so genannter „Ordnungsvorschriften“. Verboten war: Das Schlafen und das Lesen von Büchern und Zeitungen während der Arbeitszeit, aber auch „unnötiges Umherlaufen, müßiges Zusammenstehen und Schwatzen, Lärmen und Fluchen“ sowie „unsittliche und Ärgernis gebende Reden und Handlungen“. Verfehlungen gegen diese Ordnungsvorschriften wurden mit Lohnabzug bis zur Hälfte eines durchschnittlichen täglichen Arbeitsverdienstes geahndet.

Die Arbeitsbedingungen und -zeiten der Firma Balthas Blickle's Witwe waren in der Trikotagenindustrie um 1900 allgemein üblich. Eine tägliche Arbeitszeit von elf Stunden war für Fabrikarbeiterinnen normal. Hinzu kamen in Zeiten der Hochkonjunktur oft noch Überstunden. Die Gewerbeaufsicht berichtete in jenen Jahren immer wieder, dass gerade in der Textilindustrie die meisten Überstunden geleistet würden. Nicht selten kam es vor, dass Arbeiterinnen nach der Fabrikarbeit noch Arbeit mit nach Hause nahmen, so z. B. in einer (nicht näher bezeichneten) mechanischen Wirkerei, wo die Arbeiterinnen tagsüber in der Fabrik Netzjacken zusammennähten und diese abends mit nach Hause nahmen, um Zugbänder einzuziehen.

Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen

Die Reichsgewerbeordnung von 1908 regelte schließlich den Arbeitsschutz für Frauen. Nachtarbeit sowie die Beschäftigung von Arbeiterinnen an Samstagen nach 17.00 Uhr waren nun verboten. Die tägliche Beschäftigungsdauer wurde auf zehn Stunden festgeschrieben, an Samstagen und vor Feiertagen auf acht Stunden. Arbeiterinnen, die ein „Hauswesen“ zu besorgen hatten,

konnten eine Verlängerung ihrer Mittagspause um eine halbe Stunde beantragen. Dass die wenigsten Arbeiterinnen dies jedoch in Anspruch nahmen, sei es, weil sie im Akkord arbeiteten und dadurch weniger verdienten oder weil sie fürchteten, vom Fabrikanten schlecht angesehen zu werden, berichtete die württembergische Gewerbeaufsicht wiederholt.

1910 meldete schließlich die Gewerbeaufsicht: „Der 10-stündige Arbeitstag für Arbeiterinnen hat sich im Allgemeinen da, wo er bis jetzt noch nicht bestand, in befriedigender Weise eingeführt.“ Viele Verstöße gäbe es jedoch gegen die achtstündige Arbeitszeit vor Sonn- und Feiertagen: „In einer großen Zahl von Fällen musste die Hilfe der Oberämter und Ortspolizeibehörden in Anspruch genommen werden, um geordnete Verhältnisse zu schaffen.“ So auch bei der Tailfingener Firma Ammann & Bitzer. Das Oberamt Balingen wies diese am 15. September 1910 ausdrücklich darauf hin, dass die achtstündige Arbeitszeit an Samstagen auch nicht durch Reinigungsarbeiten überschritten werden dürfe: „Da die Arbeitszeit Ihrer Arbeiterinnen weder mit den Bestimmungen der Gewerbeordnung noch mit Ihrer Arbeitsordnung übereinstimmt, fordere ich Sie auf, diese Übereinstimmung sofort herzustellen“, schrieb der Amtmann und drohte bei Zuwiderhandlung eine Geldstrafe bis zu 2000 Mark, bzw. sechs Monate Gefängnis an.

Das Schulheißnamt in Tailfingen wurde angewiesen, der Einhaltung der Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen, die „...sich in Tailfingen schwer einzubürgern scheinen, ständig besondere Aufmerksamkeit zu widmen“. Auch im Fall der Firma Conzelmann zur Rose schritt das Oberamt Balingen ein, nachdem sich Arbeiterinnen bei der württembergischen Gewerbeaufsicht beschwert hatten, weil dort die Näherinnen seit acht Wochen eine tägliche Arbeitszeit von elf Stunden abzuleisten hatten. Im Lauf der Zeit setzte sich jedoch bei vielen Unternehmern die Erkenntnis durch, dass ihre Arbeiterinnen mit kürzeren Arbeitszeiten leistungsfähiger waren und letztendlich in wenigen Arbeitsstunden die gleiche Leistung wie zuvor erbrachten. Vielen Arbeiterinnen blieb auch nichts anderes übrig, wollten sie nicht weniger verdienen, denn die Akkordsätze wurden oft nicht an die verkürzten Arbeitszeiten angepasst.

So wurden im Lauf der Jahre zwar gesetzliche Regelungen zur Verbesserung der Situation von Arbeiterinnen erlassen, diese waren aber nur sinnvoll, wenn sie für die Arbeiterinnen nicht zu finanziellen Einbußen führten, wie im Fall des Mutterschutzes. 1900 meldete die Gewerbeaufsicht, dass Fabrikanten schwangere Frauen vier bis sechs Wochen vor der Niederkunft entließen, „...um sie zu schonen und auch um den jugendlichen Arbeitern den...für dieselben unpassenden Anblick einer solchen Frau [...] zu ersparen und schlechte Witze zu vermeiden“.

Für die betroffene Arbeiterin war diese „Scho-



nung" wenig hilfreich, ihr fehlte der Verdienst und „Wochengeld“ gab es noch nicht. Erst 1905 war eine Wöchnerinnenunterstützung durch die Fabrikkrankenkassen eingeführt, die den Verdienstaufschlag jedoch nicht voll ersetzte, weshalb viele Arbeiterinnen während des Mutterschutzes Heimarbeit übernahmen. 1908 wurde der Wöchnerinnenschutz von sechs auf acht Wochen ausgedehnt, die Krankenkassen waren jedoch nur zu einer sechswöchigen Unterstützung verpflichtet. So waren viele Arbeiterinnen daran interessiert, bereits nach sechs Wochen ihre Arbeit wieder aufzunehmen, da sie sich einen zweiwöchigen kompletten Verdienstaufschlag nicht leisten konnten.

Lange Arbeitszeiten nehmen „Lust und Liebe zum Haushalt“

Angesichts der langen Arbeitszeiten blieb den Arbeiterinnen kaum Zeit für Familie, Haushalt und Kindererziehung. Die württembergische Gewerbeinspektionsassistentin beklagte 1900, dass gerade die jungen Frauen oft gar nicht kochen könnten, da sie nach der Schule gleich in die Fabrik gingen. So lernten die jungen Frauen nicht die „Lust und Liebe zum Haushalt“.

Dieses Klagegedicht stimmten in jenen Jahren viele an. Kirchen und bürgerliche Frauenverbände suchten die jungen Arbeiterinnen zu „guten Hausfrauen“ zu erziehen. Zu diesem Zweck wurden u. a. Haushaltsschulen gegründet, beispielsweise vom Schwäbischen Frauenverein, der diese 1900 auch im „Neuen Albboten“ annoncierte. Die Fabrikinspektorin bemerkte jedoch ganz treffend, dass der Besuch dieser Schulen nur mäßig bleibe, so lange der Unterricht nicht obligatorisch sei und während der Arbeitszeit stattfinde: „Es fällt den Mädchen schwer, nach 10- u. 11-stündiger Arbeitszeit dem theoretischen u. praktischen Unterricht zu folgen.“

Auch die um 1900 in Ebingen entstehenden Arbeiterinnenwohnheime – das evangelische Vereinsheim, in dem sich heute die Städtische Galerie befindet oder das katholische Marienheim – dienten nicht alleine der Unterbringung lediger Arbeiterinnen. „Schutz und sittliche Überwachung gegenüber den mannigfachen Gefahren einer Industriestadt...“ sowie Unterricht in hauswirtschaftlichen Kenntnissen nannte der katholische Pfarrer und Leiter des Marienheims als die Ziele des Hauses. Die Haushaltsschule des Marienheims wurde vom Arbeiterinnenverein betrieben, das Gehalt für die Lehrerin sowie die Kosten für Heizung und Reinigung der Räume übernahm ab 1913 die Gemeinde. In Tailfingen hielt die Gemeinde Kochkurse ab. Beim

Schlussessen im August 1911 war der Schultheiß anwesend, der betonte, „... welche nützliche Einrichtung die Abhaltung der Kochkurse für junge strebsame Mädchen sei“.

Die Frauenfrage als soziale Frage

Die Bemühungen der Gemeindeverwaltung um die „Erziehung“ der Frauen zu Hausfrauen sind als Reaktionen auf den grundlegenden Wandel der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen zu sehen, der sich in jenen Jahren vollzog. Ehefrauen, die den Tag in der Fabrik verbrachten, junge Mädchen, denen der (wenn auch geringe) Verdienst aus der Fabrikarbeit eine gewisse Unabhängigkeit ermöglichte, wurden offensichtlich als starke Verunsicherung erfahren.

Die in jenen Jahren in Deutschland geführte Diskussion um Frauenarbeit und die Frauenfrage erreichte 1900 auch Ebingen und Tailfingen. Der „Neue Albbote“ veröffentlichte am 2. April 1900 einen Leitartikel „Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen“. „Es ist die Not, die bittere Not [...] welche überhaupt das weibliche Geschlecht in die Fabrik treibt“, war da zu lesen. „Die heilige Stellung der Frau“ bestehe wohl darin, dass sie „Hausfrau“ sei, doch sei angesichts der sozialen Lage an einen Ausschluss der Frauen von der Fabrikarbeit überhaupt nicht zu denken.

„Die soziale Frage hängt mit der Frauenfrage [...] zusammen, weil sie die Entstehung des modernen Arbeiterstandes zur Folge hat, der keine Haushaltungen führt, wenigstens in dem Sinne nicht, wie dies beim Bauer und dem Kleingewerbetreibenden der Fall ist“ – war im Juli 1900 in einem weiteren Leitartikel des „Neuen Albboten“ zu lesen. Damit war eine wesentliche Veränderung thematisiert, die sich in jenen Jahren im Zuge der Industrialisierung auch in vielen Tailfinger und Ebingen Familien vollzogen hatte.

Am 4. Juli 1878: Die Bahn ist da!

Vor 125 Jahren von Balingen bis Sigmaringen – Von Wilhelm Maute / Albstadt

Am 4. Juli 1878 wurde die Bahnstrecke nach Ebingen von der K.W.St.E., den „königlich-württembergischen Staatseisenbahnen“, offiziell eröffnet. Genauer: der Streckenabschnitt Balingen-Sigmaringen. Prohezüge hatten aber schon vorher von Balingen und von Sigmaringen herauf die Strecke durchfahren.

Hunderte von Erdarbeitern, darunter viele Italiener, hatten vier Jahre lang daran gebaut. Durchweg arme Kerle; immerhin waren sie krankend- und unfallversichert. Das war bei den allerersten Bahnbauten noch nicht der Fall gewesen. Sie wohnten in Baracken in der Nähe von Laufen und das bedeutete – je nachdem, welchen Streckenabschnitt sie zu bauen hatten – einen oft langen Anmarsch. Da die Italiener zu einem niedrigeren Lohn zu arbeiten gewillt waren, vertrugen sich die Nationalitäten nicht gut und es kam öfters zu Schlägereien. So wird im „Albboten“ – kurz vor der Bahneröffnung – ein Schwurgerichtsurteil veröffentlicht, mit dem eine Schlägerei zwischen Arbeitern, die bei Laufen gewohnt haben, geahndet wird. In diesem Falle war es freilich ein Krach unter Deutschen! Es ging – leicht vorstellbar – dort rau zu.

Mann kann sich wohl kaum noch vorstellen, was dieser 4. Juli für Ebingen und den „oberen Bezirk“ bedeutet hat. Die Bewohner der Stadt waren sozusagen „aus dem Häuschen“. Es war für sie das Jahrhundert-Ereignis! Bisher besorgten Postkutschen den Reiseverkehr. Die rumpelten viermal am Tag von Ebingen nach Balingen und umgekehrt – nach Sigmaringen genühten zwei Kurswagen. Der größte Teil der Bevölkerung ging sowieso zu Fuß. Und Frachtfuhrleute beförderten das Schwergut. Gewöhnlich zogen sechs

Pferde, schwere Kaltblütler, einen solchen Frachtwagen; den Stich hinauf nach Onstmettingen wurden dann noch einmal zehn Pferde davor gespannt. Im letzten Jahr, bevor die Eisenbahn fuhr, wurden so umständlich und zeitaufwändig – für uns heute kaum vorstellbar – 20 000 Zentner Kohle (1000 Tonnen) nach Ebingen befördert!

Ebingen wurde sehr spät von der Bahn erreicht

Die Stadt lag immer schon im Verkehrsschatten. Abseits. Schon die Überlandstraße der Postkutschenzeit, die „Schweizer Straße“ von Stuttgart nach Schaffhausen führte über Hechingen, Balingen, Rottweil, drei Fahrstunden entfernt an Ebingen vorbei. Die Stadt teilt sich mit Freudenstadt die zweifelhafte Ehre, die letzten württembergischen Städte ihrer Größe gewesen zu sein, die einen Bahnanschluss bekommen haben. Im Neckar-, im Filstal und durchs Oberland an den Bodensee waren schon 20 bis 30 Jahre zuvor „Dampftrösler“ gefahren. Selbst das scheinbar abseits gelegene Nagoldtal oder die hohlenloische Tiefebene wurde früher für den Dampf erschlossen. Es war ein geradezu unwahrscheinliches Glück, dass die Eisenbahnücke zwischen Balingen und Sigmaringen zwar spät, aber ge-

rade noch zur rechten Zeit geschlossen wurde, bevor die Trikotindustrie sich zu entwickeln begann.

An der Einwohnerschaft des oberen Bezirkes hatte das nicht gelegen: die war eisenbahnbegeistert! Schon Ende der vierziger Jahre hatte die Bevölkerung des Oberamtes Balingen für „die Erlangung einer Eisenbahn“ gekämpft. In Balingen wurden im Januar 1863 und in Tübingen im November 1864 große Eisenbahnversammlungen abgehalten und die Ergebnisse, Resolutionen, umgehend der Regierung in Stuttgart zugesandt.

In Württemberg waren Bahnbau und Bahnbetrieb Staatssache – anders als in Preußen, das seine Bahnen anfänglich von Privatleuten bauen ließ. Doch nach der Revolution 1848 brannte die Begeisterung für den Bahnbau beim württembergischen König – das war damals Wilhelm I. – und seinen Ministern auf sehr kleiner Flamme: man hatte gemerkt, wie rasch die Revolution sich per Bahn ausbreiten konnte und hatte – dadurch geschockt – von 1849 bis 1857 Planungen und Bahnbau eingestellt. Erst als die Städte und die Presse sich rührten und der Regierung nachwiesen, dass Württemberg beim Bahnbau mittlerweile von den Nachbarländern weit überholt worden war, man überdies in Stuttgart merkte, dass sich die Bahn zu lohnen begann, fasste die Regierung „den Bau weiterer Linien ins Auge“, wie es in einer regierungsamtlichen Verlautbarung hieß.

Weil die Bundesstaaten souverän agieren konnten, waren immer langwierige „außenpolitische“ Verhandlungen notwendig, sobald die Eisen-

bahnlinien über die Staatsgrenzen hinaus fortgesetzt werden sollten. Preußen z. B. verhielt sich ziemlich kühl bei der Planung der Zollernbahn zwischen Tübingen und Sigmaringen und gestattete den Bau erst, nachdem die Württemberger die gesamte Finanzierung auch auf hohenzollerischem Gebiet übernahmen; Hohenzollern gehörte ja seit 1850 zu Preußen! Immerhin verliefen von den 87,51 km der Zollernbahn zwischen Tübingen und Sigmaringen allein 40 km auf preußischem Gebiet! Der Staatsvertrag zwischen den Königreichen Preußen und Württemberg wurde am 3. März 1865 geschlossen – es hat also noch 13 Jahre gedauert, bis er erfüllt wurde.

Trassenführung hatte ungewöhnliche Höhenunterschiede zu bewältigen

Lag der Bahnhof von Tübingen bei 321,8 m Meereshöhe, und stieg die Strecke bis Balingen auf einer Länge von 42 km auf 517 m an, so musste die Bahn den eigentlichen Albanstieg bis zu 738,3 m Höhe bei der Wasserscheide Rhein/Donau kurz vor Ebingen innerhalb von 15 km bewältigen.

Für damalige Anschauungen war das eine „Gebirgsstrecke“, freilich schon die zweite, die die Alb überwinden sollte; die erste bei Geislingen an der Steige war 850 fertiggestellt worden und hatte den Planern etliches Kopfzerbrechen gemacht: dort zwischen Geislingen und Amstetten auf der Albhochfläche mussten auf knapp 6 Kilometer 114 Höhenmeter überwunden werden. Das bedeutete streckenweise eine Steigung von 1:45 –; also musste ein Höhenmeter auf einer Fahrstrecke von nur 45 m überwunden werden. Stephenson, der englische „Eisenbahnkönig“, hatte die Überwindung dieses Anstieges ein „Unglücksexperiment“ genannt, das nie gelingen würde. Ein Sachverständiger empfahl deshalb, für den Anstieg zusätzlich einen durch Dampfkraft betriebenen Seilzug einzurichten, weil man sich nicht vorstellen konnte, dass diese Steigung mit dem damaligen Lokomotivenmaterial zu bewältigen wäre. Man steckte ja noch in den Kinderschuhen des Bahnbaus und Bahnbetriebs.

Es gelang aber dann doch, nicht zuletzt durch den Einsatz eines neu konstruierten Lok-Types, der „ALB-Klasse“, die ihre Zugkraft nicht – wie bisher üblich – durch zwei miteinander gekuppelten Treibachsen, sondern durch drei auf die Schienen brachte.

Während beim Zitieren der „Geislinger Steige“ von jeher jeder Eisenbahnfreund glänzende Augen bekommt, findet die Lautlinger Steige kaum Beachtung – vielleicht weil keine D-Züge darauf fahren, vielleicht auch, weil sie 28 Jahre später eröffnet worden ist. Dabei übertrifft die Lautlinger Steige ihre Vorgängerin – bei gleicher Steigung 1:45 – in der Länge (6,8 statt 5,8 km) und in der Höhe des Anstiegs (131 statt 114 m).

Das technische Glanzstück der Strecke

... ist der Lautlinger Viadukt, 77,35 m lang – reine Stützweite 60 m – und auch noch heute anscheinlich mit seinen fünf hohen Bögen, die jeweils eine Spannweite von zwölf Metern aufweisen. Die Brücke ist – was man ihr von weitem nicht ansieht – gekrümmt: die Kurve bildet einen Kreisbogen mit einem Halbmesser von 350 m. Eine blitzsaubere Ingenieurleistung. Der Viadukt sollte im April 1945 beim Rückzug der deutschen Truppen gesprengt werden; gerettet hat sie ein Beamter der Stuttgarter Reichsbahndirektion, der damals in Ebingen arbeitete und der erreichte, dass die Pioniere stattdessen eine kleine Brücke einige hundert Meter östlich davon in die Luft jagten.

Neben vielen kleinen Brücken erforderte die Strecke zwischen Balingen und Sigmaringen auch 15 große Brücken, von der jede eine Stütz-



Lokomotive RIES, Bahn-Nr. 260 (Klasse F).
Baujahr 1871

weite von über 25 m aufweist. Die heftig mäandrierende Schmiecha erzwang zwischen Ebingen und ihrer Einmündung in die Donau allein zehn solcher großer Brücken – und zwei Tunnel: der 125 m lange Wendenbühltunnel und der Höhnbergstunnel mit 326 m.

Die damaligen Loks schafften den Anstieg nicht allein: die Züge mussten deshalb immer von zwei Lokomotiven gezogen bzw. geschoben werden. Man wählte dafür am Anfang die Güterzuglok der württembergischen Staatseisenbahnen, die F, die seit 1864 die ALB-Type abgelöst hatte und mit ihren drei gekuppelten Treibachsen und ihren kleinen Rädern (Durchmesser nur 1230 mm) am besten für diesen Anstieg geeignet war.

Die Öffnung der Bahn war ein Volksfest

... wie es Ebingen seit der Öffnung der Zollgrenze zum Großherzogtum Baden im Juli 1835 nicht mehr erlebt hatte. Es regnete zwar am Festtag beinahe ununterbrochen, aber der Festfreude tat das keinen Abbruch.

Böllersalven weckten die Bürgerschaft schon früh, um 4 Uhr morgens. Die Bürger hatten ihre Häuser „festlich geschmückt“, die Haustüren durch Tannenzweige eingefasst. „Ein Wald von Fahnen wehte von den Fenstern und Dächern“ – sogar auf dem Schloßfels, auf dem es damals noch keinen Aussichtsturm gab und auf der Geißenkanzel. Um 9.30 Uhr stellte sich der Festzug am alten Rathaus in der oberen Marktstraße auf.

Schon am 27. Juni hatte das „Fest-Comité“ in einem Inserat die Reihenfolge des Festzuges veröffentlicht: die Schuljugend mit ihren Lehrern, die „Festdamen“, die Beamten und Bautechniker der K.W.St.E., die Geistlichkeit, die bürgerlichen Collegien (Gemeinderat und Gemeindeausschuss), das „Fest-Comité“, der Gewerbeverein, die Turner „mit Trommeln“, der Veteranen-, der Männergesangsverein, der Sängerbund. Schließlich der Kranken-Unterstützungs-Verein. Die Feuerwehr marschierte gar mit nagelneuen Uniformen und „blankem Zeug“. Den Schluss bildete, wer von der Einwohnerschaft noch mitmarschieren wollte. Wer immer es sich leisten konnte: im Pa-



Vierachsiger Durchgangswagen 3. Klasse Typ C mit 68 Sitzplätzen. Die Wagen wurden ab 1846 so gebaut. Sie hatten auch in der 3. Klasse schon Glasfenster (nicht bloß Ledervorhänge wie in anderen Bahngesellschaften). Drehgestelle machten sie kurvenfreundlicher. Die Personenzüge am 4. Juli 1878 mussten aus solchen „Intercommunicationswagen“ gebildet worden sein.

letot und blank gebürstetem Zylinder. Nicht weniger als vier Musikkapellen, im Marschzug verteilt, sorgten für gleichen Schritt und Tritt.

Dann – es ist 10.47 Uhr – dampft der Zug

... von Böllerschüssen begrüßt, mit den Ehrengästen aus Tübingen und Stuttgart auf dem neuen Bahnhof ein. Auch der Gegenzug aus Sigmaringen war schon eingetroffen.

Der Schultheiß Johannes Hartmann spricht von der Treppe, die zur Vorhalle des Bahnhofes führt, zu der wogenden Menschenmenge vor dem Bahnhof – und er spricht dieser aus dem Herzen: wie dieses Ebingen, ein bisher kaum dem Namen nach bekanntes Städtchen auch geografisch ganz ungünstig liege: auf der Alb und oft „Gegenstand nahezu verächtlicher Beurteilung“ geworden wäre. Es hätte schon Postanschriften gegeben wie „Ebingen bei Bitz gelegen“. Für diese Stadt und seine Industrie bedeutete der Eisenbahnanchluss „für seine fernere Existenz“ schlechthin eine Lebensfrage. Jetzt endlich, nach vielen Jahren des Wartens, jetzt sei es geschafft!

Die vereinigten Ebinger Gesangsvereine singen – begleitet von den Bläsern der Musikkapelle –: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Schließlich geht der Marsch zurück wieder zum Rathaus. Es regnet zwar noch immer, aber niemand lässt sich die Freude nehmen. Ebingen hat seine Eisenbahn: die Welt steht offen – und wir dürfen sagen, die Bürger der Stadt und des Talganges haben diese Chance genützt.

Der „Albbote“ – sonst recht knapp und nüchtern in seinen Meldungen – schildert begeistert das „Wogen und Treiben der Menschenmassen“. Die Stadt hatte damals etwa 5800 Einwohner, aber natürlich war auch die ganze Umgebung auf den Beinen! Vier „Musikkorps“ blasen und trommeln, was das Zeug hält. Nachmittags kommen weitere Züge an. Sie hätten – so die Zeitung – „wahre Menschenströme ausgespien“.

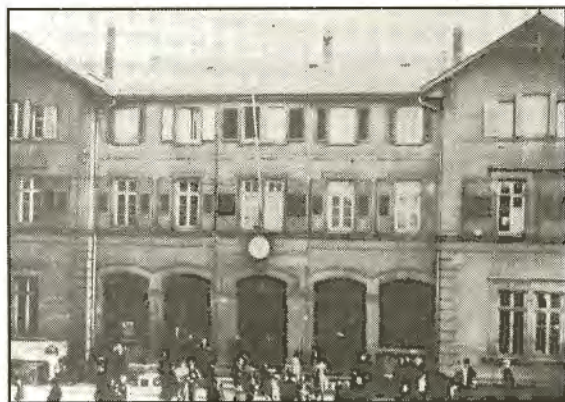
Der Zug, der um 12.24 Uhr hätte eintreffen sollen, schafft das nicht: er war vor der Wasserscheide stecken geblieben. Der Regen hatte die Gleise so rutschig gemacht und die nahezu dreißig (?) Wägen, bis zum letzten Stehplatz mit Passagieren gefüllt, erwiesen sich stärker als die beiden F-Loks der Esslinger Maschinenfabrik. Also zurück zum Bahnhof Lautlingen! Unter viel Gelächter, wie der „Albbote“ zu berichten weiß, wird die Hälfte des Zuges abgehängt und erst die eine, dann die andere Hälfte nach Ebingen geschleppt.

Zum Fest gehört ein Festessen

Dazu gibt sich die Festgesellschaft in die Untere Vorstadt, zu dem ersten Gasthof der Stadt, in die „Post“. Der Ebinger Landtagsabgeordnete der demokratischen Volkspartei Louis Schwarz – seit vier Jahren sogar Reichstagsabgeordneter in Berlin – ist einer der Ehrengäste. Oberbaurat Schlierholz, der Mann, unter dessen Leitung der Bahnbau im Königreich Württemberg stand, beglückwünscht „in fließender Rede“ (Das muss dem Redakteur besonders aufgefallen sein!). Auch der Wirt will zeigen, was er kann: fünf Goldmark kostet das „Couvert“. Das ist nicht wenig (22 Jahre später, bei der Einweihung des Realgymnasiums bietet der gleiche Wirt ein Festessen um 2,60 Mark an!) Außerdem müssen die Gäste ihren Verzehr selber bezahlen; der Schultes ist da eisern. Er wird das auch später so handhaben!

Am Nachmittag wird die Gewerbeausstellung

... des Handels- und Gewerbevereines besichtigt. 180 Aussteller zeigen, was sie können. Die vielen Besucher sollen nicht nur den neuen Bahnhof, sie sollen auch sehen, was die Stadt



Das Ebinger Bahnhofsgelände von 1878, das dann im April 1945 durch die Explosionen eines beschossenen Munitionszuges zerstört wurde. Der lebhafteste Publikumsverkehr zeigt deutlich, welche Bedeutung die Eisenbahn bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte.

sonst noch zu bieten hat. Man sieht, welche wirtschaftlichen Hoffnungen an die neue Bahnverbindung geknüpft waren! Für die Ausstellung hatte der auch sonst sehr rührige Malzfabrikant Johannes Keller sein nagelneues Fabrikgebäude am Häringstein angeboten. Es muss damals als stattliches Gebäude gegolten haben. Da das Haus heute noch steht – Schmiedestraße 70 –, können wir ermesen, wie bescheiden in jenen Jahren die Ansprüche an ein „Fabrikgebäude“ gewe-

sen sind: Das Haus ist gerade 16,50 m lang.

Sorgsam werden übrigens in den Wochen danach die Besucherzahlen registriert und die Herkunft der Besucher. Die kommen von weither: von Sigmaringen, Altshausen, Stuttgart (!), Reutlingen, Hechingen, Saulgau, Biberach, Ulm, Isny, Mengen, Spaichingen, Tuttlingen, Ehingen. Oft ist es eine Abordnung der dortigen Gewerbevereine, die offensichtlich sehen wollen, wie man eine solche Ausstellung aufzieht. Triumphierend meldet der Albote in jeder Ausgabe die rasch steigenden Besucherzahlen. Am 2. August – also nach vier Wochen – sind es bereits 10 000.

Am 17. Juli erscheint gar der Präsident der kgl. Zentralstelle für Handel und Gewerbe, Ferdinand von Steinbeis persönlich. Und am 3. August trifft König Karl I. mit einem Sonderzug ein, nachdem „Allerhöchst-dieselben der fürstlich-hohenzollerischen Familie in Sigmaringen einen Besuch abgestattet hatten“. Die Zeitung berichtet, dass zum Abschluss des Besuches die Aussteller ein dreifaches Hoch auf den König angestimmt hätten, in das die „ganze versammelte ungeheure Menschenmenge (die sich offensichtlich während dem vor dem Ausstellungsgebäude eingefunden hatte) hegeistert einstimmte“.

Man zählte übrigens am Schluss 14 000 Besucher, darunter 1808 Schüler und feierte das Ergebnis – wieder in der „Post“.

(Schluss folgt)

Auf den Spuren der Hohenzollern

Studienreise der Heimatkundlichen Vereinigung nach Franken

Das zum Weltkulturerbe erklärte Bamberg war Standort für eine 5-tägige Reise nach Ober- und Mittelfranken der Heimatkundlichen Vereinigung. Auf der Anfahrt dorthin galt dem mittelalterlichen Dinkelsbühl mit seinem voll erhaltenen Mauerring das erste Interesse. Ansbach, einst Residenz einer fränkischen Linie der Hohenzollern, die als Burggrafen von Nürnberg schon 1191 in Franken Fuß fassten, hat seinen Charakter mit großartigem Schloss, Orangerie mit Hofgarten, St. Gumbert und vielen anderen Bauten bewahren können. Bamberg, von Kaiser Heinrich II. später heilig gesprochen, 1007 zum Bischofsitz erhoben, hat in seiner Einmaligkeit fasziniert, sei es die links der Regnitz liegende geistliche Stadt mit dem viertürmigen Kaiserdom und der Fülle großartiger Bauten der dort Jahrhunderte regierenden Fürstbischöfe oder die rechts des Regnitzarmes sich ausbreitende bürgerliche Stadt mit ihren barocken Straßenbildern, einfühlend saniert. Ausflüge führten von Bamberg aus ins obere Maintal zum Kloster Banz und zur Wallfahrtskirche Vierzehnhelligen, einer glanzvollen Schöpfung vornehmlich von Balthasar Neumann. Die einstige Sommerresidenz Seehof vor den Toren Bambergs mit großem Park, Skulpturen und einer wiederhergestellten Wasser-Kaskade, geschaffen vom Rokoko-Bildhauer Ferdinand Tietz, hat nachhaltig beeindruckt, nachdem der Freistaat Bayern die zerfallende Anlage in den vergangenen 25 Jahren rettete.

Ein weiterer Schwerpunkt der Exkursion war die Plassenburg hoch über Kulmbach mit dem so genannten Schönen Hof, einem Renaissance-Arkadenhof, der in Deutschland seinesgleichen sucht. Der fürstliche Bauherr Georg-Friedrich von Brandenburg-Kulmbach, ein Glied der fränkischen Hohenzollern, ließ ihn errichten. Schließlich war es Bayreuth, heute als Festspielstadt Richard Wagners eher bekannt, wie als ehemalige Hohenzollernresidenz, dem die Aufmerksamkeit galt. Geprägt ist die Stadt durch Markgräfin Wilhelmine, der Liebblingsschwester Fried-



Die Teilnehmer in Bayreuth – Eremitage (Neues Schloss)

richs des Großen, die sich in das bis dahin ziemlich unbeachtete Residenzstädtchen verheiratete und in nur 23 Jahren, in denen sie an der Seite ihres Ehemannes Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth Herrschaft und Einfluss ausüben konnte, sprühend von Ideen ein baukünstlerisches Erbe hinterließ, das die Stadt bis heute in die erste Reihe besuchenswerter deutscher Städte aufrücken ließ. Markgräfin Wilhelmine war ein Multitalent. Sie komponierte, musizierte, sang, malte, schriftstellerte in französischer Sprache, schauspielerte und plante stilbildend Gebäude und vor allem Innenausstattungen ihrer Schlösser, heute noch zu bewundern im Neuen Schloss Bayreuth und der Sommerresidenz Eremitage vor den Toren der Stadt.

Aktueller Ausblick

Sonntag, 6. Juli

Hochdorf: Strohgäu und Keltenfürst. (Willig-Witschorekt). Bus.

Freitag, 18./22. Juli

Koblenz: Vom Rheingau zur Vulkaneifel (Prof. Roller). Bus.

Mittwoch, 30. Juli

Ausstellung Marc Chagall (Fr. Hübner). Stadthalle Balingen

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Barbara Gutmann / Ute Grau

(über Dr. Peter-Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 72458 Albstadt)

Wilhelm Maute

Wilhelm-Keller-Straße 31
72458 Albstadt

Dr. Wilhelm Foth

Liszstraße 65, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Eine weitere fantasievolle Gartenschöpfung von ihr ist der in der Nähe liegende Felsengarten Sanspareil, zu Deutsch „Ohnegleichen“. Aus Anlass der Hochzeit ihrer einzigen Tochter Friederike Sphie mit Herzog Karl Eugen von Württemberg im Jahr 1748 ist die prunkvollste Schöpfung der theaterbesessenen Fürstin, das Markgräflische Opernhaus, eingeweiht worden, das noch besteht und alle anderen Bauten dieser Art aus der Zeit des 18. Jahrhunderts übertrifft. Eine Ton- und Lichtschau, die ihr und ihrer Zeit gewidmet ist, war sehr beeindruckend. Die Ehe ihrer Tochter mit Herzog Karl Eugen von Württemberg war unglücklich. Diese kehrte 1756 nach einem Besuch ihrer Eltern in Bayreuth nicht mehr zu ihrem Ehemann nach Württemberg zurück und erbaute ganz in der Nähe ihr Schloss Fantaisie in einem großen Park, heute als Gartenbau-Museum genutzt. Als Glanzstück ist dort das so genannte Spindlerkabinett erhalten, eine virtuose Intarsienarbeit.

Schloss Weissenstein bei Pommersfelden, vom Bamberger Fürstenbischof Lothar Franz von Schönborn erbaut, der von sich sagte, er hätte den „Bauwurm“, war Station auf der Heimreise. Das großartige Treppenhaus und die reiche Ausstattung beeindruckten. Im Steigerwald war das ehemalige Zisterzienserkloster Ebrach einen Besuch wert, ebenfalls mit Prunktreppe und Kaisersaal, doch vor allem wegen der frühgotischen Kirche, die nach 7-jähriger Renovierungszeit seit kurzer Zeit wieder zugänglich ist. Im 18. Jahrhundert hat der Würzburger Hofstuckateur Materno Bossi das Innere der Kirche in Formen des Frühklassizismus ausgekleidet ohne die Gotik zu überdecken. So ist eine beeindruckende Synthese von zwei unterschiedlichen Stilepochen entstanden. Wiesentheid, Wohnsitz der Grafen von Schönborn, die im 17. und 18. Jahrhundert Franken mit bedeutenden Bauten bereicherten und das malerische, noch voll unmauerte Sulzfeld am Main, inmitten eines ausgedehnten Weinbaugebietes, waren die letzten Glanzpunkte einer beeindruckenden Reise. Planung und Reiseleitung hatte Hans Kratt.



Vor 80 Jahren: Bau der Balingener Sichelsschule

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Am 28. Juli 1923 – also vor ziemlich genau 80 Jahren – strömte die gesamte Balingener Schuljugend, sehr viele Bürger und natürlich alles was „Rang und Namen hatte“, in den Hof der Sichelsschule. Von Stuttgart kam Staatspräsident und Unterrichtsminister v. Hieber sowie Innenminister Bolz, dazu Regierungspräsident Nickel aus Reutlingen.

Alle nahmen an der Einweihung des Sichelsschulgebäudes teil, gebaut als Gesamtschule für alle Schulen: Die Latein- und Realschule, die ev. und kath. Volksschule, die Gewerbe- und Handelsschule und die Hauswirtschaftsschule samt der städt. Bücherei.

Es war ein Freudentag für die ganze Stadt in einer ansonsten trostlosen Zeit – die Inflation stand kurz vor ihrem Höhepunkt, die Franzosen hielten das Rheinland und das Ruhrgebiet besetzt, Aufstände von links und von rechts erschütterten den Staat. Was die Balingener fühlten, das drückt am besten die Gedenktafel aus am nordöstlichen Eingang, dem ehemaligen „Volksschuleingang“:

„Dieses Haus ließ die Stadt erbauen als Schulgebäude in den Jahren 1921 bis 1923 während der Amtszeit des Stadtschultheißen Hermann Rommel. Es ist erstellt nach den Plänen des Architekten Friedrich Imbery unter der Bauleitung des Stadtbaumeisters Hermann Berg. Ein Heim der Jugend, geschaffen in der schweren Zeit nach dem Weltkrieg 1914 bis 1918, ein Zeichen ungebrochener deutschen Mutes und unversiegender deutscher Kraft, ein Werk des Friedens, würdig der Taten der Vorfahren und den Enkeln ein Vorbild.“

Die alten Schulhäuser sind zu eng

Die Balingener Schulen waren seit Jahrhunderten in einem Gebäude neben der Stadtkirche untergebracht. Beim großen Stadtbrand von 1809 war dieses Gebäude ebenfalls völlig vom Feuer vernichtet worden. 1811 wurde die Schule neu gebaut nach Plänen des Landbaumeisters Glaser. Sie wurde später Krottengrabenschule genannt, nach einem kleinen Wasserlauf an der Westseite der Stadt entlang der heutigen Wilhelmstraße.

Als es in diesem Gebäude viel zu eng wurde, wurde 1840 die unmittelbar daneben liegende ehemalige Stadtscheuer zur Schule umgebaut. Die führte später den Namen Spitalorschule nach dem Spitaltor, das den Weg auf den Heuberg ermöglichte.

Beide Gebäude waren je länger desto mehr den ansteigenden Schülerzahlen nicht gewachsen. Sie waren trotz zahlreicher Um- und Ausbauten viel zu eng, zu dunkel, ungesund in jeder Hinsicht und modernen Ansprüchen in keiner Weise gewachsen.

Im Jahr 1907 beschäftigte sich der Gemeinderat erstmals mit einem Neubau, da ein Gesetz den Tagesunterricht für die Gewerbe- und Handelsschule vorschrieb (bisher war dort nur Abendunterricht erteilt worden), was einen zusätzlichen Raumbedarf für 170 – 200 Schüler be-

deutete.

Der Gemeinderat sah die Sache allerdings als nicht ganz dringend an, zumal die Stadtkasse durch den Eisenbahnbau nach Rottweil stark strapaziert war. Anfang 1911 machte das Oberamt der Stadt Balingen Beine und forderte einen umgehenden Bericht zur Schulhausfrage an.

Ein Bauplatz wird gesucht

So wurde im Sommer 1911 eine Kommission für den Erwerb eines Bauplatzes eingesetzt. Im Laufe des Jahres 1912 wurden dann mehrere Plätze der Öffentlichkeit vorgestellt:

1. Ein Platz zwischen Stingstraße und Etzelbach in der Nähe des heutigen Arbeitsamts.
2. Ein Platz zwischen Eyach- und Maderstraße, wo demnächst ein Seniorenwohnheim gebaut werden soll.
3. Ein Platz auf der Sichel zwischen dem Weg auf den Heuberg und der Tegernastraße.

In der von Stadtschultheiß Hofmann geforderten öffentlichen Diskussion (so demokratisch war man im Kaiserreich) wurden noch zwei weitere Plätze genannt:

4. Ein Platz an der Ulrichstraße, wo jetzt die neuapostolische Kirche steht.
5. Ein Platz in der Nähe der bisherigen Schulen, wo sich heute das städtische Parkhaus und der Kindergarten befinden.

Nach eingehenden Überlegungen wurde Ende des Jahres 1912 der später bebaute Platz um 44.570 Mark gekauft. Er war 91 Ar groß, wovon 72 Ar bebaut werden sollten.

Im Jahr 1913 wurde das Raumprogramm in Rücksprache mit den Schulleitern erstellt und die Finanzierung vorberaten, wobei der Bauaufwand auf maximal 350.000 Mark festgelegt wurde.

Ein Architektenwettbewerb findet statt

Im April 1914 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben „zur Erlangung von Entwurfsskizzen für eine städtische Sammelschule“, zu dem 14 Architekten eingeladen wurden, von denen 18 Entwürfe eingingen. Das Preisgericht, dem u. a. Prof. Bonatz, der Erbauer des Stuttgarter Hauptbahnhofs, angehörte, tagte im Juni 1914. Der Stuttgarter Architekt Friedrich Imbery errang mit seinem Entwurf „Höhenlage“ den 1. Preis; auch seine zwei weiteren Entwürfe wurden ausgezeichnet.

Im Juli 1914 lagen die Pläne baufertig vor – Anfang August brach der 1. Weltkrieg aus. An eine Ausführung des Baus war nicht zu denken, zumal

Architekt Imbery wie auch Stadtbaumeister Berg Soldaten wurden.

Der Baubeschluss wird gefasst

Ab Oktober 1920 wurde der Schulhausbau wieder energisch betrieben. Er war umso dringender, als Balingen die einzig größere Stadt in Württemberg war, wo die Neuordnung des gewerblichen Schulwesens wegen der Raumnot noch nicht hatte vollzogen werden können. Und in der Volksschule war inzwischen das 8. Schuljahr eingeführt worden. Ein Stadtrat stellte lakonisch fest: „Wir in Balingen haben in Bezug auf das Schulgebäude im ganzen Bezirk die allertraurigsten Verhältnisse.“

Im Januar 1921 wurde der einstimmige Beschluss gefasst, einen ersten Bauabschnitt (den Nordteil) mit elf Schulsälen zu bauen. Um die Kosten zu senken, wollten einige Stadträte eine möglichst einfache Bauausführung. Da wurde Stadtschultheiß Rommel deutlich: „Die Lage des Gebäudes verbietet es, ein Baracken- oder Scheuerähnliches Gebäude zu erstellen“, und ironisch fuhr er fort: „Es wäre ein Schwabenstreich allerersten Ranges, wenn wir zu den Sehenswürdigkeiten in Gestalt unserer beiden Schulhäuser neben der Kirche eine weitere Sehenswürdigkeit auf die Sichel stellen würden.“

Das war, wie den Stadträten bewusst war, der wohl mutigste Beschluss, den der Gemeinderat jemals gefasst hat: Die wirtschaftlichen Perspektiven waren außerordentlich düster und die Finanzierung stand wegen der sich immer mehr beschleunigenden Inflation auf sehr wackligen Beinen.

Der erste Bauabschnitt wird erstellt

Noch im April 1921 erhielten „Friedrich Rehfuß und Genossen“, wozu die Firmen Johannes Schöller, Fritz Maurer und Josef Schairer gehörten, den Zuschlag für die Erdarbeiten und den Rohbau. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit die Arbeiten voranschritten, in einer Zeit ohne Planiermaschinen, ohne Bagger, ohne Baukräne: Alles geschah praktisch in Handarbeit. Bauarbeiter standen genügend zur Verfügung, und die Stadt drängte die Unternehmen wegen der beständig steigenden Löhne zur Eile. Größere Schwierigkeiten machte die Beschaffung des Baumaterials, insbesondere die von Backsteinen – wer verkaufte schon gern Material, dessen erzielter Kaufpreis wegen der Inflation schon nach wenigen Wochen nur noch die Hälfte wert war?

Nachdem am 12. 7. 1921 die offizielle Grundsteinlegung in einer kleinen Feier stattgefunden hatte, konnte schon vier Monate später das Richtfest des 1. Bauabschnitts gefeiert werden.

Gleichzeitig waren auch weitere Arbeiten fällig, die mit dem Schulhausbau indirekt zusammen-

hingen. So musste, zunächst auf Länge der Baustelle, die Behrstraße von der Eisenbahnbrücke (Schellenbergbrücke) an befestigt („chaussiert“) werden. Auch die Stützmauer entlang des Schulhofs zur Behrstraße wurde errichtet. Der Staffelaufgang aus der Stadt (beim heutigen ev. Gemeindehaus) wurde ebenfalls geplant und einige Zeit später gebaut. Dem Bildhauer Hermann Jung aus Stuttgart wurden die Bildhauerarbeiten an der Schule übertragen, wozu insbesondere die Reliefs von Schiller, Silcher, Kepler und Uhland gehören, ebenso wie der „Hans-im-Glück-Brunnen“ im Schulhof.

... und der zweite folgt sogleich

Bereits beim Richtfest des ersten Bauabschnitts im November 1921 tauchten in der Einwohnerschaft Wünsche auf, sofort anschließend den zweiten Bauteil zu errichten. Dem erteilte Stadtschultheiß Hofmann zunächst eine klare Absage wegen Geldmangels; er hoffte, in 8 bis 10 Jahren weiterbauen zu können. Aber schon drei Monate später galt diese Aussage nicht mehr: Die rasant sich beschleunigende Geldentwertung gebot geradezu den Weiterbau:

So führte Rommel in der Gemeinderatssitzung vom 23. 2. 1922 aus, dass sich die Kosten des ersten Bauteils zwar beträchtlich erhöht hätten, die Finanzierung sich aber nicht verschlechtert, sondern verbessert habe. „Die Politik der Stadtverwaltung, diese der günstigen Konjunktur zu verdankenden Gelder unterzubringen und reale Werte für sie zu schaffen, bevor sie durch die fortschreitende Teuerung entwertet wurden, ist vollauf gerechtfertigt. Deshalb ist es das einzig Richtige, den Bau sofort fortzusetzen“. Sowohl

der Weiterbau wie der Nichtweiterbau boten starke Risiken, aber schließlich stimmten am 7. 3. 1922 die Stadträte einstimmig dafür, weil alle mit weiterer drastischer Geldentwertung rechneten – ein Beschluss, der sich als absolut richtig erwies.

War in die Finanzierung des ersten Bauabschnitts der Erlös eines außerordentlichen Holzhiebs von 2500 fm im Stadtwald Balingen eingestellt, so jetzt ein solcher von 2000 fm. Das waren, wie sich später herausstellte, die einzigen dauerhaften Werte, die die Stadt zur Finanzierung der Sichelschule bereitstellte. Die Bankschulden wurden alle von der Inflation aufgeessen!

Die ev. Volksschule stellte übrigens gleichzeitig den Antrag, den 2. Bauabschnitt um acht Meter für einen weiteren Klassenzimmertrakt zu verlängern. Dies lehnte der Gemeinderat ab – wenn in einigen (fernen) Jahren der Bau zu klein werde, sollten Gewerbeschule und Realschule in eigene Gebäude ausgelagert werden.

An all diesen Entscheidungen nahm übrigens die Öffentlichkeit starken Anteil. In der Zeitung wurden die Pläne ausführlich dargelegt, sogar mit dem Foto des Modells, dem ersten Foto, das im Volksfreund erschien. Und in den Schaufenstern zweier Geschäfte wurden die Pläne und das Modell ausgestellt.

Auch der Gedanke einer Festhalle wurde entwickelt, die mit der Schulturnhalle verbunden und bis zur Tegernaustraße reichen sollte. Sie wurde jedoch nicht gebaut.

Wieder schritten die Bauarbeiten in rasantem Tempo voran. Schon Ende Mai 1922 waren die Grab- und Fundamentierungsarbeiten beendet. Bereits Mitte August erfolgte der Innenausbau getreu dem Wort eines Stadtrats: „Abwarten ist bis jetzt immer ein Fehler gewesen“. Das Richtfest wurde erst im Dezember 1922 gefeiert.

Im Herbst 1922 begann man bereits die weitere Verwendung der alten Schulhäuser zu planen: Das Schulhaus hinter der Kirche, ab jetzt Spitaltorschule genannt, sollte an die nah gelegene Genossenschaftsbrauerei Balingen-Ebingen, später Adlerbrauerei, verpachtet werden.

Im „Alten Schulhaus“, der Krottengrabenschule, sollten ab 1923 der neu gegründeten Landwirtschaftlichen Winterschule mehrere Lehrsäle zur Verfügung gestellt werden. In die bisherige katholische Volksschule sollte eine „katholische Schwesternstation“ eingebaut werden.

Das Schulgebäude wird bezogen

Als im Frühjahr 1923 die Verhältnisse in den alten Schulgebäuden völlig unerträglich geworden waren, wurden auf den 1. Mai 1923 die Gewerbeschule, die Hauswirtschaftsschule und einige Klassen der evangelischen Volksschule in den gerade erst fertig gewordenen ersten Bauabschnitt eingewiesen, noch bevor die Einweihung des ganzen Schulgebäudes stattfand.

Am 28. Juli 1923 war die Einweihung ein Fest für die ganze Stadt. Am Tage danach fand ein großes Kinderfest auf dem Heuberg statt. Nach den Sommerferien begann der Unterricht für alle Schüler im neuen Gebäude. Die angebaute Turnhalle und der Spielplatz machten einen modernen Sportunterricht möglich. Im folgenden Jahr wurde, ebenfalls von Architekt Imbery, das daneben stehende Lehrerwohngebäude fertig gestellt.

Auch heute noch bietet die Sichelschule mit ihren Arkaden, ihren Dachgauben, den kunstvollen Türleibungen, den Reliefs und nicht zuletzt dem „Hans-im-Glück-Brunnen“ einen ästhetischen Anblick: Sie ist die schönste Balingen Schule.

Am 4. Juli 1878: Die Bahn ist da!

Vor 125 Jahren von Balingen bis Sigmaringen – Von Wilhelm Maute / Albstadt – 2. Folge (Schluss)

Als am 4. Juli abends die Sonderzüge dann abfahren

...entsteht „...ein Gedränge, ein Zerren und Schieben...eine zu hunderten Witzen und Scherzen Anlass gebende komische Szene“.

„Ist unser Ebingen“, fragt der Redakteur in seinem Bericht, „das Ebingen von heute noch das Ebingen von gestern; ist es nicht plötzlich anders geworden? Welche Zauberformel hat dies alles heraufbeschworen? Ja, wahrhaftig, ein neues Leben ist für uns angebrochen...“

Freilich, für das „neue Leben“ genügt noch jahrelang ein sparsamer Zugverkehr. Die ersten Fahrpläne enthielten nur vier Zugpaare täglich. Richtung Tübingen und gar nur drei in Richtung Sigmaringen. Und 2.30 Stunden brauchte ein Zug damals von Tübingen bis Ebingen, merkwürdigerweise von Ebingen nach Tübingen 3.03 Stunden. Die Züge führten aber 1.-, 2.- und 3.-Klasse-Wagen.¹⁾ Es gehörte zu den Besonderheiten der württembergischen Eisenbahn, dass sie, angeregt von den USA-Durchgangswägen „Intercommunicationswägen“ eingeführt hatte: also Personenwagen, die von einer Plattform an den Stirnseiten betreten wurden und durch die man der Länge nach hindurchgehen konnte (so, wie wir das heute nur noch kennen!). In Preußen dagegen baute man „Abteilwägen“ nach dem Prinzip der Postkutschen: Abteil neben Abteil und jedes Abteil wurde von der Seite her bestiegen.

Eine Fahrt kostete einfach in der	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.
nach Balingen 18 km	1,45	1,00	-,65
nach Tübingen 60 km	4,80	3,20	2,05
nach Stuttgart 132 km	10,60	7,00	4,50
der Bahn-Kilometer kostete also	8	5,5	3,5 Pfg.

Heute zahlt man für eine einfache Fahrt nach Tübingen in der 2. Klasse DM 15,40 oder 26 Pfg. je Kilometer: nur das 4,8fache von 1878. Von heute aus gesehen also war das Zufahren damals nicht billig! Aber die Züge fuhren eben dreimal so schnell wie die „Konkurrenz“, die pferdebespannten Kurswagen²⁾ der kgl. württembergischen Post und dabei verlangte diese soviel wie die Bahn für ihre 1. Klasse: 8 Pfennige für den Kilometer.³⁾

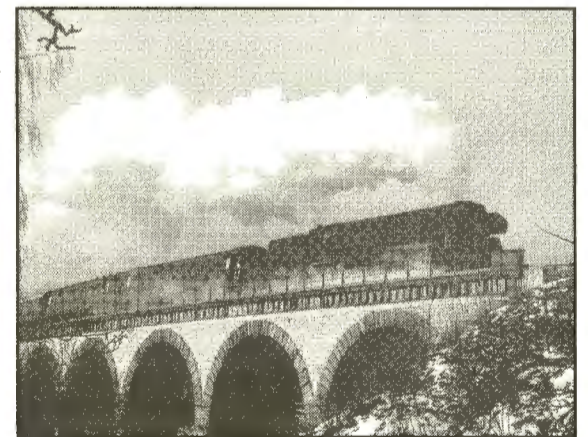
Wir, die angenehm geräusch- und stoßfreien jetzigen Triebwagen der HZL gewohnt, können die Begeisterung der Bürger für das Fahren in kaum gefederten, ratternden Personenwagen auf 9-m-Geleisen, die noch nicht miteinander verschweißt waren, kaum begreifen. Während heute ein Dieseltriebwagen leise und lässig mit 90 bis 100 km/h Geschwindigkeit die Lautlinger Steige hinaufbrummt und oft die Autos auf der Straße nebenan überholt, keuchten die Dampflok, sofern sie vor einen Personenzug gespannt waren, mit allenfalls 20 km/h den Stich aufwärts; Güterzüge – bedeutend schwerer – machten das mit 12 km/h.⁴⁾ Nebenher Blumenpflücken war trotzdem verboten! Die Heizer in den Loks dachten auch nicht ans Blumenpflücken: für diese war der Lautlinger Anstieg Schwerstarbeit!

Aber – die Züge fuhren. Die Kutscher und die Überlandfrachtleute wurden, wo die Bahn fuhr, alle arbeitslos.

Welche wirtschaftlichen Folgen

...sich aus dem Eisenbahnanschluss ergaben, das ist am besten an den Summen abzulesen, um die das Ebinger Gewerbesteuerkapital in den folgenden Jahrzehnten anwuchs (Tailfingen

folgte mit einiger Verzögerung). Zehn Jahre nach der Bahneröffnung war dieses Kapital um ein Drittel, nach 20 Jahren um das Doppelte, nach 30



Der Lautlinger Eisenbahn-Viadukt. Sehr schön sieht man die fünf Bögen und – durch den Museumszug noch hervorgehoben – die Kurve, die der Viadukt macht. Im regulären Dampftrieb ist natürlich nie eine Schnellzuglok wie diese „Null eins“ über die Strecke gefahren. (Das Bild stammt aus dem Jahr 2000).

Jahren auf das Viereinhalbfache angestiegen.⁵⁾ Nicht nur bereits bestehende Firmen wie die Trikotfabrik Linder & Schmied, die Samtfabrik Gottlieb Ott Sohn oder der Nadelhersteller Theodor Groz wuchsen um das Mehrfache an; wichtig waren auch die Neugründungen in den Jahren danach. Etwa die Trikotfirmen Gebrüder Haux, Christian Ludwig Maag, Steinkopf & Gussmann, die Wühotri, die Samtfabrik Traugott Ott, die Schuhfabrik Wilhelm Keller, die Spiralbohrerfabrik Gühring.

Die Voraussage von Friedrich List, ehemals Professor für Staatskunde in Tübingen, dass dort, wo

die Eisenbahn fahren würde, sich alles in Gold verwandeln, hatte sich als richtig erwiesen. **Der 4. Juli 1878 war also für die Stadt und die weite Umgebung zum wichtigsten Tag des ganzen 19. Jahrhunderts geworden.**

Bemerkungen:

- 1) Im Geschäftsjahr der K.W.St.E. 1873/74 führen in der 1. Klasse 3% der Personen, in der 2. Klasse 27,3%, in der 3. Klasse 69,7%. (Aus den „Betriebsergebnissen der K.W.St.E. 1873/74“ – im „Albboten“ am 15. 5. 1874 veröffentlicht.)
- 2) Die Postwagen der württembergischen Post hatten die Vorschritt, eine Meile (ca. 7,5 km/h) in 45 Minuten zu fahren, also in einer Stunde 10 km/h. Sofern es Straße und Steigungen in dem hügeligen Württemberg zuließen. (Aus Rudolf

Töpfer „Das kgl. Württ. Postamt Balingen in der Zeit von 1800 – 1918/20“ Seite 92 (1996).

- 3) Rottweil – Balingen, eine Strecke von 24 km, kosteten 1890 mit einem Postwagen 1,90 Mark. (Aus Rudolf Töpfer wie unter 2., S. 205)
- 4) Im Geschäftsjahr 1873/74 stammten die Einnahmen der K.W.St.E. zu 39% aus dem Personenverkehr, zu 61% aus dem Güterverkehr!
- 5) Gewerbesteuerkapital: die Vermögen der Gewerbetreibenden, die deren Steuerzahlungen zu Grunde gelegt wurden. Im „Gewerbesteuerkataster“ einer Gemeinde registriert. Die Gesamtsumme betrug für Ebingen 1878 328 126 RM, 1898 663 226 RM, 1907 1 356 726 RM.

Quellen:

- 1) Werner Walz „Die Eisenbahn in Baden-Württemberg“. 1984.
- 2) Albert Mühl – Kurt Seidel „Die württembergischen Staatsei-

senbahnen“. 1970.

- 3) Heinrich Maurer „100 Jahre Zollernbahn Tübingen – Sigmaringen“ aus „Erinnerungen an die Schwäbische Eisenbahn 1978. Der Ingenieur Maurer war in Ebingen nicht nur eine sehr bekannte Persönlichkeit; in Eisenbahnsachen galt er als der Fachmann.
- 4) Historischer Atlas von Baden-Württemberg Karte X, 4 „Entwicklung des Eisenbahnnetzes“ 1972 – 1988.
- 5) Walter Stettner „Ebingen – die Geschichte einer württembergischen Stadt“. 1986.
- 6) Gottlob Fr. Hummel „Geschichte der Stadt Ebingen“. 1923.
- 7) „Der Albbote“ Jahrgang 1874 und 1878.
- 8) Rudolf Töpfer „Das kgl. württembergische Postamt Balingen in der Zeit von 1800 bis 1918/20“. 1986.

Sehr zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Dipl.-Ing. Hans Faust, Wildberg, und Herrn Vermessungsoberamtsrat Walter Schwarz, Albstadt-Ebingen, für ihre fachlichen Auskünfte.

Alte Klöster – neue Herren

Von Anton Georg Grözinger

In der Zeit seit 12. April und noch bis 5. Oktober 2003 findet die große Landesausstellung Baden-Württemberg in Bad Schussenried statt: Alte Klöster – neue Herren. Säkularisation im deutschen Südwesten 1803.

Die Säkularisation brachte vielfältige, nachhaltige Veränderungen mit sich. Klosterbauten wurden zu Fürstensitzen, Kasernen oder Fabriken. Wertvolle liturgische Geräte, kostbare Handschriften und Kunstwerke fielen ebenfalls in weltliche Hände. Der Verlust jahrhundertalter Traditionen und unschätzbare Kulturwerke ist die schmerzliche Folge der Säkularisation. Die Auswirkungen sind zum Teil bis heute spürbar. Der rigorose Eingriff in die Struktur des Alten Reiches war ein wichtiger Schritt in die Moderne. Der Übergang geistlicher Gebiete in den Besitz der Fürsten veränderte die politische Landkarte nachhaltig. Das Gemisch von Klein- und Kleinstherrschaften wich größeren Staaten. – Baden, Württemberg und Hohenzollern. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wurde durch diese Umwälzungen in seinen Grundfesten erschüttert, dass es 1806 schließlich sein Ende fand.

Doch die Historiker meinen auch: Ohne Säkularisierung keine Liberalisierung, keine Bauernbefreiung, kein einiges und wirtschaftsstarkes Reich. „Das hätten die alten Agrarstaaten aus eigener Kraft nicht geschafft“, urteilt Rudolf, Professor für Geschichte an der PH Weingarten. Das 200-jährige Jubiläum ist sicher auch ein Anlass, die vor der Säkularisation misslichen Lage der Bauernschaft in das Gedächtnis zurückzurufen.

In einer berühmten Standespredigt ordnete Honorius Augustudunensis zu Beginn des 12. Jhdts. die einzelnen Stände den Teilen eines Kirchengebäudes zu, die zusammen die Gemeinde bildeten: Die Bauern verglich er dabei mit dem Fußboden, auf dem man herumtrat, der aber auch das Fundament bildete, das die übrigen Stände trug und ernährte. Honorius ermahnte sie zum Gehorsam gegenüber den Priestern und zur pünktlichen Ablieferung des Zehnten. Die Bauern selbst bildeten damit den untersten Stand; nach der Altdeutschen Genesis aus der zweiten Hälfte des 2. Jhdts. stammten die skalche (Knechte) von Noahs Sohn Cham ab (Noah hatte Cham und seine Nachkommen zur Knechtschaft verurteilt, weil er sich über die Blöße des schlafenden Vaters lustig gemacht hatte.)

Allmählich entstanden die Vorurteile vom dummen, faulen, gefräßigen, neidischen und geizigen Bauern, wurde man sich der spezifischen bäuerlichen Lebensweisen bewusst und verband mit dem Begriff eine bestimmte Mentalität: Es war vor allem die Landbevölkerung, der man Aberglauben und Festhalten an heidnischen Bräuchen vorwarf. Reginos Bußhandbuch aus dem frühen 10. Jhd. rechnet mit kultischen Handlungen der bäuerlichen Bevölkerung an Bäumen, Quellen, Steinen, Kreuzwegen und Gräben (statt in der Kirche); sie wurden von Zauberern, Wahr-

sagern oder auch Frauen (anstelle von Priestern) unter Verwendung von Beschwörungsformeln und Liedern (anstelle von Vaterunser und Glaubensbekenntnis) geleitet.

Innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft bilden die Bauern keine autonome Welt für sich, sondern sie werden von einer feudalen Oberschicht beherrscht, an die sie einen Großteil ihrer erzeugten Güter abführen müssen. Über die Höhe dieser Renten- (Fron) und Dienstleistungen kam es während der ganzen mittelalterlichen Epoche zwischen Feudalherren und Bauern immer wieder zu heftigen Konflikten und Auseinandersetzungen. Die soziale und wirtschaftliche Situation der mittelalterlichen Bauern unterschied sich jedenfalls in vielerlei Hinsicht von den Lebensbedingungen in anderen Gesellschaftsformen und besonders von denen der heutigen Zeit. Die feudale Oberschicht schöpfte einen wesentlichen Teil des bäuerlichen Alltages ab. Auf Grund eines niedrigen agrartechnischen Niveaus wies die mittelalterliche Bauernwirtschaft eine geringe Produktivitätsrate auf, bei der das Drei- bis Vierfache der Aussaat Normalerträge im Getreideanbau darstellten. Missernten lösten in der Regel schwere Hungersnöte aus. Die ausgesprochene Härte und Mühseligkeit bäuerlicher Arbeit, die von Außenstehenden nur unzureichend beurteilt werden kann, hat sich

teilweise bis ins 20. Jahrhundert erhalten. (Bauern im Mittelalter – Werner Rösener)

(Über Ärmliche Zustände bei den Bauern berichtet um 1394 der englische Dichter und Sozialkritiker William Langland.)

Als ich meines Weges ging (...), sah ich einen armen Mann hinter seinem Pfluge. Sein Rock war aus grobem Stoff (...), seine Kappe völlig durchlöchert und seine Haare hingen heraus; aus seinen verbeulten Nagelschuhen sahen seine Zehen hervor, während er das Feld umackerte. Seine Strümpfe fielen lose auf seine Gamaschen, und während er hinter dem Pfluge herging, wurde er ganz mit Schlamm beschmutzt; seine beiden fingerlosen Handschuhe waren aus ärmlichen Lappen, seine Finger verarbeitet und voller Schlamm (...).

Vor ihm gingen vier Kühe, die klapperdürr geworden; sie waren in einem so jämmerlichen Zustand, dass man ihre Knochen zählen konnte. Seine Frau schritt mit einer langen Stange neben ihm her; sie trug einen kurzen, breit gerafften Rock und suchte sich durch ein Getreidesieb vor der schlechten Witterung zu schützen; aus ihren Beinen, die ungeschützt der frostigen Kälte ausgesetzt waren, rann Blut. Am Ende des Ackers stand eine kleine Kiste, in der ein kleines Kind in Lumpen gebettet lag, und auf der anderen Seite warteten zwei ungefähr zweijährige Kinder, sie alle sangen ein mitleiderregendes Lied – wie aus einem Munde drang der Schrei des Elends. Traurig seufzte der arme Mann und sprach: „Seid still Kinder.“
Fortsetzung folgt

Aktueller Teil

Exkursion Neuffen

Am Samstag, 16. August, ist in der Tagesexkursion „Neuffen – Hohenneuffen – Heidengraben“ die Abfahrt des Busses in Albstadt-Ebingen, Omnibusbahnhof, um 7.30 Uhr, in Balingen, Stadthalle, um 8.00 Uhr. Erste Station ist Neuffen, wo die gotische Martinskirche besichtigt wird mit einem Ölberg von 1504 aus der Werkstatt von Christoph von Urach und einem Kanzeldeckel der Spätrenaissance von Simon Schweitzer aus Balingen, der auch für die Balingener Stadtkirche den Kanzeldeckel schuf. Weiter geht es ins „Große Haus“, einst adliger Freisitz an der Stadtmauer der Herren Schilling von Cannstatt, jetzt nach umfangreicher Restaurierung (1979 bis 1986) Stadtmuseum. Bei einem kurzen Stadtrundgang gilt auch ein Besuch dem benachbarten Jäger'schen Schloßchen, das 1590 vom herzoglichen Rat Jäger von Gärtringen in seiner Geburtsstadt errichtet wurde. Nach dem Mitta-

gessen in der Sporgaststätte „Spadelsberg“ fährt man zum Hohenneuffen. Bei einer Führung durch die umfangreichen Ruinen erfährt man, wie aus der mittelalterlichen Burg der Herren von Neuffen eine württembergische Festung wurde, die eine bedeutende Rolle in der Landesgeschichte gespielt hat, bis hin zur Gründung des Südweststaates. Mit dem Omnibus werden wichtige Stellen der keltischen Anlage des Heidengrabens aufgesucht, so etwa die Rekonstruktion eines der Tore bei Erkenbrechtsweiler, die Grabhügel beim Burrenhof und Teile des Heidengrabens, hinter der sich nach Aussagen der Forscher eine Stadt der Spät-La-Tène-Zeit befunden hat, die Elsachstadt. Anmeldungen nimmt der Leiter der Exkursion Wilfried Groh, Meßstetten, Tel./Fax. (074 31) 65 37 entgegen. Auch Gäste sind willkommen. E-Mail: wilfried.groh@t-online.de

Wegzeichen zur Deutschen Einheit... ...und zum Vereinten Europa

Studienreisen der Heimatkundlichen Vereinigung in die Pfalz

Am Samstag, 26. April 2003, wurden Orte besichtigt, die in die Zeit früherer christlicher Mission zurückreichen, in die Zeit der Könige und Kaiser aus dem fränkischen Geschlecht der Merowinger. KLINGENMÜNSTER wurde im 7. Jhd. unter König Dagobert gegründet. Die heutigen Bauten der ehemaligen Benediktinerreichsabtei stammen aus dem 11. bis 12. Jhd. Zum Schutz dieses Klosters wurde die BURG LANDECK errichtet, heute eine beeindruckende Ruine. Die Burgkapelle St. Nikolaus aus dem 12. Jhd. ist noch ganz in ihrer damaligen romanischen Bauweise erhalten.

Höhepunkt der Exkursion war die ehemalige wichtige Königsburg Trifels. Ausgebaut wurde sie im 11. Jhd. von Kaiser Heinrich IV., der sich mit dem Gang nach Canossa dem Machtanspruch des Papstes beugte und siegte. Sein Nachfolger, Kaiser Heinrich V., erwählte Trifels zur Bewahrung der Reichsinsignien. Diese übergab er dazu dem Herzog Friedrich von Schwaben und Elsass aus dem Geschlecht der Staufer. Die Originale der Reichsinsignien sind seit 1805 in der Hofburg in Wien. Auf Trifels befinden sich, hervorragend dokumentiert, originalgetreue Kopien. Als Zentrum eines Reichsgutes mit der Stadt Annweiler gewann Trifels unter den Staufer-Kaisern höchste Bedeutung! Trifels war dann auch Aufenthaltort des gefangenen und gegen Lösegeld freigekommenen König Richard Löwenherz von England und Frankreich.

Die Reichsinsignien standen unter dem geistig-kirchlichen Schutz der Zisterzienser der Reichsabtei Eußerthal, die auch Burg-Kaplane von Trifels waren. Von dieser Zisterzienser-Abteikirche sind noch Chor, Querhaus mit Vierungsturm und einem Joch des basilikalen Langhauses in monumentaler Erhabenheit erhalten. Nach der Kaiserdynastie der Staufer folgte, nach einem weitgehend gesetzlosen Interregnum, die Zeit der Habsburger. Landau in der Pfalz wurde unter Rudolf von Habsburg Reichsstadt. Ein Augustiner Chorherrenstift innerhalb der Stadt und ein Augustiner und Klosterkirche sind beeindruckend.

Reges Leben herrscht heute in Landau, das mit seinem reichsstädtischen Marktplatz und seinem französischen Charme aus der Zeit nach dem pfälzischen Erbfolgekrieg zum Verweilen einlädt. Der Ausklang der Exkursion fand in Edesheim statt, in einer urigen Pfälzer Weinstube neben dem ehemaligen Amtssitz der Fürstbischöfe von Speyer.

Am Samstag, 14. Juni 2003, wurden Stätten Deutscher Demokratie, Europäischer Einigung, Christlicher Toleranz und Pfälzer Gastfreundschaft besucht.

Im Hambacher Schloss fand 1832 die „erste Volksversammlung der neueren deutschen Geschichte“ (so Bundespräsident Heuss) unter dem studentisch-burschenschaftlichen Banner „Schwarz-Rot-Gold“ statt. Dies war der entscheidende Impuls für ein demokratisches vereintes Europa. Dies wird im Hambacher Schloss mit Ausstellungen und Multimedia-Schau eindrucksvoll sehenswert dokumentiert! Neustadt an der Weinstraße, mit seiner großartigen simultanen Stiftskirche aus der Zeit der Gotik, inmitten lebensfroher, großzügiger, mittelalterlicher Platzgestaltung – es war Markttag – wurde besucht. Durch das wildromantische Tal des Hochspeyerbaches mit seinen Burgruinen, früheren Hüttenwerken und heutigen Papierfabriken ging es nach Otterberg. Zisterzienser gründeten unterhalb der Otterburg ihre Abtei im 12. Jhd.

Die Mönche kamen aus der Abtei Eberbach im

Rheingau, die bei der Exkursion im Juli besucht wurde. Nach der Reformation führte der Zuzug vertriebener Wallonen aus Flandern zu wirtschaftlicher Blüte und zur Verleihung der Stadtrechte. Heute zeugt die in den letzten Jahren großartig renovierte Stiftskirche, als Simultankirche, von ökumenischem Geist. Die Mauer am Chor, die während drei Jahrhunderten die katholischen Bürger von den evangelischen, den ehemals französisch sprechenden Wallonen trennte, ist niedergerissen. Die schlichte, in zisterziensischer Strenge erbaute Abteikirche ist in ihrer Monumentalität faszinierend.

In Enkenbach, einer Basilika und Prämonstratenserinnen-Klosterkirche aus dem 13. Jh. wurde eines der schönsten romanischen Portale bewundert: Gestufte Gewände, feingeschnittene Kapitelle, Blattfriese und Flechtbänder sowie ein Tympanon mit Weinranken, Tieren und Lamm Gottes zeugen von der Kunst ihres Baumeisters. Wasserschäden in der Kirche zeugen von der Unkenntnis des Architekten, der die letzte Renovierung durchführte. Fragen standen im Raum, die Exkursionsteilnehmer hätten gerne noch länger in dieser liebevollen Basilika verweilt.

Dann ging es bergauf zur Limburg. Beherrschend über der Rheinebene ließ hier vor ca. 1000 Jahren Kaiser Konrad II (Salier) seine Burg zu einem Benediktinerkloster umbauen. Gleichzeitig ließ er den Kaiser-Dom zu Speyer bauen, in dem er begraben liegt. In dieser imposanten Benediktiner Klosterruine mit seiner Pfälzer Klosterschenke fand der Ausklang der Exkursion zu diesem Teil des Pfälzer Waldes statt.

Beide Studienreisen unter der Leitung von Professor Christoph Roller waren eine Symbiose weltlicher und geistlicher Wege hin zur Europäischen Einigung, zur Europäischen Union.

Wochenendfahrt „Südvogesen und Jura“

Vom Freitag, 3. bis Sonntag, 5. Oktober führt eine 3-Tagesfahrt unter Leitung von Wolfgang Willig durch die Südvogesen und den Schweizer Jura. Als Unterkunft wurde ein gründerzeitliches Drei-Sterne-Hotel in Belfort gewählt. Zudem gehört ein Picknick mit französischem Käse, Brot und Wein zum Programm.

Die Anfahrt führt durchs Münstertal, dem Ursprungsort eines berühmten Käses. Die Besiedlung des später reichsunmittelbar gewordenen Tals geht auf ein frühes Benediktinerkloster zurück, von dem die Ruinen in dem Städtchen Munster stehen. Nach einem Sennermenü geht es entlang dem Vogesenkamm (Route des Cretes)

auf den Hartmannsweilerkopf, wo eine Gedenkstätte an den 1. Weltkrieg erinnert.

Der 2. Tag beginnt mit einem Spaziergang durch Belfort, das als Hauptort der Burgundischen Pforte eine gewaltige Festungsanlage besitzt. Dann geht es zur Mosel, deren Quelle in den Südvogesen liegt. Im jungen Moseltal trifft man auf bedeutende ehemalige Klöster: Die frisch renovierte Frauenreichsabtei Remiremont war für Mitglieder des Hochadels reserviert, ihre Äbtissin galt als Fürstin, das ganze Städtchen wirkt herrschaftlich. In Luxeil-les-Bains hingegen findet man Spuren eines Klosters, welches bereits in der Merowingerzeit von dem irischen Wander-

mönch Columban gegründet wurde und als ein Zentrum frühen Mönchtums gilt.

Die Heimreise geht über den Schweizer Kanton Jura. Hier erinnert die mächtige Burg in der Hauptstadt Porrentruy (Pruntrut) daran, dass dieses Gebiet ehemals der Fürstbischof von Basel besaß. Am Fluss Doubs liegt idyllisch das Städtchen St. Ursanne mit seinem romantisch-gotischen Kloster. Als Abschluss geht es zum „modernen“ Goetheanum in Dornach, der „Wallfahrtsstätte“ der Anthroposophen. Die Heimfahrt führt entlang dem Hochrhein über den Schwarzwald.

„Tod in Albstadt“

...so lautet der Titel eines „Kriminlaromans von der Schwäbischen Alb“, den unser langjährig hochaktiver Mitarbeiter Dr. Peter Thaddäus Lang verfasst hat und der im SP-Verlag Albstadt verlegt ist. Das ganz in Schwarz gehaltene Büchlein vereint originell-romantischen Lokalkolorit mit einer modern-drastischen Handlung.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 27, 72355 Schömberg

Wilhelm Maute
Wilhelm-Keller-Straße 31, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen
Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,
Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14,
Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Alte Klöster – neue Herren

Von Anton Georg Grözinger / 2. Folge (Schluss)

Die Wangen des Bauern sind schmutzig und gerbt; er hatte sich schon ein halbes Jahr lang nicht mehr gewaschen, und das einzige Wasser, das ihn je genetzt hatte, war der Regen des Himmels, die großen Zähne gelb und hässlich. (Leben im Mittelalter – S. 139/140)

Noch zu Beginn der Neuzeit äußerte sich der Autor Sebastian Münster in seiner 1544 erschienenen „Kosmographia“ in ähnlicher Weise über das Leben des Bauern: Sie führen ein gar schlecht (...) Leben (...). Diese Leute haben nimmer Ruh. Früh und spät hängen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stadt zu verkaufen, was sie (...) auf dem Feld (geerntet) und von dem Vieh, und kaufen dagegen ein, was sie bedürfen. Sie haben keine oder gar wenig Handwerksleut. (...) Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bebauen, säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuer führen, Holz hauen, Gräben machen. Da gibt es nichts, was das arme Volk nicht tun muss, und ohne Verlust nicht aufschieben darf. (Museum 2000 – 3/1999)

Eine bekannte Beschreibung der Bauern von Labrujere, in der man wirkliches Mitleid mit dem einfachen Volk erkennen kann, lautet folgendermaßen: „Manchmal sehen wir auf den Feldern irgendwelche wilden Tiere männlichen und weiblichen Geschlechts; sie, die schmutzig, erdfahl und von der Sonne verbrannt sind, beugen sich zur Erde hinunter und graben sie wieder und wieder mit unumstößlicher Beharrlichkeit um. Sie haben allerdings unsere Augen.“

Es sind tatsächlich Menschen. Für die Nacht verstecken sie sich in einem Unterschlupf, wo sie ihren Hunger mit Roggenbrot, Wasser und Wurzeln stillen. Sie ersparen anderen Menschen die Notwendigkeit, zu pflügen, zu säen und zu ernten und verdienen damit das Recht, nicht ohne Brot zu bleiben, das sie gesät haben.“ Diese Beschreibung kann man als einen mittelbaren Beweis dafür werten, dass die Adligen und Aufgeklärten ein Verhältnis zu den Bauern hatten, bei dem sie ihnen den Status des Menschseins absprachen. (Stumme Zeugen des Mittelalters von Aaron J. Gurjewitsch – 1997 – S. 286 – Teil II: Das späte Mittelalter – Die Hexe im Dorf und vor Gericht.)

In der französischen Poesie der Vaganten werden die Bauern, wenn überhaupt, scharf erniedrigend und abwertend eingeschätzt. In einer parodistischen Liturgie findet der Hass der Vaganten auf die Bauern den offensten Ausdruck: „Allmächtiger Gott, der du ewige Zwietracht zwischen Kleriker und Bauer gesät hast und alle Bauern als Leibeigene der Herren schufst, gib... dass wir uns von ihrer Mühsal ernähren, ihre Frauen und Töchter genießen und über ihre Sterblichkeit ewig glücklich sind.“ In einer „grammatischen Übung dekliniert der Vagant das Wort „Bauer“ folgendermaßen: „... dieser Bauer, dieses Bauerntölpels, diesem Schurken, diesem Lumpen...“ und so weiter! Im „Bauernkatechis-

mus“ lesen wir: „Was ist der Bauer? Ein Substantiv. Welchen Geschlechts? Des Eselgeschlechts: weil er in allen seinen Taten und Arbeiten einem Esel gleicht usw. (Stumme Zeugen des Mittelalters – Aaron Gurjewitsch. S. 21)

Eine ungeschminkte Schilderung des bäuerlichen Arbeitslebens zu Beginn des 16. Jahrhunderts gibt Johannes Boemus: „Der letzte Stand ist derer, die auf dem Lande in Dörfern und Gehöften wohnen und dasselbe bebauen und deshalb Bauern oder Landleute genannt werden. Ihre Lage ist ziemlich bedauernswert und hart. Sie wohnen abgesondert voneinander, in bescheidenen Verhältnissen zusammen mit ihren Angehörigen und ihrem Viehstand... Das Volk ist jederzeit ohne Ruhe, arbeitsam und unsauber. In die nahen Städte bringt es zum Verkaufe, was es vom Acker, vom Vieh gewinnt und kauft sich wiederum hier ein, was es bedarf...“

Den Herren fronen sie oftmals im Jahre, bauen das Feld, besäen es, ernten die Früchte, bringen sie in die Scheunen, sägen Holz, bauen Häuser, werfen Gräben aus. Es gibt nichts, was dieses geknechtete und arme Volk ihnen nicht schuldig sein soll, nichts, was es, sobald es befohlen wird, ohne Gefahr zu tun verweigert: der Schuldige wird streng bestraft. Aber am härtesten ist es für die Leute, dass der größte Teil der Güter, die sie besitzen, nicht ihnen, sondern den Herren gehört, und dass sie sich durch einen bestimmten Teil der Ernte jedes Jahr von ihnen loskaufen müssen.“ (Bauern im Mittelalter – Werner Rösener S. 137)

Ein anderer Autor schrieb Anfang des 17. Jhdts: „Ich würde sagen, das einfache Volk ist ein seltsames Tier.“

Mandrou, R. *Introduction a la France moderne (1500 – 1640) Essai de psychologie. Paris 1968.*

Grimmelshausen (1621 – 1676) sagte vom „sehr verachteten Bauernstand“, der sei der Beste in dem Land. „Der Kaiser, der uns Gott gegeben hat uns zu beschützen muss doch leben – von Deiner Hand, auch der Soldat, der Dir doch zufügt manchen Schad.“ „Andererseits hieß es im Mittelalter sprichwörtlich: „Heult der Bauer ist er gut, lacht er, ist er schlecht“, oder: Der Bauer ist an Ochsen satt, nur dass er keine Hörner hat. Beurteilung des Bauern: Hinterlist, Versoffenheit, Lieblosigkeit, Geilheit, das sind noch die mildesten Vorwürfe. Es heißt ferner: „Und weil das Landvolk zum größten Teil ungebildet ist, wird es, wenn einmal die üble Gewohnheit die Natur verderbt hat, fast unverbesserlich. Denn weil diese Leute nichts anderes gesehen haben, nichts anderes wissen und gelernt haben, glauben sie, es sei ihnen alles, was ihnen einfällt erlaubt, und jeglicher Brauch sei gut. Wer ihnen das Gegenteil versichert, dem Glauben sie nicht, und so verlieren sie alle Scham.“ (Kultur und Sittengeschichte S. 300/301)

Die Leute, von denen wir unseren Unterhalt beziehen, sind ganz arme Bauern, denen wir unsere Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder verpach-

ten. Der Ertrag daraus im Verhältnis zu den darauf verwandten Mühen sehr gering, aber man sorgt und plagt sich, dass er möglichst groß werde. (Ulrich von Hutten „Das Leben in der Gotik – S. 134“)

Bereits seit einigen Jahrzehnten prägten Ketzerverfolgungen und Inquisition das Vergehen der Kirche. Die Bauern lebten in Abhängigkeit von ihren Grundherren (König, Adel, Klerus), welcher das Recht besaß, Abgaben und Dienste von ihnen einzufordern. So mussten die Bauern zehn Prozent des Bodenertrages sowie ihres Viehbestandes an den Grundherrn abgeben. Dieser sogenannte Zehnt wurde im 5. Jahrhundert abgeschafft. (Ernteglück und Hungersnot. S. 27)

Im 13. Jahrhundert kam es immer wieder zu begrenzten Unruhen auf Seiten der Bauern, die für alte Rechte und geringere Abgaben kämpften. Zu den spektakulärsten Bauernaufständen des Mittelalters zählt zweifellos die Erhebung der Stedinger; diese führten in ihren Siedlungsgebieten an der Unterweser einen jahrelangen erbitterten Kampf gegen die Erzbischöfe von Bremen und die Grafen von Oldenburg um ihre Selbstständigkeit, unterlagen aber schließlich anders als die benachbarten Friesen der vereinten Macht starker Territorialfürsten. Nachdem der Bremer Erzbischof bereits 1207 mit Truppen in das Gebiet der Stedinger eingedrungen war, um höhere Abgaben zu erzwingen, fiel 1229 erneut ein Ritterheer des Erzbischofs in das Land ein, erzielte aber keinen größeren Erfolg. Die Kunde von diesen Abwehrerfolgen verbreitete sich schnell über alle Nachbargebiete und verschaffte den Stedingern einerseits breite Sympathie bei den Bauern. Nachdem die Stedinger 1231 auf einer Kirchensynode zu Ketzern erklärt worden waren und Papst Gregor IX sogar einen Kreuzzugsaufruf gegen die Stedinger verkündet hatte, versammelte sich 1233 ein großes Kreuzfahrerheer bei Bremen, es wurde jedoch unerwartet bei Hemmleskamp von den Stedingern geschlagen.

Aber bereits 1234 stellte sich ein noch größeres Kreuzfahrerheer zusammen; zu diesem gehörten neben den Bremer Erzbischof und dem Grafen von Oldenburg auch der Herzog von Brabant sowie die Grafen von Holland und von Kleve. In der blutigen Schlacht bei Altenesch am 27. Mai 1234 wurde das Stedinger Aufgebot von etwa 3000 Mann aufgerieben. Die Stellung der Bauern aber verschlechterte sich beträchtlich. (Bauern im Mittelalter – Werner Rösener – S. 249 ff.)

Streitigkeiten zwischen den Bauern und ihren Schutzherren entstehen durch das Ungleichartige des Schutzverhältnisse; gab es doch ganz verschiedene Stufen der Abhängigkeit mit verschieden festgesetzten Abgaben und Diensten, eine Unzutraglichkeit, die sowohl Herren wie Bauern zu beseitigen versuchten, ein jeder Teil natürlich seinem eigenen Interesse entsprechend: So bemühte sich schon in den Jahren von 1423 der Fürst von Kempten eigentlich freie, wenn auch ihm untertänige und abgabepflich-

tige Bauern, „freie Zinser“ genannt, in den Stand von Leibeigenen hinabzudrücken und sie zu einem einheitlichen Stand von Untertanen zu machen. Doch die Bauern widersetzten sich. Die Tatsache, dass sie dem Abt das bisher geltende Schutzherrschaftsverhältnis aufkündigten und sich dem Grafen von Montfort als Schutzherrn unterstellten zeigt, wie sie die Sache ansahen.

Auf Veranlassung des Abtes verhinderten indes päpstliche und kaiserliche Gebote den Grafen von Montfort, darauf einzugehen. Ebenso wenig hatte der Versuch der Kemptener Bauern, sich dem Herren Friedrich von Freyberg zu unterstellen. Dagegen legte der Fürstabt von Kempten vor einem Schiedsgericht in Ulm im Jahre 1423 einen angeblichen Stiftungsbrief Karls des Großen vor, demzufolge alle freien Zinser den Leibeigenen gleich zu achten seien. Diese Urkunde war, wie wir heute wissen, eine Fälschung des Klosters Kempten. Wir wissen von Auseinandersetzungen und Kämpfen in dieser Angelegenheit aus den Jahren 1460, 1462 u. a. bis 1523. In diesem Zeitraum gelang es dem Abt, 1200 Freizinser in die Leibeigenschaft hinabzudrücken. (Der Bauernkrieg – Adolf Waas S. 14/16)

Über auffallend viele Untertanen verfügte das Kloster St. Gallen. Über einen größeren Zeitraum waren es an die 200 000. Dies immerhin bei einer gegenüber der heutigen Bevölkerungsdichte zu

bemessenden Anzahl.

Der bedeutendste Bauernaufstand erfolgte im Jahre 1525, allerdings mit einer sehr hohen Anzahl von Toten. Es wird von 70 000 bis 100 000 Bauern berichtet. Die Anführer wurden dem Feuertod ausgeliefert und mit kleiner Flamme unter unvorstellbaren Qualen verbrannt.

Abgaben und Dienstleistungen der hörigen Bauern

Jährliche Abgaben:

Feldzehnt – (Getreide, Wein, Obst, Gemüse)
Blutzehnt (Haustiere und tierische Erzeugnisse)
Grundzins (Abgabe nach der Größe des Landes)
Kopfsteuer (Abgabe nach der Größe der Familie)

Besondere Abgaben:

Abgabe für die Erlaubnis heiraten zu dürfen.
Abgabe im Todesfall des Bauern: das beste Stück Vieh- und „Bestgewand“
Besonder Umlagen im Falle eines Krieges

Frondienste

Arbeit auf dem Herrenhof
(bis zu vier Tagen in der Woche)
Sonderarbeit zur Saat- und Erntezeit.
Stellung von Arbeitskräften und Gespannen

(beim Holzeinschlag, beim Bau von Wegen und Brücken)

(Ernteglück und Hungersnot –
Waltraud Düwel-Hösselbarth – S. 27)

Um dieser traurigen Schilderung des bäuerlichen Alltages zu entgehen, kann ein in die momentane Zeit passender mittelalterlicher Vers des Minnesängers Huc von Werbenwag, behilflich sein. Das überaus köstliche Maienlied des Minnesängers, eines Ministeriale des Grafen Albrecht II. von Hohenberg.

Freudenreicher, süßer Maie,
du sollst willekommen sein:
schöne Blumen mancherleie,
bringet uns dein lichter Schein.

In der Zwischenzeit fand ich noch ein weiteres Maienlied des Minnesänger Dietmar von Eist um 1150.

Ah! Nun kommet uns die Zeit,
Der kleinen Vögelein Gesang.
Es grünet schon die Linde breit,
Zergangen ist der Winter lang.
Nun sieht man Blumen schöner Art
Üben auf der Heide ihren Schein.
Des werden viele Herzen froh;
Auch meines soll getröstet sein.

Truchteltingens Schulleben in alter Zeit

Die Zeitverhältnisse von 1757 bis 1828 und die Müller-Lehrer / Von Arthur Schick

Wie immer im „Vorhergehenden“ auch schon das „Folgende“ mit inbegriffen ist und im „Späteren“ das „Frühere“ wiederholt sein mag, so ist doch alles nur Werk einer bestimmten Zeit.
Friedrich Wilhelm Schelling (1775 – 1854)

Vier Generationen lang stellte ausschließlich die Familie Müller die Lehrer in Truchteltingen. Vor dieser Zeit liegt das örtliche Schulwesen völlig im Dunkeln. Selbst die weit zurückreichenden Kirchenbücher helfen nicht weiter. Mitte des 16. Jahrhunderts ist der früheste planmäßige Unterrichtsbetrieb im Orte anzunehmen analog der allgemeinen Schulentwicklung im Lande. Durch den nachmaligen Dekan in Herrenberg wissen wir, dass eine Schule in Truchteltingen jedenfalls im Jahr 1653 bereits bestanden hatte (Schmid 1927, 118). Weitere Aufhellung bringt ein Brief aus dem Jahre 1718. Der damalige Schreiber, M. Julius Nördlinger, Pfarrer in Tailfingen, berichtet über äußerst ungute Truchteltinger Schulverhältnisse. Die Kinder seien durch die beiden Lehrer äußerst unbefriedigend unterrichtet worden. (Nördlinger 1718, 14/15).

Heute würde man jene Verhältnisse als chaotisch bezeichnen. Möglicherweise war dies der Grund für einen personellen Wechsel im Jahre 1757. Von da an waren nahezu ein Jahrhundert lang ausschließlich Angehörige der Familie Müller in direkter Linie als Lehrer in Truchteltingen tätig. Zuletzt war dies Johann Martin Müller der Jüngere. Voraus gingen dessen Vater, Großvater und der Urgroßvater. Diese Müller-Lehrer bemühten sich um gute Schulverhältnisse, wie die erhalten gebliebenen Visitationsberichte bestätigen. Auch waren sie nach der allgemeinen Anforderung jener Zeit der Kirche eng verbunden. Sie brachten den Schulkindern die Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre auf der Grundlage des Katechismus bei, wobei dieser gleichzeitig als Vorlage zur Erlernung des Alphabetes diente. So war er nebenbei auch etwas wie eine „Fibel“. Die Epoche der Müller-Lehrer ging durch Johann Martin den Jüngeren gegen 1828 zu Ende.

Entwicklung des Schulwesens im Lande

Lange bevor der erste Müller-Lehrer den Schuldienst in Truchteltingen versah, bestanden in

Württemberg bereits ab dem elften Jahrhundert Klosterschulen. So durch die Benediktinermönche unter dem Abt Wilhelm in Hirsau. Eine weitere derartige Schule für angehende Mönche folgte in Stuttgart im Jahre 1473 am damaligen Dominikanerkloster und kurz danach eine am Zisterzienser-Kloster in Bebenhausen. Die Mönche waren für das Unterrichtswesen beispielhaft. Zudem wiesen sie den Weg, wie Felder urbar zu machen waren sowie Bauernhöfe, Weinberge und Fischteiche angelegt werden konnten. Es folgten die ersten Stiftsschulen im fünfzehnten Jh. in Herrenberg und Sindelfingen sowie entsprechende Mädchenschulen unter anderem am Klarissenkloster in Pfullingen sowie am Frauenstift in Oberstenfeld. Auf breiterer Basis entstanden nach deren Vorbild Profanschulen in den Städten des Landes für Kinder der selbstbewusst gewordenen Bürger.

Damals wurde Schreiben, Lesen und Rechnen auch für Händler, Handwerker sowie für Beamte notwendig. Breitere Schichten wollten auch die seinerzeit aufgekommenen gedruckten Bücher lesen können. Den Bildungsdurchbruch erreichte dann die Reformation. In diesem Sinne sollten die Menschen durch Schulunterricht in die Lage versetzt werden, dem Gottesdienst „mit Verständnis“ zu folgen. Begrüßt wurde allgemein die Forderung der Reformatoren, dass jeder die Bibel und den Katechismus selbst lesen können sollte. Immer mehr Volksschulen wurden ab Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet, so auch in Balingen und Ebingen im Jahre 1559. Dies waren die so genannten „Deutschen Schulen“. Sie unterschieden sich von den „Lateinischen Schulen“ durch die deutsche Unterrichtssprache.

Selbst in den Dörfern erkannte man damals den Wert des Schulunterrichts trotz der unverzichtbaren Mithilfe der Kinder in der elterlichen Landwirtschaft, beim Dreschen, Spinnen, Mistführen und bei der Viehversorgung. Immer mehr Dörfer wollten ihre eigene Schule, was durch eine herzogliche Forderung auf Einrichtung einer Schule in allen namhaften und volkreichen

Flecken des Landes unterstützt wurde. In diese örtlichen Schulen sollen nicht nur die Knaben geschickt werden, sondern auch die „Döchterlein“. Zeitgleich ordnete Herzog Christoph im Jahre 1649 die allgemeine Schulpflicht an, was aber noch lange nicht bedeutete, dass alle Kinder auch zur Schule geschickt wurden.

Umgesetzt wurde das Volksschulwesen für Truchteltingen und Umgebung stellvertretend für den nachmaligen Stuttgarter Probst Johannes Brenz durch Ambrosius Blarer von Tübingen aus. Innerhalb der reformierten Territorien wurden zusammen mit den Kirchen auch die Schulen aus der altgläubigen Diözesanordnung gelöst und in die fürstlich orientierte Schulverwaltung überführt. Geregelt wurde die schulische Neuorganisation durch die württembergische Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1559. Ein allerdings späterer Lehrplan aus dem Jahre 1854 zeigt uns die schwerpunktmäßigen Lehrziele einer Elementarschule:

Tabelle 1

Unterrichtsfach	Wochenstunden
Religion	6
Lesen, Deutsch, Schreiben	12
Rechnen	5
Singen	3

Im Bereich des späteren Oberamts Balingen gab es für angehende Geistliche, Kanzlisten (Anm.: Beamte) und Praeceptoren (Anm.: Lateinschullehrer) zweiklassige Lateinschulen in Balingen und Ebingen. Bereits im Jahre 1277 wird jedoch in Balingen ein „rector scholarum“ erwähnt und die dortige Schule erfreut sich bekanntermaßen in der zweiten Hälfte des 15. Jh. eines weitverbreiteten guten Rufes (OAB 1880, 298).

Die Schüler dieser Lateinschulen, bekannt als „Ladeiner“ sollten gemäß eines herzoglichen Generalreskriptes (Anm.: Gesetz) von 1793 später als Diener des Staates „das Glück ihrer Mitbürger befördern helfen“. Auch hatten diese Schulen

geeignete Schüler auf das Studium an der Universität vorzubereiten. Durch die Stiftung der Landesuniversität in Tübingen durch Herzog Eberhard im Barte besteht seit dem Jahre 1477 die Möglichkeit zur akademischen Ausbildung. Mit Zustimmung des Papstes wurden damals namhafte Angehörige des Sindelfinger Chorherrenstiftes als Lehrkräfte nach Tübingen verlegt. Die Wahl fiel deswegen auf Tübingen, weil aus besseren logistischen Gründen dorthin der große Bedarf an Bauholz über den Neckar durch Flößer besser aus dem Schwarzwald herbeigeschafft werden konnte als nach dem sonst eher favorisierten Urach.

Der erste Truchtelfinger Student ist gegen 1515 nachgewiesen, allerdings an der Universität Erfurt (OAB 1880, 299), wohingegen beispielsweise ein Augustin Tünger aus Endingen dort schon etwa hundert Jahre früher studierte (J. Fischer et al. 1985, 134). Das Ausbildungssystem des Landes wurde durch Herzog Carl Eugen mit der Gründung einer fürstlichen Akademie auf dem Gelände des Schlosses Solitude ergänzt, der „Hohen Carlsschule“. Begonnen wurde dort der Lehrbetrieb am 5. Februar 1770 mit vierzehn abgeordneten begabten Soldatenkindern. Später folgte unter anderem auch Georg von Wächter, der Sohn des Balinger Oberamtmannes. Diese Lehranstalt wurde ernsthafte Konkurrenz für die Tübinger Universität.

Die seinerzeitige Bildungsbeflissenheit hatte jedoch auch ihre Grenzen. Ein preußischer Schulpfleger brachte dies damals auf den zutreffenden Nenner, dass in den Schulen wohl die Liebe zu den Pflichten des angewiesenen Standes angeregt werden sollte, dies jedoch keinesfalls unter Herabwürdigung der anderen Stände. Das heißt „Schuster bleib bei deinen Leisten“. Das zarte Pflänzlein des Frühhumanismus in Württemberg unter Eberhard im Barte wandelte sich zum schwäbischen Pietismus. Es galt nicht mehr, was der in Florenz wirkende berühmte Humanist Pico della Mirandola viel versprechend verkündet hatte: „Der Mensch ... soll sein eigener Werkmeister und Bildner sein und sich aus dem Stoff formen, der ihm zusagt.“ Trotz alledem war die Ausweitung der Schulbildung in den Dörfern ein großer Fortschritt. So meinte jedenfalls ein damaliger Schüler, dass man in der Schule winters viel lerne, was man sommers aber wieder vergesse.

An den deutschen Schulen wurden die Lehrkräfte gemäß der Schulordnung regelmäßig nach ihrer moralischen, religiösen und pädagogischen Eignung examiniert. Das jeweilige „Visitations-Ergebnis“ wurde in einem schriftlichen Protokoll des Diözese- und Oberamts niedergelegt. Von diesen Protokollen sind uns noch zahlreiche erhalten.

Schulgeschichte Truchteltingen

Lange Zeit gab es in Truchteltingen keine gemeindeeigene Schule. Der Unterricht fand deswegen, wie häufig üblich, eben beim Schulmeister zu Hause statt. Somit im Müller'schen Hause, wie schon zuvor bei dessen Vorgänger, dessen kleines Häuschen nur über „ein gar enges Stüblein“ verfügte (Nördlinger 1718, 24). Vor dieser Zeit mussten die Schüler auswärts zur Schule gehen. Nach einem Hinweis, dass damals vier Flecken gemeinsam die Unterhaltung einer Schule in Tailfingen finanzierten, ist anzunehmen, dass wohl auch Truchteltingens Kinder dorthin gingen (Schmid 1927, 37). Bekannt ist jedenfalls, dass die Truchtelfinger Kinder zur „Winterschul“ nach Tailfingen gehen mussten.

Damals verfügten ein Drittel aller Gemeinden noch über kein eigenes Schulgebäude. Da, wo eines vorhanden war, diente das Unterrichtszimmer vielfach für den Schulmeister und dessen Familie auch noch als Wohnstube und in anderen Orten wiederum als Rathaus. Von anderwo

Tabelle 2

Gesamtschülerzahl an der Truchtelfinger Schule:	1714	1768	1773	1805
Winterzeit	65	100	103	107
Sommerzeit		49	97	97

ist bekannt, dass eine Heizung im Schulzimmer fehlte, desgleichen Tafeln und Katheder. Für das Rechnen mahnte der Truchtelfinger Pfarrer ein schwarzes Kästchen an, auf welchem „Die Sache vor Augen gemalt werde, so dass alle miteinander die Zahlen anschauen können“.

Schulmeister Müller bekam für die Nutzung seines Privathauses zu Schulzwecken einen geringen Hauszins von jährlich zehn Gulden (Schmid 1927, 356), nach heutigem Wert etwa 120 Euro. Dennoch wird in dem bereits erwähnten Brief des Pfarrers Nördlinger reklamiert, dass ein eigenes Schulhaus in Truchteltingen „hoch von Nöten“ wäre (Schmid 1927, 355). Etwa 100 Jahre mussten sich allerdings die Truchtelfinger noch gedulden, bis das erste öffentliche Schulgebäude zur Verfügung stand. Erst im Jahre 1811 bekamen sie ein stattliches Schulhaus gegenüber dem damaligen Pfarrhaus an der Schmiecha. Es folgte die später so genannte „alte Schule“ im früheren Gasthaus „Deutscher Kaiser“ an der Straße nach Tailfingen und im Jahre 1871 ein Neubau etwas oberhalb und gegenüber der Kirche. Im Jahre 1966 folgte das heutige Schulzentrum bei der Turnhalle.

Auch bei den Müllers ging es zweifellos in der Schulstube eng zu und dies trotz einer gelegentlichen Vergrößerung. Von anderen Orten ist bekannt, dass einzelne Schüler mangels Sitzgelegenheit sogar stehen mussten. Die anderen saßen an langen, einfachen Holztischen, eng gedrückt auf rohen Bänken. Im selben Raum mussten Schulmeister und Provisor (Anm.: Lehrergehilfe) gleichzeitig unterrichten. Dabei nahm der Gehilfe sich im Wesentlichen den „Abcdarios“ an und der Schulmeister den älteren Schülern. Nachdem diese im ersten Schuljahr das Buchstabieren gelernt hatten, wurde im zweiten Jahr gelernt, wie die einzelnen Buchstaben zu Silben verbunden werden und im dritten Jahr das Lesen. Der Schulmeister und sein Gehilfe brachten den Schülern zudem das Schreiben, Rechnen und Singen bei. Dabei war es allerdings mit dem ab dem Jahre 1601 eingeführten Fach Rechnen nicht weit her, obwohl anfänglich nur das Einmaleins zum Lehrplan gehörte. Vor der Bestellung von Johann Martin Müller dem Älteren zum Schulmeister war es beim alten und einäugigen Vorgänger an der Tagesordnung, dass die Schüler den Unterricht häufig schwänzten. Dieser forderte den Schülern nicht viel ab und ließ „das Rechnen ganz abgehen“ (Nördlinger 1718, 14).

Selbst beim Lesen zeigten sich laut Nördlinger enge Grenzen, weil der Lehrer die Schüler „nicht hat gelehrt recht buchstabieren. Summa, der Schulmeister wird nach und nach alt und kindisch, die memoria (Anm.: Gedächtnis) ist hin, kann auch seine eigenen Töchter nicht mehr hüten“. Auch wissen wir durch den in Bitz im Jahr 1771 geborenen Lehrer Johannes Schick, dass dieser vom elften Jahr an in die lateinische Schule in Ebingen gegangen war und nach der Konfirmation zum Dorfschulmeister in Truchteltingen in die Lehre. Dieser Schulmeister hätte seines Erachtens das Schulhalten nach alter Weise verstanden und auch die Orgel schlagen können. Während der dreijährigen Lehre war der Inzipient (Anm.: Lehrling) mit Abhören, Einüben und Korrigieren beschäftigt. Teils hielt er auch die Schule allein. Hauptfach in der Schule war die Religion. Jeden Vor- und Nachmittag wurde je eine Stunde katechisiert. Selbst sonntags war der Schulmeister im Einsatz. Er musste vor dem Got-

tesdienst „den Catechismus explizieren (Anm.: erläutern) und mit der Jugend diesen exercieren“. Der Provisor hatte nicht selten die Hauptlast im Unterricht zu tragen. Häufig folgte er dann dem Schulmeister in der Rangfolge, wenn letzterer aus dem Schuldienst ausschied.

Dem angehenden Provisor oblag außer dem Unterricht selbstverständlich auch die Mithilfe im Haushalt. Dazu zählten Kinderwarten, Holzspalten und auch Versorgung der Tiere im Stall. Da die Kost beim Truchtelfinger Schulmeister schmal war, brachte dem Lehrling dessen Schwester aus Bitz gelegentlich Milch und Brot. Davon bekam er allerdings erst etwas ab nach ausdrücklicher Aufforderung des Lehrers (Schmid 1927, 326).

Damals fand in Truchteltingen zeitweilig der Unterricht „alle Tag“ statt. Darunter dürfen wohl die Tage von Montag bis Samstag verstanden werden. Winters über dauerte der Unterricht von 8 bis 11 Uhr sowie von 13 bis 15 Uhr, also fünf Stunden täglich. Während des Sommers waren es zwei Stunden von 6 bis 7 Uhr sowie von 12 bis 13 Uhr. Zu den jeweiligen Erntezeiten gab es zusätzliche Vakanzen. Dass sich diese Rücksichtnahme vorteilhaft für das örtliche Schulwesen auswirkte, bestätigt *Tabelle 2*. Die jahreszeitliche Differenz bei den Schülerzahlen verringerte sich stetig, was zeigt, dass immer mehr Schüler ganzjährig die Schule besuchten. Dies war noch nicht überall der Fall, wenn Kinder bei landwirtschaftlichen Arbeiten unerlässlich schienen und deswegen zu Hause eingesetzt wurden. Die „Winterschul“ begann an Sankt Gallus (16. Oktober) und endete an Sankt Fridolin (6. März). Gleich nach Vollendung des sechsten Lebensjahres wurden die Kinder eingeschult. Auch wurde sonntäglich vor der Predigt in der Kirche mit den Schulkindern der Catechismus eingeübt.

Zu der Schülerzahl nach *Tabelle 2*, die bei den zwei angestellt gewesenen Lehrern einer Klassenstärke von etwa 50 Schülern entsprach, bemerkt der Visitationsbericht für heutige Verhältnisse lakonisch, dass die beiden Lehrer damit wohl auskommen könnten. Wie ersichtlich, lagen die Truchtelfinger Schülerzahlen zur Berichtszeit etwa bei 100. Da es zur gleichen Zeit annähernd 800 Einwohner gab, ist dies ein Zeichen, dass der Schulausbildung überdurchschnittliche Bedeutung zugemessen worden ist. Dies zeigt, dass im Jahr 1800 etwa ein Drittel der Deutschen noch nicht lesen konnte. In Truchteltingen und im ganzen württembergischen Land sah es spürbar besser aus. Die Ausweitung der Schulbildung in den Dörfern war ein großer Fortschritt, trotz der zeitgenössischen Meinung eines damaligen Schülers, dass man in der Schule winters viel lerne, was man sommers aber wieder vergesse. An den deutschen Schulen wurden die Lehrkräfte gemäß der Schulordnung regelmäßig nach ihrer moralischen, religiösen und pädagogischen Eignung examiniert. Das jeweilige Ergebnis wurde in einem schriftlichen Protokoll des Diözese- und Oberamts niedergelegt. Von diesen Protokollen sind uns auch die über die „Visitationen“ der Müller-Lehrer erhalten.

Die einzelnen Lehrer der „Müller-Epoche“

Nach der nachstehenden *Tabelle 3* hat sich Johann Martin der Ältere ab dem Jahre 1757 als erster der Familie Müller dem örtlichen Bildungswesen gewidmet und wurde Schulmeister. Zudem unterstützte ihn ab 1764 sein eigener Vater

Tabelle 3

Truchtelfinger Lehrer aus der Familie Müller

Johann Martin (1) *1742 (Sohn von Nr. 2) Assistent: 1757 Schulmeister: 1763 zum Tod 1810	Hans Jerg (2) *1715 (Vater von Nr.1) Assistent: 1764 bis zum Tod 1773	Johann Kaspar (3) *1764 (Sohn von 1) Inzipient: 1779 Provisor: 1781 Schulmeister	Johann Martin (4) *1792 (Sohn von 3) Provisor voraussichtlich bis 1828
---	---	---	---

als Provisor (Anm.: Assistent). Johann Martins Sohn folgte und danach der Enkel. Generationenlang wurden Truchtelfinger Schüler ausschließlich durch die Lehrer der Familie Müller ausgebildet und dies nach der weitverbreiteten Übung, dass dem Vater dessen Sohn als Lehrer folgte. Hinzu kam, dass nicht selten ein Junglehrer die Tochter des Lehrers aus einem benachbarten Orte heiratete, so dass sich geradezu eine „Lehrer-Kaste“ innerhalb des unteren Bürgerstandes im Lande herausbildete.

Johann Martins Vater war Vogt in Truchtelfinger und seine Mutter eine Tochter des Bitzer Vogtes. Zeitweilig lebten sie in Winterlingen, wo auch Johann Martin zur Welt kam. Trotzdem darf man annehmen, dass es sich bei den Müllers um eine Truchtelfinger Familie handelt. So ist bereits im Sankt Gallener Urbarium (Anm.: Lebensverzeichnis) über die in Truchtelfinger zu Lehen gegebenen Grundstücke im Jahre 1610 Michael Müller als Lehenspflichtiger aufgeführt. Jenes

schweizerische Kloster war seinerzeit mit umfangreichen Lehensrechten in Truchtelfinger ausgestattet, die es wohl vom früheren Kloster Reichenau übernommen hatte. Für die einkassierten Abgaben diente die noch immer existierende stattliche Zehntscheuer bei der Kirche. Auch dürfte ursprünglich die Truchtelfinger Mühle zum Sankt Gallener Frohnhof gehört haben. Zudem war das Sankt Gallus geweihte Gotteshaus eine Filialkirche jenes Klosters. Wegen dieser engen historischen Beziehungen zierte der Sankt Gallener Bär noch heute das Wappen von Truchtelfinger.

*1. Johann Martin der Ältere (*1742) war der erste Lehrer der Müller-Familie.*

Da Johann Martins älterer Bruder als Erstgeborener der Familie für die spätere Übernahme des landwirtschaftlichen Anwesens vorgesehen war, wählte Johann Martin d. Ä. als erster der Familie Müller den Lehrerberuf. Wahrscheinlich hätte der zu geringe Grundbesitz für einen weiteren

Bauer in der Familie keine Existenz gewährt. Vielleicht wurde er aber auch durch das spürbare Anwachsen der fürstlichen Stellung zur Übernahme eines solchen Amtes angeregt, da der staatliche Machtwechsel frischen Wind ins Land geblasen hatte. Dem Inhaber eines öffentlichen Amtes kam jetzt höhere gesellschaftliche Bedeutung zu, zumal gerade das Beamtenamt wesentlicher Träger des Staates war. In diesem Sinne bemerkte auch schon Ulrich von Hutten, dass ein „Titel“ auch eine Auszeichnung darstelle.

Vor seiner Lehrertätigkeit hatte Johann Martin d. Ä. das Bäckerhandwerk ausgeübt und wurde durch den alten Truchtelfinger Schulmeister zu dessen Assistenten an der Schule ausersehen, weil ihm der 15-jährige als Gehilfe geeignet erschien. Nicht ganz auszuschließen ist, dass die väterliche Empfehlung als Vogt beim Schulmeister nachgeholfen haben könnte. Jedenfalls ist der Vorschlag durch die Gemeindeverwaltung, der Hans Jerg Müller, der Vater, als Vogt vorstand, angenommen worden. Und Johann Martin d. Ä. wurde als Provisor (Anm.: Lehrergehilfe) nominiert. Abschließend wurde diesem Vorschlag durch das Konsistorium des Balinger Diözes- und Oberamts zugestimmt. Erstmals ist Johann Martin Müller d. Ä. im Jahr 1757 als Provisor der Gemeinde im Visitationsprotokoll bezeugt und danach ab 1763 als eigenverantwortlicher Schulmeister.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)

Aktueller Teil

Moderne Kunst in alten Mauern

EXKURSION der Heimatkundlichen Vereinigung

vom 18. – 22. Juli 2003 in die Kulturlandschaft von Rhein, Mosel und Vulkan-Eifel

Stimmungsvoller Auftakt in das Besichtigungsprogramm war St. Stephan in Mainz, eine Stiftung von Kaiser Otto III. vor über 1000 Jahren auf Initiative seines Reichskanzlers und Erzbischofs Willigis aus Mainz: Die Glasmalerei-Fenster von Marc Chagall zogen alle in ihren Bann. Dieses ehemalige Stift mit Kreuzgang, hoch oberhalb des Mainzer Doms, ist nach schweren Kriegszerstörungen wieder erstanden. Monumentaler Abschluss der fünftägigen Studienreise war der Kaiserdom zu Speyer. Dann war eine Stärkung geboten in der urigen Pfälzer Weinstube zu Edesheim.

Während der fünf Tage zwischen Mainz und Speyer führte die Busreise zu den schönsten Passagen entlang des Rheins und der Mosel und deren tief eingeschnittenen Zuflusstäler aus der Vulkan-Eifel, dem Hunsrück und dem Taunus. Die Landschaft zeigte sich vielgestaltig mit Weinbergen, steilen Weinbergen, strohgelben Kornfeldern und grünen Wäldern. Beim Vulkan-Park Rauschermühle konnten auf einem Lehrpfad Stätten vorgeschichtlicher, römischer und mittelalterlicher Produktion aus Basaltlava bewundert werden. Die Multimedia-Schau zur Vulkantätigkeit mit Einblendungen gleichartiger heutiger Vulkanausbrüche stimmte nachdenklich – Thema: „Die Vulkane sind unter uns.“ Dieses schöne Land mit seinen Wasserstraßen und Verkehrswegen war so zu allen Zeiten begehrt. Kelten und Römer, einfallende Normannen, Franzosen und Deutsche beanspruchten und beherrschten es, bauten Kastelle, Burgen, Festungen und stolze Städte bei wechselnden Grenzen und Besitzverhältnissen.

Römische Gründungen sind Boppard, Koblenz, Andernach und Sinzig. Vom Einzug des Christentums zeugen deren bald 1000-jährige romanische Basiliken, Kirchenburgen und Klosteranlagen. Die Kirchenburg Kiedrich, im Schutze ehemaliger erzbischöflicher Burgen, war in Krisen- und Kriegzeiten Residenz der Erzbischöfe von

Mainz. In Eberbach, der ehemaligen Zisterzienserabtei tief im Tal des Eberbaches, wurde Weinbaukultur gepflegt. Dort wurden die ersten Kabinett-Weine gekeltert. Heute wird das Kloster als Hessisches Staats-Weingut geführt. Die ehemalige Benediktiner-Abtei Johannisberg, hoch über dem Rheintal, wurde Metternich'sches Weingut. Noch in der Zeit der Mönche wurde dort die Spätlese kreiert. Die Klosteranlagen in Steinfeld, Ravengiersburg und Maria-Laach beweisen, wie sinnvoll solche kirchlichen Institutionen als Bildungszentren, Kunstwerkstätten, Gartenbaubetriebe oder sozialen Einrichtungen sind. Das noch heute vollständig ummauerte Bad Münstereifel, die Burgstadt Reiffenscheid, Sponheim mit seinem berühmten Abt Trithemius, dem führenden Vertreter der Bursfelder Kongregation, und die stets umtriebige und selbstbewusste Stadt Mayen luden zum Verweilen ein, zur Kunstbetrachtung und zum Reflektieren wechselvoller Schicksale und Geschichte.

Burgen und Festungen bezeugen heute noch den ehemals wehrhaften Charakter dieses so schönen Landes. Die Marksburg, benannt nach dem Evangelisten Markus, Patron der Burgkapelle, ist die einzige Burg am Rhein, die nie erobert oder zerstört worden war. Ehrenbreitstein, ehemals Landesfestung der Erzbischöfe von Trier, von Napoleon zerstört, dann unter preußischer Verwaltung wieder aufgebaut, mit großartigem Blick auf Koblenz mit dem Deutschen Eck, wurde bis in die heutige Zeit militärisch genutzt.

So war auch Koblenz bereits vor 2000 Jahren das beherrschende römische Kastell Confluentia am Zusammenfluss von Mosel und Rhein. Nach dem Besitz der Deutschherren wurde das Deutsche Eck benannt. Die Koblenzer Stifte St. Kastor und St. Florin, errichtet über den Mauern des römischen Kastells und der Merowinger Königspfalz, waren bis zur Säkularisation Anfang

des 19. Jahrhunderts die größten Steuerzahler der Trier'schen Verwaltung. Koblenz erlitt schwerste Kriegsschäden. So zog bei dem Wiederaufbau moderne Kunst ein in alte Mauern: Die Glasmalerei-Fenster in den Kirchen wurden für die Studienfahrt ein besonderer Schwerpunkt und eindrucksvolles Erlebnis: Die Glasmalereien von Prof. Meistermann, Prof. Schreiter, Jakob Schwarzkopf, Hermann Gottfried, Gottfried von Stockhausen und Marc Chagall hinterließen bei den Teilnehmern der Studienfahrt bleibende Eindrücke. Die Exkursionsleitung hatte Prof. Christoph Roller. Unterkunft war im Hotel-Weinhaus „Zum schwarzen Bären“ in Koblenz-Moselweiß.

R. H.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 27, 72355 Schömberg

Arthus Schick
Tiergartenstraße 29/70, 71032 Böblingen

Ruth Hübner
Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Truchtelfingens Schulleben in alter Zeit

Die Zeitverhältnisse von 1757 bis 1828 und die Müller-Lehrer / Von Arthur Schick – 2. Folge (Schluss)

Im Jahre 1761 heiratete er Katharina Faigle aus Bitz. Fünfzehn Kinder gingen aus der Ehe hervor. Davon starben zwei schon im Kindesalter. Ein ganz besonders harter Schicksalsschlag traf die beiden Eheleute durch den Tod ihres Sohnes Heinrich Christoph. Dieser verstarb 14-jährig im Jahr 1788 in Russland. Bisher ist nicht geklärt, was den jungen Mann dorthin verschlagen haben könnte. Wahrscheinlich ist er dem vorausgegangen Ruf der Zarin Katharina II. zur Kolonisierung des von Russland eroberten Landes an der unteren Wolga gefolgt und war unterwegs auf der Suche nach einer Existenz auf russischem Boden. In Kolonnen zu je fünfzig Familien ging es mit der „Ulmer Schachtel“, einem Donauschiff, über Wien ins Schwarze Meer. Acht Wochen dauerte eine solche Fahrt. Die Strapazen, Hitze und Seuchen forderten täglich Todesopfer. Dafür erwarteten den Kolonisten am Ziel unentgeltlicher Grundbesitz, langjährige Freistellung von Abgaben und auch freie Religionsausübung.

Europa hatte eine selbst für heutige Verhältnisse erstaunliche Mobilität erreicht. Deswegen war damals eine solche Auswanderungswelle nicht außergewöhnlich. Beispielsweise war Herzog Friedrich, der nachmalige erste württembergische König, ehe er auf den Thron kam zuerst Generalgouverneur von Russisch-Finnland in St. Petersburg gewesen, wo auch sein Sohn Prinz Paul Friedrich Carl zur Welt kam. Dieser wiederum nahm später seinen Wohnsitz in Paris. Solche geradezu globalen Beispiele ließen sich fortsetzen, da die damaligen Menschen Europas über den örtlichen Tellerrand hinaussehen konnten.

Johann Martin Müller d. Ä. hatte ausweislich eines „Testimonium“ (Anm.: Prüfung) vom Jahre 1773 recht gute „Schulgaben“. Auch war er fleißig und in der Zucht moderat. Zudem führte er einen wohlstandigen Lebenswandel. Zur Verbesserung des geringen Lehrereinkommens versah der Schulmeister auch das Mesner-Amt.

Wenn der Schulmeister, wie es häufig vorkam, darüber hinaus auch noch die Funktion des Gerichtsschreibers im Rathaus ausübte, wurden wegen Ämterhäufung nicht selten Klagen laut über nachlässigen Unterricht. Gelegentlich gelang ein Ausgleich, wenn der ihm zugeordnete Provisor (Anm.: Lehrergehilfe) tüchtig war, da die Provisoren häufig dem Fortschritt mehr zuneigten und auch ehrgeiziger waren als die Schulmeister.

Seinen Verdienst von zwanzig Gulden bekam Johann Martin Müller je zur Hälfte von der weltlichen und der kirchlichen Gemeinde. Dazu kam noch das von den Eltern der Schüler aufzubringende Schulgeld. Die Lehrerbesoldung war örtlich verschieden, so erhielt im Vergleich dazu der Rottweiler Lehrer im Jahre 1783 ein Jahresgehalt von immerhin schon 150 Gulden. Das geringere Einkommen schien jedoch eher die Regel gewesen zu sein. Christian Friedrich Daniel Schubart, Zeitungsverleger und zeitweiliger Schulmeister in

Geislingen, den dessen langjährige Festungshaft auf dem Asperg berühmt gemacht hat, beklagte das damalige kärgliche Lehrereinkommen.

*„Ein armer Mann, ein kranker Mann,
der hektisch von dem Busen keuchet
und wie ein Greis am Stabe schleicht
und kaum die Ripbe decken kann.*

*Ein Knabe wie ein Pavian,
der bietet mir nur alle Vierteljahr
mit kotichtem Gesicht
und mit zersaustem Haar
12 kupferrote Kreuzer an...“*

Sein Amt als örtlicher Schulmeister übte Johann Martin d. Ä. bis zu seinem Tode im Jahre 1810 aus.

2. „Ludimagistri Schul-Assistent“ Hans Jerg Müller (*1715).

Hans Jerg Müller war zehn Jahre lang Dorfvogt in Truchtelfingen gewesen, ehe er in den Schuldienst wechselte. Als Vogt war er ein auf Lebenszeit bestellter Vertreter des Fürsten zur Wahrung der örtlichen Ordnung und zur Überwachung des Zehnteingangs. Dadurch war er in Personalunion Vorsitzender des Rates der Bürger und des Gerichts. Später nannte man den Inhaber dieser Funktion „Schultheiß“ oder nach heutigem Verständnis „Bürgermeister“. Jeder der 31 Gemeinden des Oberamts Balingen stand ein Vogt vor. Gemeinsame Probleme erörterten sie in der Amtsversammlung unter dem Oberamts-Vogt in Balingen, der wiederum dem Kanzler in Stuttgart unterstand.

Nach seinem freiwilligen Rücktritt von dem Amt als Vogt ließ sich Hans Jerg Müller von der Gemeindeverwaltung dreiundfünfzigjährig zum Assistenten seines Sohnes im Schuldienst vorschlagen. Ob es sich hier bereits um eine Art von Ämterverfälschung handelte, muss indes offen bleiben. Zweifellos war es jedenfalls eine finanzielle Fehlentscheidung, so dass er sich über „große Dürftigkeit“ wegen zu geringer Einkünfte beklagte. Nach erfolgreicher Examinierung im Jahre 1764 erfolgte im Jahre 1764 durch das Konsistorium „gnädigst“ die Anerkennung als „Ludimagistri“ Assistent (Anm.: Lehrergehilfe). Der Vater hatte unter der Direktion des Sohnes zu unterrichten.

Hans Jerg Müller wurde in eine Zeit hinein geboren, in der mühsam versucht wurde, die schlimmen Folgen des dreißigjährigen Krieges zu überwinden. Jener schlimme Krieg streifte auch Truchtelfingen. Dabei erregte es allgemein großes Erstaunen, wenn die Reiterschwadron unter Hans Beck von Ebingen aus zur Übung gelegentlich auch durch die Truchtelfinger Markung geritten kam. Neben Truppendurchzügen unterschiedlicher Nationalität ließ auch marodierendes Gesindel diese Versorgungsmaßnahme notwendig erscheinen. Beispielsweise zog im

Frühjahr 1633 ein schwedisches Militärkontingent unter General Horn in Ebingen ein. Im Herbst 1642 folgten bayerische Truppen und im Verlauf deren Verfolgung eine französische Einheit unter General Erlach. Es ist anzunehmen, dass deren 36-stündige Plünderung sich auch auf Truchtelfingen ausgedehnt hatte. Im Sterberegister von Plattenhart ist im Jahre 1638 präzisiert, was sich dabei ereignete:

„Die Bayern überstiegen die Mauern und schlugen alle Türen und Kästen ein. Besonders die Weiber wurden aufs grausamste misshandelt. Die Stadt wurde zwei Tage lang geplündert und hierauf wurden die Bauern mit harten Schlägen gezwungen, den Raub an Vieh und Frucht ins bayrische Lager zu treiben und zu schleppen.“

In Möhringen waren dies immerhin 40 Paar Zugochsen, 320 Rinder, 35 Pferde, 700 Schafe, 500 Scheffel Dinkel und Hafer. Ferner ist vermerkt, dass die Soldaten unerhörte Übeltaten angerichtet hätten mit Brennen, Sengen, Metzgen, Würgen, Schinden, Plündern. Dabei sind dort 101 Personen durch üble Verwundungen elendiglich gestorben. Viele Häuser wurden abgebrannt. Einige Dörfer starben ganz aus. Erschießen, Erstechen, Aufhängen, Prügeln war etwas Alltägliches (Chr. Böhm et al., 1915, 42).

Auch die Einnahme der Stadt Ebingen durch Konrad Wiederhold vom Hohentwiel aus und dies mit französischer Unterstützung sorgte für beträchtliche Unruhe in Truchtelfingen. Die Folgen jener kriegerischen Ereignisse waren schrecklich, obwohl unsere Gegend davon nur am Rande berührt wurde. Gleichwohl wurden im Oberamt mehr als die Hälfte der Einwohner getötet oder sie waren sonst „hingestorben oder verdorben“ (OAB 1980, 236/237). Viele Gebäude waren zerstört und ein großer Anteil der Flur war verwüstet und lag brach. Kaum blieb Zeit zum Luftholen, da starb der erbenlos gebliebene spanische König Karl II. Dies führte zu französischen sowie auch österreichischen Erbansprüchen.

Der folgende spanische Erbfolgekrieg dauerte vierzehn Jahre und man kann ihn als den ersten Weltkrieg bezeichnen. Er erstreckte sich über Europa und zudem bis in die kolonialen Übersee-Besitzungen der Beteiligten. Den Franzosen standen bedeutende Heerführer gegenüber wie Prinz Eugen von Savoyen und der Engländer Marlborough. Die Bayern, die mit den Franzosen verbündet waren, setzten Württemberg, das wiederum Bündnispartner der Österreicher war, sehr zu. Im Mai 1703 durchbrachen sie die Donaufront bei Fridingen und gelangten bei einem Vorstoß bis nach Ebingen. Mit 50 Reitern und 100 Musketieren überrannten sie die Stadt. In Folge der Stadtbesetzung requirierten sie in angeblicher Schonung der Bevölkerung reichlich Lebensmittel als „Fourage“ sowie zahlreiche Pferde und Tierfutter. Nicht wenig davon im nahen Truchtelfingen. Als dann noch anfangs des Monats August 600 kaiserliche Verwundete nach Ebingen gebracht wurden, hörte die Drangsal nicht mehr auf. Weitere turbulente Entwick-

lungen schlossen sich an, die von der französischen Revolution und den folgenden napoleonischen Kriegen ausgingen. Einige Schüler der Müller-Lehrer zogen gegen ihren Willen im napoleonischen Heere mit nach Russland und fanden ihr Grab in der Beresina nach unsäglichen Anstrengungen, Hunger und Kälte. Der leider verloren gegangene Brief eines Truchtelfinger Kriegsteilnehmers blieb mir ansatzweise in Erinnerung. Seinen Eltern schrieb er:

„Verehrungswerter Herr Vater, liebenswerteste Frau Mutter, ich schreibe aus dem „Champ de Bataille“ (Anm.: Schlachtfeld). Rings herum sehe ich tote Menschen und Kadaver. Schmerzensschreie der Verwundeten hört man überall. Ich friere sehr...“

Im Laufe seiner Amtszeit wurden dem Lehrer Hans Jerg Müller gute Schulgaben bescheinigt. Auch dass er sich „in Informatione und Correctione accurat und fleißig“ bewiese, im übrigen einen stillen und friedlichen Wandel führte und vor allem „Publice & privatim seine Freude an der Tractierung des göttlichen Wortes“ zeige.

Auf Grund seiner vielseitigen Eignungen war er zuvor in Winterlingen als Salpeter-Sieder tätig. Dieses im Altertum noch unbekanntes Salz musste im Mittelalter aus Indien eingeführt werden. Durch die Entdeckung der Feuerwaffe in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhöhte sich der Bedarf an Salpeter erheblich. Zur Herstellung des Schwarzpulvers wurde es benötigt. Aber auch in der Pharmazie und zur Konservierung von Fleischwaren brauchte man dieses Salz. Systematisch wurde das Christall durch den Salpetersieder, den „Safaiden“ an Keller- und Stallwänden gesammelt und danach durch Sieden mit Lauge gereinigt. Nach den greifbaren Personenstandsdaten heiratete Hans Jerg Müller die gleichaltrige Christina Öhrle. Sie war eine Tochter des Kreuzwirtes aus Dürrwangen sowie der aus Nabern bei Kirchheim/Teck stammenden Eva Müller. So bestätigt diese Familienverflechtung die damals weit übers Lande erstreckenden Bindungen.

Ganz dramatisch und unerbittlich schlug bei der Familie Müller eine gefürchtete Krankheit zu: „Pestilenz“. Hans Jerg erlag jener Epidemie am 22. April 1773 und seine Frau Christina einen Tag später, beide erst 58-jährig. Dies löste nicht nur große Trauer aus, hatte für die noch nicht versorgten Kinder auch schlimme wirtschaftliche Folgen. Allerdings noch grausamer hatte die Pest in Truchteltingen bereits in den Jahren 1596/1597 gewütet. Damals starben in wenigen Monaten 170 Menschen. Ein großer Teil der seinerzeitigen Bevölkerung war dahingerafft. Von dem Ehepaar Müller ist als direkter Nachkomme lediglich Johann Martin bekannt geworden.

3. *Johann Kaspar setzt die Lehrer-Tradition der Müller-Familie fort (*164).*

Kaum fünfzehnjährig wurde Johann Kaspar Müller im Jahre 1779 Inzipient (Anm.: Lehrling) in Truchteltingen und zwei Jahre später dort Provisor (Anm.: Lehrergehilfe). Die Balingen Visitationsstelle vermerkt nach dem Protokoll von 1779, dass Johann Kaspar in Truchteltingen unter der Aufsicht des Schulmeisters, das heißt seines Vaters Johann Martin Müller d. Ä. in der Schule unterrichtete. Er zeige gute Schulgaben, sei fleißig und führe sich wohl auf.

Johann Kaspar beherrschte zudem auch die Feldmesskunst und half, „angeblich“ abgerutschte Grenzsteine wieder an den richtigen Platz zu stellen. Beim Setzen der Marken seien zu jener Zeit in der Regel Buben mitgenommen worden. Diese erhielten dabei ordentliche Ohrfeigen, um sich dadurch die Lage der Marken besser merken zu können. Außer Feldmesser war Johann Kaspar überdies auch noch Bäcker. Es wurde ihm bestätigt, beide Nebenberufe maßvoll ausgeübt zu haben, so dass der Unterricht an der Schule nicht beeinträchtigt wurde. Dreimal war Johann Kaspar verheiratet gewesen, erstmals im Jahre 1792 mit der zwanzigjährigen Anna Maria Meyer aus Truchteltingen. Sie starb 28 Jahre später. Aus dieser Ehe stammen 14 Kinder, wovon nur sechs das Kindesalter überlebten. Der Erstge-

borene, Johann Martin d. J., und dessen Bruder, Johann Jakob, gingen später auch in den Schuldienst. Ersterer in Truchteltingen und der Nachgeborene in Langenbrand.

Beim Vater arbeitete Johann Kaspar anfangs ohne Lohn. Als Verheirateter erhielt er später von ihm und der Gemeinde zusammen 30 Gulden. Seine wiederholten Gesuche um Gehaltserhöhung blieben unerhört, da die Gemeinde „widerwillig“ war. Dies auch der Vater, da dieser selbst eine Familie mit neun Kindern bei bescheidenem Gehalt zu versorgen hatte. Nach dem Tode des Vaters wurde Johann Kaspar nach annähernd 30-jährigem Provisorat zum Nachfolger als Schulmeister bestellt. Da er zeitlebens immer sehr bescheiden blieb, konnte er bei seinem Tode im Jahr 1837 immerhin etwa das Zehnfache seines Jahresgehaltes in Bargeld seiner Witwe hinterlassen (Schmid 1927, 333/334).

4. *Johann Martin der jüngere (*1792), letzter Müller-Lehrer*

Über Johann Martin d. J., den letzten Müller-Lehrer, ist wenig bekannt geworden. Seine pädagogische Laufbahn begann er als Provisor in Truchteltingen. Dort beendete er im Jahre 1828 dieses Amt wegen seiner Bestellung zum Truchtelfinger Schultheißen. Welche Gründe dieser Berufswechsel hatte, ist nicht überliefert. Möglicherweise erwartete er einen höheren soziologischen Stellenwert wie als Schulmeistergehilfe. Oder er erwartete ganz einfach eine bessere Besoldung? Dazu hat sicherlich auch beigetragen, dass Friedrich, der bisherige Kurfürst mit Billigung Kaiser Napoleons im Jahre 1806 zum König erhoben wurde. Als Friedrich I., von Gottes Gnaden König von Württemberg und Herzog von Teck, zählte nicht nur beträchtliche Leibesfülle zu seinen Eigenschaften, sondern vor allem hartnäckiges Machtstreben. Am 27. 12. 1805 liquidierte er kurzerhand mit stillschweigender Billigung Napoleons den Tübinger Vertrag.

Dieses nahezu 300 Jahre lang gültig gewesene „Grundgesetz“, das dem Land teilweise republikanische Strukturen verlieh, wurde durch fürstliche Willkür annulliert. Noch im Jahre 1807 hielt der englische Premier Fox den Tübinger Vertrag neben der englischen „magna Charta“ für die einzigen Staatsordnungen weltweit, die den Ansprüchen einer Verfassung entsprachen. Für den angehenden König war jedoch dieses bürgerfreundliche Recht störend geworden, vor allem wegen des Mitspracherechts der Stände in wichtigen Fragen der Finanzen und der Außenpolitik. Die „Landstände“, das war die politische Vertretung von Adel und Prälaten vor allem aber des Bürgertums war dem Fürsten lästig geworden. Diese „Volksvertretung“ wurde durch den seine Untertanen angeblich so sehr liebenden Fürsten entmachtet, während der Dichter Ludwig Uhland, der dem damaligen Landtag angehörte, das „gute alte Recht“ hoch lobte:

Das Recht, das uns Gesetze gibt,
die keine Willkür bricht,
das offene Gerichte liebt
und gültig Urteil spricht.

Jetzt war es nichtig. Unwirksam. In diese das Staatsgefüge radikal verändernden Verhältnisse hinein empfing Johann Martin Müller d. J. seine Berufung als lebenslänglicher Bürgermeister in Truchteltingen und war fortan dem frischgekrönten absoluten Monarchen verpflichtet.

Johann Martin Müller d. J. schloss 29-jährig die Ehe mit der 19-jährigen Waldburg Meyer, der Tochter des Schmieds. Von den sieben Kindern starben drei in jungen Jahren. 63-jährig ist er im Jahre 1855 verstorben. Es folgte seine Frau dagegen 19 Jahre später, im Jahre 1874. Beide durchstanden mit ihrer Familie die schreckliche Hungerszeit der Jahre 1816 und 1817. Die seinerzeitigen Ernten missrieten, so dass die Preise der Grundnahrungsmittel in unerschwingliche Höhen kletterten: 1 Laib Brot 52 Kreuzer, 1 Pfund

Butter 1½ Goldmark, 1 Simri Kartoffeln 2 Gulden. Diese Beträge konnten viele Familien bald nicht mehr aufbringen. Zum Glück linderte die Armenfürsorge Königin Katharinas, Tochter des Zaren, etwa die Not mit russischer Hilfe.

Keines der Kinder setzte die Lehrertradition ihrer Ahnen fort und der Sohn entschied sich für die Landwirtschaft. Inzwischen war der Familienbesitz angewachsen, so dass die Begründung einer Existenz als freier Bauer gewagt werden konnte. Aus den Aufschrieben seines Sohnes ist bekannt, dass die Landwirtschaft der Familie etwa zehn Hektar Land umfasste. Dies war nicht viel. Aber im Vergleich dazu musste zu jener Zeit im damaligen Oberamt etwa die Hälfte aller bäuerlichen Betriebe, was etwa der hälftigen Bevölkerung entsprach, mit weniger als einem Hektar auskommen. Beispielsweise wiesen auch die damaligen Vermögensverhältnisse im benachbarten Bitz den reichsten Bauern mit neun Hektar aus und den Durchschnitt dort mit drei Hektar Land. Auf ihrem Besitz erntete der Sohn nach dessen Aufschrieben im Jahr 1888 insgesamt 286 Korngaben (Anm.: Dinkel) und im Jahr 1905 bereits 934 Garben sowie 293 Hafergarben und im Jahr 1905 452. Weiter konnte er ernten: Gerste, Roggen, Linsen und Bohnen. Den nicht benötigten Ernteanteil verkaufte er in Ebingen einem Händler. Erstaunlich ist, dass bis zum Jahre 1925 von ihm nichts über geerntete Kartoffeln vermerkt wurde. Immerhin wurde der erste württembergische Pflanzversuch mit „Erdäpfeln“ durch Graf Rudolf V. von Helfenstein schon anno 1595 im Schloßgarten von Wiesensteig vorgenommen, ehe sie daraufhin durch die vom französischen Sonnenkönig vertriebenen „Waldenser“ ab 1700 landesweit bekannt gemacht wurden. Die langwährende Müller'sche Lehrer-Epoche in Truchteltingen endete mit Johann Martin dem Jüngeren.

Anstellungsverfahren

Die Gemeinde durfte sich den anzustellenden Dorflehrer selbst auswählen. Die Bewerber, damals „Competenten“ genannt, stellten sich der ganzen Gemeinde in der Kirche vor. Zuerst hatte jeder von ihnen ein Kirchenlied vorzusingen. Angemessenes Singtalent war für den Lehrer als Vorsinger beim Gottesdienst und beim Einüben der Kirchenlieder in der Schule wichtig. Danach sind dessen Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen überprüft worden, vor allem die des Katechismus (Kempf 1999, 313). Auch sein untadeliges Vorleben hatte der Bewerber darzutun. Dies war bei auswärtigen Bewerbern nicht ohne Weiteres erfolgreich, so dass einmal erst im nachhinein bekannt wurde, dass der Bewerber vordem in Straßburg wegen eines schwerwiegenden Deliktes öffentlich ausgepeitscht worden ist. Auch spielte es hin und wieder eine nicht unerhebliche Rolle, ob der Bewerber bei Handwerkerangel auch in der Lage war, durch entsprechende Kenntnis diese Lücke zu füllen. Ein ganz gewichtiger Vorteil war zweifellos für den Bewerber, wenn er ledig und in der Lage war zu versprechen, „die Tochter des geistlichen oder weltlichen Ortsvorstehers oder eines reichen Bauern heiraten zu wollen“.

Das Wahlgremium setzte sich aus bürgerschaftlichen Vertretern zusammen. Dies waren in der Regel die gewählten Vertreter des Ortsgerichtes. Heute wäre dieses Gremium dem Verwaltungsausschuss des Gemeinderates gleichzusetzen. Zu guter Letzt musste diese Entscheidung noch durch den örtlichen Kirchenrat bestätigt werden, und beiden Wahlgängen schloss sich eine Überprüfung der Glaubensfestigkeit des Kompetenten an. Dies wurde durch das Diözesan- und Oberamt in Balingen vorgenommen. Gelegentlich wurde auch versucht, etwas nachzuhelfen. So ist im Falle des bereits erwähnten Johannes Schick bekannt, dass sein Schulmeister ihn nach Stutt-

gart mitgenommen hat, um ihn dort vor seiner Bewerbung von Truchteltingen aus bei einflussreichen Kanzlisten bekannt zu machen. Die dabei angefallenen Kosten für Essen, Trinken und Kartenspiel, die Schick zu übernehmen hatte, entsprachen etwa dessen Jahreseinkommen. Und dabei brachte ihm der ganze schmerzliche Aufwand keinerlei Nutzen.

Von anderen sind gar Aufwendungen um hundert Gulden für ähnliche „Bestechungen“ der Wahlmänner bekannt. Nicht zuletzt deswegen war ab 1744 vorgeschrieben, dass die Examinierung in einem nachprüfbareren Protokoll festzuhalten war. Aus einem davon ist bekannt, dass die Kenntnisse der meisten Bewerber als nicht ausreichend befunden wurden. Auch kam es vor, dass eine Wahl angefochten wurde, weil die Wahlmänner dem Schultheiß zuliebe zur Begünstigung eines seiner Verwandten gestimmt hatten. Der erfolgreichen Überprüfungen und der Bestätigung folgte die vertragliche Anstellung als Schulmeister und dies unbegrenzt auf Lebenszeit. Im Einzelnen wurde zwischen der Gemeinde und dem Schulmeister die Art des Dienstverhältnisses vereinbart, insbesondere Rechte und Pflichten wie einzuhaltende Unterrichtszeiten, zudem die Einkünfte.

Finanzielle Grundlagen

Ein Lehrling hatte dem Schulmeister während der dreijährigen Ausbildung für Unterweisung, Kost und Logis einen jährlichen Unkostenbeitrag zu entrichten. Für die Besoldung des Lehrers wiederum, der gleichzeitig auch die Mesnergeschäfte in der Kirche besorgte, kam in Truchteltingen neben der weltlichen Gemeinde hälftig auch die Kirche auf. Dem damaligen Lehrer-Einkommen von 20 Gulden entsprächen heute etwa 500 Euro im Jahr. Der Visitator hält im Protokoll fest, dass der Lehrer Johann Martin Müller nicht über seine Besoldung klagte. Allerdings erhielt dieser als Zehntberechtigter auch noch bestimmte Realeinkünfte durch die Gemeinde wie Brennholz, Getreidegarben, Geflügel. Dazuhin wurden ihm landwirtschaftliche Grundstücke zur Bewirtschaftung zur Verfügung gestellt. Des Lehrers Mitwirkung bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen durch Führung des Chorals und durch Orgelspiel brachte ihm ein weiteres Zubort.

Das von den Eltern der Schüler aufzubringende Schulgeld dürfte 48 Kreuzer betragen haben, nach heutiger Währung zehn Euro im Jahr je Schüler. Dieses Schulgeld stand dem Schulmeister zu. Nach einer überlieferten Schulordnung war es gar mit „Liebe“ dem Lehrer auszuhändigen. Ein zeitgenössisches Gedicht lautet:

*Schulen sind in Flor
und kann um etlich Groschen
Ein jeder Christ sein Kind
in Gottesfurcht Befördern.*

Allerdings passierte es gelegentlich, dass Schüler durch die Eltern von der Schule fern gehalten wurden. Nur weil sie nicht in der Lage waren, das Schulgeld aufzubringen.

Zur Schulzeit

Für Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht spielte der Stock in der Schule eine nicht geringe Rolle. Der Lehrer teilte saftige „Tatzen“ aus und dies auf die Hände des zu disziplinierenden Schülers. Mit „Rutenstreichen“ wurde die Hinterpartie es zu Bestrafenden bearbeitet, trotz dessen lautem Heulen. Jedoch musste das Züchtigen „moderat“ erfolgen. So durfte der Schulmeister die Rute nur „gebühlich brauchen“. Auch sollte er die Kinder „nit poltern“ (Anm.: anschreien), nicht am Haar ziehen und nicht „um die Köpfe“ schla-

gen. Von Johann Martin Müller dem Älteren ist bekannt, dass er in der Zucht vorbildlich war: weder zu gelinde noch zu streng. Und strafte er auch nicht nach Laune. Der vermeintlichen Züchtigung diente in den höheren Schulen zudem der „Karzer“, der Schularrest. Aber nicht selten gewann der Delinquent dafür größere Bewunderung bei dessen Mitschülern. Ergänzt wurden die Strafmethoden noch durch das etwas weniger schmerzhaft in der Ecke stehen.

Des Lehrers Vorbildung

Den vier Lehrern aus der Familie Müller war gemeinsam, dass sie allesamt eine vorausgegangene Handwerkerbildung hatten. Landesweit gab es noch keine spezifische pädagogische Ausbildung. Eine solche entwickelte sich erst später im 19. Jahrhundert. Die jeweils erfolgreich verlaufene Examinierung der Müller-Lehrer bestätigt jedoch, dass sie jedenfalls über ausreichende Kenntnisse in Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen verfügten. Im Prinzip konnte damals jedermann Lehrer an einer „deutschen Schule“ werden, der sich dazu berufen glaubte. Dagegen waren in den Lateinschulen die Lehrer in der Regel Theologen, die häufig noch auf eine eigene Pfarrstelle warteten. Gymnasiallehrerinnen gab's noch nicht. Die erste im Lande war um 1870 Hermann Hesses Mutter, um als Witwe in Calw für die Familie aufkommen zu können.

Des Schulmeisters Qualifikationen musste seinem Bildungsauftrag gerecht werden. Sie ist in einer Schulordnung vom Jahre 1534 definiert: „Der Schulmeister sol sich beflyßen, die Kinder zu enderwysen und uffzuziehen in Gottesfurcht, Zucht und Erbarkeit laut des heylgen Evangeliums und der täglichen-Predigen“.

Ungeachtet dessen ließ die Lehrerqualifikation zu wünschen übrig: so wurde noch im Jahre 1649 von fürstlicher Seite gefordert, dass die deutschen Schulen tunlichst mit „tauglichen“ Schulmeistern zu versehen seien. Es verging jedoch noch geraume Zeit, bis die Schulen ihren weniger schmeichelhaften Ruf verloren. Nach den vorliegenden Visitationsprotokollen erfüllten

Bildnachtrag zum Beitrag von „Näherinnen“ und „Strumpfwebern“ in Nr. 8 vom 30. Juni.



die Lehrer später die an sie gestellten Ansprüche im Unterrichten. Auch für die zusätzlichen Einsätze wurden einigen der Schulmeister belobigt, weil sie verstanden, „den Chroal zuzuführen und die Orgel fein zu traktieren“. Es war im allgemeinen eine äußerst befriedigende Entwicklung.

Bibliographie

- Peter Lundgreen, Sozialgeschichte der deutschen Schule, Teil I, 1980.
Karl Kempf, Eine Dorfschulmeisterwahl im 18. Jahrhundert. In: Schwäbische Heimat 3/1999, 312 ff.
Peter Lahnstein, Schwäbisches Leben in alter Zeit. München, 1983.
E. Schmid, Geschichte des Volksschulwesens in Altwürttemberg. Stuttgart, 1927.
Beschreibung des Oberamts Balingen. Stuttgart, 1880.
M. Julius Nördlinger, Harte Zeiten aus Truchteltingens Vergangenheit. Tailfingen, 1718.
Joachim Fischer et al., Württemberg im Spätmittelalter. In: Ausstellungskatalog. Stuttgart, 1985.
Chr. Böhm et al., Das Amtsoberamt Stuttgart. Vaihingen, 1915.

Aktueller Teil

Achtung Terminänderung!!!

Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung

„Zuckerstücke“ im Ochsenfurter Gau

am 22. Oktober 2003 nach Ochsenfurt. Die zweite der beiden industriearchäologischen Exkursionen unter dem Oberbegriff „Zucker und Salz“ führt in das fränkische Städtchen Ochsenfurt, den Mittelpunkt des Ochsenfurter Gaus.

Nachdem zuerst das württembergische Salinenwesen in Sulz am Neckar und Bad Friedrichshall-Kochendorf veranschaulicht worden ist, steht in dem fränkischen Städtchen die Geschichte und das heutige Bild der Zuckerproduktion auf dem Programm. Selbstverständlich kommen auch die kunstgeschichtlich interessierten Heimatkundler nicht zu kurz.

Das Stadtbild von Ochsenfurt wird weitgehend durch Fachwerkbauten bestimmt. Aus dem Gebäudeensemble sticht das um 1500 erbaute malerische Rathaus hervor. Bekannt ist die Gegend auch durch die originelle Frauentracht, der ein eigenes Museum gewidmet ist. Die katholische Pfarrkirche St. Andreas aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besitzt neben einem Hochaltar von 1610 eine bedeutende Holzplastik des hl. Nikolaus, wohl eine eigenhändige Arbeit. Tilman Riemenschneiders um 1510.

Das Kartäusermuseum von Tüchelhausen mit Gebäuden des frühen 17. Jahrhunderts gibt einen guten Überblick über das Leben der „schweigenden Mönche“. Den Schlusspunkt setzt dann die beeindruckende barocke Dorfkirche von Gaukönigshofen. Das 1724 – 30 errichtete Gotteshaus weist eine Stuckdecke von Materno Bossi (1776 – 77) auf sowie ein Deckengemälde „Engelssturz“ von Georg Anton Urlaub.

Abfahrt ist in Ebingen am Busbahnhof um 7.30 Uhr und in Balingen an der Stadthalle um 8 Uhr. Anmeldungen bitte an Ruth Hübner, Telefon (07427) 91095 oder Frau Dr. Ingrid Helber (07433) 4818.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Arthur Schick
Tiergartenstraße 29/70, 71032 Böblingen

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5 – 13, 72336 Balingen

Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403

Am 24. und 25. Oktober 2003 ist es so weit / Festakt und Vortragsveranstaltung

Vor 600 Jahren, im November 1403, ging die Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg über. Um diesen für die regionale Geschichte bedeutenden Verkauf zu würdigen, veranstaltet der Zollernalbkreis in Zusammenarbeit mit den Städten Albstadt und Balingen sowie dem Hohenzollerischen Geschichtsverein und der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen am Freitag, 24. Oktober 2003, einen Festakt in der Stadthalle Balingen und Samstag, 25. Oktober 2003, eine Vortragsveranstaltung im Stauffenberg-Schloss in Albstadt-Lautlingen.

Am 3. November 1403 verkauften Graf Mülli von Zollern-Schalksburg und seine Gemahlin, Gräfin Verena von Kyburg, die Herrschaft Schalksburg an Graf Eberhard von Württemberg. Damit ging ein wesentliches Gebiet des heutigen Zollernalbkreises von Hohenzollern an Württemberg über. Die Herrschaft Schalksburg umfasste, wie in der Verkaufsurkunde aufgeführt, u. a. die Feste Schalksburg, die Stadt Balingen, die Dörfer Onstmettingen, Erzingen, Eendingen, Engstlatt, Burgfelden, Frommern, Oberdigisheim, Tailfingen, Truchteltingen, Pfeffingen, Zillhausen, Streichen, Heselwangen, Dürrwangen (zur Hälfte),

Laufen, Weilheim, Waldstetten, den Kirchensatz in Roßwangen sowie einen Hof und die Steuer zu Stockenhausen.

Aus Anlass dieses Verkaufs vor 600 Jahren findet zunächst ein Festakt am Freitagabend in der Stadthalle Balingen statt. Im Mittelpunkt des Festvortrags von Prof. Dr. Dieter Mertens, Freiburg, steht die literarische und volkstümliche Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg, die sich unter anderem in der von Wilhelm Hauff schriftlich festgehaltenen Hirschguldensage niederschlug.

Am Samstag werden bei der Vortragsveranstaltung im Stauffenberg-Schloss Lautlingen unterschiedliche Aspekte der Geschichte der Herrschaft Schalksburg thematisiert. Die Anfänge der Herrschaft Schalksburg liegen noch vielfach im Dunkeln. Im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts befanden sich Ministeriale der Grafen von Veringen und der Grafen von Hohenberg im Besitz der ursprünglichen Herrschaft. Vor 1266 erfolgte der Erwerb durch die Zollern, die eine neue, größere Herrschaft Schalksburg bildeten, bestehend aus der ursprünglichen Herrschaft Schalksburg um Burgfelden, dem „Talgang“ bei

Ebingen sowie der Stadt Balingen mit umliegenden Dörfern. Eine eigene Linie Zollern-Schalksburg hatte diese Herrschaft inne, die im Spannungsfeld der stammverwandten, jedoch verfeindeten Linien Zollern und Hohenberg lag.

1403 konnte Württemberg die Herrschaft Schalksburg erwerben. Württemberg stand damals in einem starken Konkurrenzverhältnis zur anderen führenden Macht in unserer Region: Habsburg, das kurz zuvor, 1381, die Herrschaft Hohenberg zu erstehen vermochte. Dem Kauf der Herrschaft Schalksburg kam deshalb im Rahmen der württembergischen Territorialpolitik eine besondere Bedeutung zu. Die Bedeutung war so groß, dass der Erwerb nicht nur in Sagen umgearbeitet wurde, sondern dass die Erinnerung an dieses historische Ereignis noch im 19. und 20. Jahrhundert fortwirkte. Preußen entwickelte beispielsweise nach dem Deutschen Krieg 1866 die Idee, die Herrschaft Schalksburg von Württemberg als Kriegsentschädigung zurückzufordern.

Bei der Vortragsveranstaltung werden die Referenten somit neue Aspekte der regionalen Geschichte herausarbeiten. A. Z.

Der Zollernalbkreis, die Städte Albstadt und Balingen sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein und die Heimatkundliche Vereinigung Balingen laden ein zum Besuch des Festakts und der Vortragsveranstaltung:

„Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403“

Programm:

Freitag, 24. Oktober, 20.00 Uhr:

Abendvortrag und Festakt in der Stadthalle Balingen

Prof. Dr. Dieter Mertens: Die Schalksburgsage. Die literarische und volkstümliche Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg.

Musikalische Umrahmung durch die Volkstanzgruppe Frommern, anschließend Stehempfang.

Samstag, 25. Oktober, 10.00 Uhr:

Vortragsveranstaltung im Stauffenberg-Schloss in Albstadt-Lautlingen

10.00 Uhr: Grußworte

10.15 Uhr: Prof. Dr. Wilfried Schöntag: Der Konkurrenzkampf der Zollern und Hohenberger um die Herrschaft Schalksburg im 13. Jahrhundert

11.15 Uhr: Dr. Casimir Bumiller: Das „schalksburgische Jahrhundert“ in der hohenzollerischen Geschichte

Mittagspause 12.15 Uhr – 14.00 Uhr

14.00 Uhr: Dr. Stefan Uhl: Zollernburgen im Mittelalter (Balingen, Schalksburg, Hirschberg)

15.00 Uhr: Dr. Volker Trugenberger: Der Erwerb der Herrschaft Schalksburg 1403 im Kontext der württembergischen Territorialpolitik

16.00 Uhr: Dr. Otto H. Becker: Die Herrschaft Schalksburg: Fortwirken einer Tradition im 19. und 20. Jahrhundert

Konzeption, Organisation und Kontaktadressen:

Kreisarchiv Zollernalbkreis, Hirschbergstraße 29, 72336 Balingen, Telefon (07433) 92-1145

Stadtarchiv Albstadt, Johannesstraße 5, 72458 Albstadt, Telefon (07431) 160-1136

Stadtarchiv Balingen, Charlottenstraße 31, 72336 Balingen, Telefon (07433) 997890

Da nur begrenzt Plätze zur Verfügung stehen, ist für die Teilnahme an der Vortragsveranstaltung im Stauffenberg-Schloss in Albstadt-Lautlingen am Samstag, 25. 10. 2003 eine Anmeldung bei einer der oben genannten Adressen erforderlich. Um Antwort wird gebeten bis 22. 10. 2003. Die Teilnahme ist kostenlos. Eine Tagungsgebühr wird nicht erhoben.

Es besteht die Möglichkeit, ein preisgünstiges Mittagessen (ca. 6,- Euro) in der örtlichen Turnhalle einzunehmen. Es bewirten die örtlichen Vereine (Anmeldung erbeten).

Einladung zur Hauptversammlung 2003

Zur 49. Hauptversammlung 2003 lade ich alle Mitglieder mit Angehörigen und Gäste recht herzlich ein auf

Samstag, den 15. November 2003 um 18 Uhr in das Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen.

TAGESORDNUNG:

PRÄLUDIUM

TOP 1. Begrüßung durch den Vorsitzenden
2. Festvortrag:
Herr Professor Dieter Hauffe spricht zum Thema: **BAUKUNST – KULTUR – LEBENSQUALITÄT** in Verantwortung der Bauschaffenden

INTERMEZZO

3. Rückblick auf die Aktivitäten im Jahr 2003
4. Kassenbericht 2003
5. Ausblick auf das Jahr 2004:
– Allgemeines Jahresprogramm
– 50-jähriges Jubiläum
6. Sonstiges

FINALE

Die musikalische Begleitung gestaltet das Gitarrenduo Hans-Jürgen Bitzer und Michael Gern.

Professor Christoph Roller

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 91094.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 50

31. Oktober 2003

Nr. 10

Verkauf der Herrschaft Schalksburg an Württemberg

Das geschah vor 600 Jahren / Zusammenfassung von Dr. Wilhelm Foth

„An dem nehsten Samstag nach allerhailigen tag. Do man zalt von Christz geburt vierzehenhundert Jar und dru jar“, also am 3. November 1403, verkaufen „wir Grauff fridrich von zolr genant grauff müllin und wir frow frena von Kyburg geborn, gräfin von zolr, sin eliche husfrow“... „Schalksburg unsre vest mit der herschaft, Balingen die stat, Anshmatigen (Onstmettingen) daz dorff, Arczingen, Endingen, Engschlatt, Burgfelt, fromar, Oberndigishain... Taulfingen, Truhtelfingen, Pfäffingen, Zilnhusen, Strichen, Heslinwang, Dürwangen, Louffen, Wilhain und Walsteten (heute zusammen Weilsteten)... vnserm lieben herren vund Ohem Grauff Eberharten von Wirtemberg vund allen sinen erben“... „ymb Aht vnd zwainczig tusend guldin.“

Das ist, in stark verkürzter Form, der Inhalt der Urkunde, mit der die Herrschaft Schalksburg mit ihrem städtischen Mittelpunkt Balingen und den genannten Dörfern vor genau 600 Jahren württembergisch geworden und seither geblieben ist.

In den genannten Orten fiel (fast) alles den Württembergern zu, die Bauernhöfe und die Bauern, die Kirchen und ihre Rechte, die Mühlen, die Gerichte, die Steuern und Abgaben, die Fischereirechte und die Weinberge, die „Hölzer“ (Wälder) und Felder, die Wege und Stege, kurz alles „mit allen nutzen, rehten vnd gewonhaiten, ob erd vnd undererd“ (über der Erde und unter der Erde).

In anderen als den bisher genannten Orten erwarben die Württemberger nur einzelne Rechte, so in Roßwangen den Kirchensatz, d. h. das Recht den Pfarrer einzusetzen, in Tieringen, Stockenhausen und Wannental das Recht, einzelne Steuern und Zinsen einzuziehen, und in Melchingen das Recht, den Zehnten zu erheben. Und besonders erwähnt wird auch, dass die Fronhöfe in Truchteltingen und Frommern vom Abt des Klosters St. Gallen zu Lehen gehen.

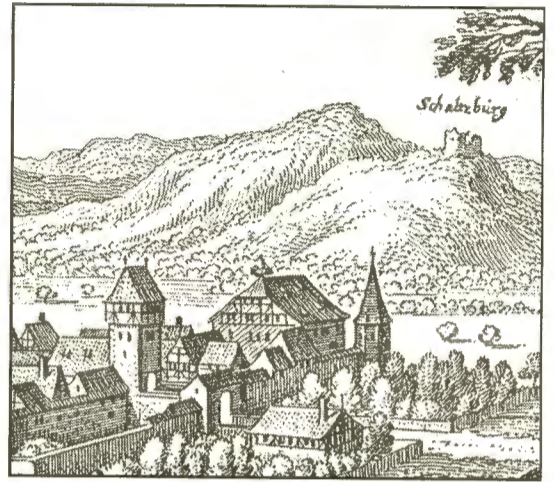
Um dieser Urkunde Rechtskraft zu verleihen, wurde sie von den Ausstellern gesiegelt, nämlich von Graf Mülli selbst und von seiner Frau Verena. Außerdem wohnten diesem folgenschweren Verkauf acht hochrangige Zeugen bei, die ihre Siegel ebenfalls an die Urkunde hängten. Es waren dies Graf Wölflin von Veringen, Graf Rudolf von Sulz der Ältere, Graf Rudolf von Hohenberg, Graf Täglin (Ostertag) von Zollern, Friedrich von Gundelfingen, Conrad von Geroldseck, Herr von Sulz, Rudolf von Friedingen der Ältere und Burkhard von Tierberg.

Es war also eine große Runde, sicher mit großem Gefolge, die sich zu diesem Vertragsabschluss nach Tübingen begeben hatte. Dieser war sicherlich von Graf Mülli und seiner Frau schon lange geplant und sorgfältig überlegt worden, „mit gesunden liben (Leibern), mit guter

vorbetrachtung vnd nach Raut (Rat) vnserer guten frund“, wie es in der Urkunde heißt.

Über die genauen Gründe, die zu diesem Verkauf führten, sagt die Urkunde, deren Original übrigens noch heute im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart liegt, erfreulicherweise mit allen Siegeln, nichts. Auf Vermutungen soll hier allein schon aus Platzgründen nicht eingegangen werden. Ein wesentlicher Grund war sicher der frühe Tod des einzigen Sohnes des Grafen Mülli, der im Sommer 1403 gestorben war. Sein Grabmal findet sich noch heute in der evangelischen Stadtkirche Balingen hinter der Kanzel.

Die historischen Folgen dieses Verkaufs waren enorm: Während die Stellung der Zollern stark geschwächt wurde, verstärkte sich die Grafschaft Württemberg enorm. Und für Balingen, über Jahrhunderte Amtsstadt und heute Kreisstadt, eröffneten sich gute Perspektiven im größeren Staatsverband.



Merian-Stich von 1643: Schalksburg und Zollernschloss
– die Mittelpunkte der Herrschaft Schalksburg



Ein „Hirschguldener“

Kaiserliches Hofgericht in Rottweil bestätigt den Verkauf der Herrschaft Schalksburg

Das war ein buntes Bild, als am 15. November 1403 eine bedeutsame Sitzung des Kaiserlichen Hofgerichts Rottweil stattfand. Auf dem Richterstuhl „an der freien Königsstraße“ (er ist übrigens noch heute zu sehen) saß Eglolff von Wartenberg, ein freier Hofrichter, im Namen des Edlen Rudolf von Sulz, dem dieses Amt von König Ruprecht (1400 – 1410) verliehen worden war.

Vor ihm erschienen Graf Mülli, seine Frau Verena, geb. Kyburg und Heinrich von Giltlingen, Vogt zu Herrenberg, als Vertreter des Grafen Eberhard zu Wirtemberg. Sie erbaten die hofgerichtliche Bestätigung für den Verkauf der Herrschaft Schalksburg an Württemberg, der am 4. November 1403 erfolgt war (siehe Heimatkundliche Blätter von 10/2003).

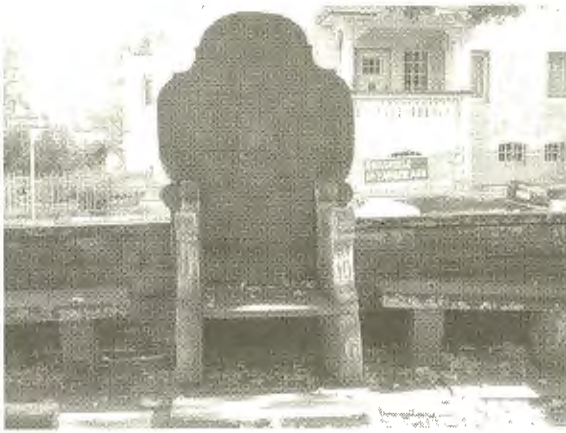
Eigentlicher Prozessgegenstand war das Einverständnis der Frau Verena zu diesem Verkauf, die, nach mittelalterlichem Verständnis, als Frau nicht selbst rechtsfähig war, die aber von diesem Verkauf persönlich sehr stark betroffen war.

Zunächst entschied der Hofrichter, dass Verena einen Vogt, eine Art Anwalt, nehmen sollte. Sie nahm, auch mit dem Willen ihres Mannes, den Grafen Friedrich von Hohenzollern, genannt Graf Täglin, der übrigens auch die Verkaufsurkunde in

Tübingen gesiegelt hatte. Dieser Vogt befragte Verena, ob ihr von den verkauften Gütern welche als Morgengabe zugewiesen seien. Sie bejahte dies und nannte die Festung Schalksburg und die Dörfer Onstmettingen und Laufen.

Hier sei ein Einschub erlaubt: Die Morgengabe war nach mittelalterlichem Verständnis ein Geschenk des Mannes bei der Hochzeit an die Frau, auf die diese einen rechtlichen Anspruch hatte. Diese Morgengabe war ihr persönliches Eigentum, bestimmt vor allem für ihre Versorgung beim Tod des Mannes, dessen andere Güter an die Nachkommen des Geschlechts vererbt wurden. Güter, die zur Morgengabe gehörten, konnten deshalb nur mit dem besonderen Einverständnis der Frau verkauft werden.

Nachdem Verena, wie schon bemerkt, die Festung Schalksburg und die beiden Dörfer Onst-



Sitz des Königlichen Hofgerichts in Rottweil

mettingen und Laufen als Morgengabe genannt hatte, wurde ihr vom Hofgericht ein Fürsprecher

gegeben, nämlich Hans der Bock, Bürgermeister zu Rottweil und als Ratgeber Lienhart Schappel, Schultheiß zu Rottweil. Diese beiden Männer und der schon genannte Vogt führten Verena dreimal aus dem Gericht und befragten sie, jedesmal unter Eid, „besonders“, d. h. ohne ihren Ehemann, ob sie zu dem Verkauf gezwungen und gedrungen wäre. Aber Verena versicherte jedesmal, dass sie diesen Verkauf „durch frigen (freien) willen und durch nutz vnd notdurft willen ir selbs vnd des egenanten Graue mullis, irseliche mannes“ tue.

Nachdem diese Befragung geschehen war, bestätigte der Hofrichter den Verkauf der Herrschaft Schalksburg samt der Stadt Balingen und den zugehörigen Dörfern. Dabei stimmte Verena „mit zopf vnd mit brüst, vnd mit des egenanten irs vogtz hant vnd mit munde, in des egenanten hainrichs von Giltlingen hant...“ zu. Hier werden also mittelalterliche Rechtsbräuche sichtbar, die uns heute nicht mehr verständlich

sind.

Nachdem dies geschehen war, gaben Graf Friedrich von Zollern, genannt Graf Mülli und seine Frau Verena, Gräfin von Zollern, geb. von Kyburg, „gesunt ir libe (ihre Leiber), vernunft ir sinne vnd mit wobedahtem mut... mutwillechlich vnd vnbetzwungenlich (freiwillig und ungezwungen)“ dem Graf Eberhard von Württemberg und an seiner statt Heinrich von Giltlingen die Feste Schalksburg, die Stadt Balingen und die dazugehörigen Dörfer. Und dieser zahlte dafür in bar 28000 Rheinischer Goldgulden. Dabei verzichteten sie noch einmal ausdrücklich auf alle ihre bisherigen Rechte. Gesiegelt wurde die Urkunde mit dem Siegel des Hofgerichts sowie mit denen des Grafen Mülli und der Gräfin Verena und des Grafen Tägli von Hohenzollern.

Damit war der Verkauf rechtskräftig geworden. Die Herrschaft Schalksburg mit Balingen und den umgebenden Dörfern waren und blieben württembergisch bis zum heutigen Tag.

Der Untergang der Staufer

Das tragische Schicksal und Ende des berühmten schwäbischen Fürstengeschlechts / von dem Heimatforscher und Historiker für napoleonische Geschichte Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen

Die Vorgeschichte

Während des Mittelalters hatte das schwäbische Fürstengeschlecht der Hohenstauffer aus geschichtlichem Zwang wie aus innerem Trieb in ungestümen Tatendrang stets die Aufgabe zu lösen versucht, Deutschland und Italien zugleich zu beherrschen. Nachdem Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1122 – 1190) seine staufische Hausmacht und das Reichsgut in Deutschland mächtig ausgebaut hatte sowie seinen dreijährigen Sohn Heinrich (geboren 1165 in Nimwegen) im Jahr 1169 als Heinrich VI. zum König von Deutschland wählen ließ, musste er nun den Kampf mit dem Papsttum aufnehmen, das sich seinerseits zum Herrn über die italienische Halbinsel zu machen strebte. Ein Erfolg konnte dabei nur erzielt werden, wenn das Haus der Hohenstauffer über das italienische Festland hinausgriff und sich auch die normannische Insel Sizilien selbst untertan machte. Friedrich I. Barbarossa war diesen erfolgreichen Weg gegangen, indem er seinen Sohn, König Heinrich VI. von Deutschland am 27. Januar 1186 in Mailand in einer politischen Zweckehe mit der elf Jahre älteren Erbin des normannischen Königreichs Sizilien, der Tante des kinderlosen Königs Wilhelm II., Konstanze vermählte. In dieser Verbindung sollte nun endlich Deutschland und Italien vereint werden.

Die Entwicklung des Stauferreiches in Italien

Am 18. November 1180 starb der Herrscher des normannischen Königreichs von Sizilien, Wilhelm II., in Palermo ohne einen Nachkommen zu hinterlassen. Vertragsgemäß wurde seine Tante Konstanze Königin und Nachfolgerin auf dem Thron. Doch plötzlich und unerwartet wählte die sizilianische Nationalpartei Wilhelms II. Vetter Tankred von Lecce zum König, welcher mit Billigung des Papstes Clemens III. im Januar 1190 auch gekrönt wurde. In drei Italienzügen konnte sich der deutsche König Heinrich VI., welcher nach dem Tod seines Vaters Kaiser Friedrich I. Barbarossa am 10. Juni 1190, am 15. April 1191 inzwischen vom neugewählten Papst Coelestin III. zum Kaiser des Heiligen Römischen

Reiches gekrönt worden war, endlich im Sommer 1194 seinen Besitz, welcher ihm durch die Heirat mit Konstanze von Sizilien zustand, erkämpfen. Sein Gegner Tankred von Lecce war bereits im Februar 1194 verstorben.

Am Weihnachtstag 1194 ließ sich Heinrich VI. im Dom von Palermo zum König von Sizilien krönen, einem Reich, welches außer der gleichnamigen Insel ganz Süditalien bis zur Grenze des Kirchenstaates umfasste! Am 26. Dezember 1194 brachte Heinrichs Gemahlin, Kaiserin Konstanze, nach achtjähriger Ehe in Jesi (bei Ancona), wo sie während des Feldzuges zurückgeblieben war, endlich einen Erben für das große Staufer-Reich zur Welt: Friedrich von Hohenstaufen. Im März 1195 ordnete Heinrich VI. auf seinem Reichstag in Bari die Verhältnisse in Mittel- und Süditalien im Sinn der staufischen Hausmachtspolitik. Heinrich VI. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Deutschland und Sizilien wäre vielleicht imstande gewesen, Herr des im Laufe der Jahre sich immer schwerer gestaltenden deutsch-italienischen Schicksals zu werden, war er doch eine der bedeutendsten Herrscherpersönlichkeiten des Mittelalters! Aber wie so oft in der Vergangenheit bekam durch den frühen Tod des an Malaria erkrankten Heinrichs VI. am 28. September 1197 in Messina, die Geschichte eine andere Wendung.

Das von Heinrich VI. eroberte sizilianische Königreich war seit der normannischen Herrschaft ein unbestrittenes päpstliches Lehen. Als nach Kaisers Heinrich Tod 1197 Aufstände im Königreich Sizilien ausbrachen, wurde von Kaiserin Konstanze die zukünftige Grundlage zum Streit zwischen Vatikan und Staufer geschaffen: Nachdem sie ihren Sohn Friedrich von Hohenstaufen nach Palermo geholt hatte, übergab sie als Herrscherin Siziliens, Papst Innozenz III. (um 1160 – 1216) das Land. Um aber ihrem Sohn die Herrschaft über das Königreich Sizilien zu sichern, verzichtete sie für ihn auf die römisch-deutsche Kaiserkrone, erkannte die päpstliche Lehenshoheit über Sizilien an und bestellte Papst Innozenz III. zu Friedrichs Vormund. Sie erfüllte damit die Bedingungen des Papstes, die Kronen Siziliens und des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nie wieder in einer Person – und auf gar keinen Fall in der Hand eines Stau-

fers (wie es bei Kaiser Heinrich VI. der Fall war) zu vereinen! Die Nichteinhaltung dieses Grundsatzes, einmal selbst durch den Papst 1211 und danach durch die Hohenstauffer führten zur offenen kriegerischen Feindschaft zwischen Vatikan und dem Geschlecht der Staufer und schließlich zu Letzteren tragischen Ende.

Thronstreit in Deutschland

Inzwischen war in Deutschland nach dem Tod von Heinrich VI. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Sizilien ein leidenschaftlicher Thronstreit ausgebrochen, welcher zwischen den Stauern und ihren erbittertsten Feinden, den Welfen, ausgefochten wurde. Heinrichs jüngerer Bruder Philipp (1178 geboren, seit 1196 Herzog von Schwaben) ließ sich Anfang März 1198 von seinen Anhängern zum deutschen König wählen. Er wurde mit den echten Insignien, aber am unrechten Ort, nämlich in Mainz, anstatt in Aachen, gekrönt. Die welfische Gegenpartei stellte als ihren Gegenkönig Otto von Braunschweig (1178 – 1218; zweiter Sohn von Herzog Heinrich des Löwen) auf, welcher als Otto IV. das Wohlwollen von Papst Innozenz III. (Dieser übte gleichzeitig das Amt des Vormunds über Philipps Neffen, Friedrich von Hohenstaufen aus!) besaß, weil Philipp von Schwaben einmal so töricht war, sich 1196 Übergriffe auf den Kirchenstaat zu erlauben und daraufhin vom Papst mit dem Kirchenbann belegt wurde. Philipp von Schwaben besiegte nach schweren Kämpfen seinen Rivalen Otto IV. bei Wassenberg westlich von Köln am 27. Juli 1206. Danach knüpfte er Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl in Rom an, um die Lösung des über den ihn verhängten Bann zu erwirken.

Gleichzeitig hatte Philipp mit Otto IV. einen Waffenstillstand vereinbart und versprach ihm seine älteste Tochter Beatrix zur Frau. Schon schien der zehnjährige Thronstreit um die deutsche Kaiserkrone glücklich zu Ende zu gehen; Papst Innozenz III. hob den Bann gegen Philipp auf, und er hatte alle Aussicht, unangefochten Kaiser des Heiligen Römischen Reiches zu werden. Doch Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher mit Beatrix verlobt gewesen war, fühlte

sich in seiner Ehre tödlich gekränkt. Am 21. August 1208 erschlug der Pfalzgraf König Philipp von Schwaben auf einer Hochzeit in Bamberg hinterrücks mit dem Schwert! Sofort ging Otto IV. von Braunschweig wieder zum Angriff über. Eine Fortsetzung des Thronkrieges schien unvermeidlich. Doch gerade dem mächtigsten Stauferanhänger im Norden, Erzbischof Albrecht von Magdeburg gelang es, Otto IV. für den Reichsfrieden und die staufisch gesinnten Reichsfürsten für die Anerkennung Ottos zu gewinnen, weil ihr einziger möglicher Thronkandidat, Friedrich von Hohenstaufen und König von Sizilien sich in den Händen des Papstes Innozens III. befand. So wurde Otto IV. im November 1208 einstimmig in Frankfurt am Main zum König gewählt.

Nachdem er dem Papst große Zugeständnisse machte, unter anderem auch auf jede selbstständige Politik in Italien zu verzichten, wurde Otto IV. am 4. Oktober 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt. Mehrere Kardinäle hatten aber den Papst gewarnt, dem Welfen nicht zu trauen! Und sie behielten recht; Otto IV. betrieb bald darauf staufische Italienpolitik, die zugleich welfische Hauspolitik war – gegen Papst und Staufer. So marschierte er im Spätsommer 1210 in die umstrittenen mittelitalienischen Gebiete ein und im November 1210 sogar in das Königreich Sizilien. Jetzt erst erkannte Innozenz III. seinen Irrtum und bannte den Welfenkaiser, welcher durch den Kriegszug in Italien sein dem Papst geleistetes Versprechen brach.

Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen

Selbst aber brach Innozenz III. nun seinen eigenen Grundsatz und empfahl den deutschen Fürsten dringend, die Wahl des damals 17-jährigen Sohnes des verstorbenen Kaisers Heinrich VI., Friedrich von Hohenstaufen und König von Sizilien, zum Kaiser und König des Heiligen Römischen Reiches! In Rom leistete Friedrich dem Papst erneut den Lehenseid und verbriefte die Unvereinbarkeit von Reich und Sizilien.

Auf Schleichwegen und waffenlos zog Friedrich über die Alpenpässe nach Deutschland, wo dem Barbarossaenkel die Herzen in Scharen zuflogen! Das schwäbische Stammherzogtum der Staufer sowie die süddeutschen Fürsten und Städte huldigten ihm. Bei Vaucouleurs erneuerte Friedrich mit König Philipp August von Frankreich (1165 – 1223) das alte staufisch-karpetingische Waffenbündnis gegen Welfen und England. Otto IV. zog sich mit seinen Truppen daraufhin nach Norden zurück. Im Dezember 1212 ließ sich Friedrich in Frankfurt am Main zum König wählen und – Aachen war noch von Otto IV. besetzt – in Mainz krönen. Nach der Niederlage Ottos IV. in der Schlacht bei Bouvines am 27. August 1214 übersandte der französische König Philipp August seinem Verbündeten Friedrich den goldenen Adler der Kaiserstandarte, die bei des Welfen Flucht bei Bouvines in seine Hände gefallen war. Am 25. Juli 1215 wurde Friedrich von Hohenstaufen und König von Sizilien diesmal am rechten Ort in Aachen nochmals feierlich und in allen Ehren als Friedrich II. zum König des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gekrönt.

Papst Innozenz III. misstraute Friedrich in seinen Handlungen und ließ sich 1216 von diesem noch einmal die Unvereinbarkeit von römisch-deutscher und sizilianischer Krone bestätigen. Für Friedrich II. selbst stand das Stammland der Staufer – Schwaben – am Rand seiner Interessen. Er war und blieb stets völlig auf „sein“ Italien fixiert. Sein eigentlicher Gegenspieler war und blieb deshalb stets der mächtige Papst im Vatikan. Dem von der Kirche geförderten Kreuzzugs-gedanken jener Zeit stand Friedrich II. sehr verhalten gegenüber. Ihn faszinierte viel mehr die hohe Kultur der islamischen Welt.

Kaum war Innozenz III. am 16. Juli 1216 gestorben, als Friedrich II. seine Gattin Konstanze

(Schwester von König Peter II. von Aragon) Königin von Sizilien und seinen Sohn Heinrich (geboren 1211) nach Deutschland holte. Er machte Heinrich 1217 zum Herzog von Schwaben und betrieb im April 1220 in Frankfurt am Main dessen Wahl als Heinrich VII. zum deutschen König. Nachdem Friedrich mit seiner Gemahlin zur Kaiserkrönung nach Italien aufbrach, erntete er wegen der Königswahl Heinrichs heftige Vorwürfe des neuen Papstes Honorius III. (1150 – 1227). Friedrich II. erklärte aber seinerseits dem Papst, dass die Wahl von den deutschen Reichsfürsten eigenmächtig und ohne sein Zutun zustande gekommen sei (!). Um den Kreuzzugsplan ins Heilige Land aber nicht zu gefährden, gab Honorius schließlich nach und krönte Friedrich und Konstanze am 22. November 1220 in Rom zu Kaiser und Kaiserin.

Der nunmehrige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Friedrich II. von Hohenstaufen, König von Deutschland und von Sizilien, versprach dem Papst für 1221 den Kreuzzug. Doch er musste sein Versprechen vorerst aufschieben, da er zuerst in Süditalien und Sizilien Ordnung schaffen musste. Rücksichtslos holte er seine verlorenen Königsrechte in dem seit dem Tod seiner von Papst Innozenz III. eingesetzten Mutter als Regentin im November 1198 in Anarchie verfallenen Königreich Sizilien zurück. Dann verstarb am 23. Juni 1222 in Catania Kaiserin Konstanze. Auf Vorschlag von Honorius III. heiratete Friedrich II. im November 1223 Isabella von Brienne, deren Vater Johann von Brienne, in Akkon im Heiligen Land als Titularkönig von Jerusalem herrschte. Sie starb jedoch bereits am 25. April 1228 bei der Geburt des Sohnes Konrad von Hohenstaufen in Andria (Apulien).

Nach mehrfachem Aufschub waren die Vorbereitungen für den Kreuzzug abgeschlossen. Am 9. September 1227 stach Friedrich II. mit seinem Heer von Brindisi aus in See. Doch bald darauf brach auf den Schiffen eine Seuche aus. Der Kaiser selbst erkrankte auf hoher See und ließ die Flotte am 11. September 1227 wieder nach Brindisi umkehren. Der Nachfolger des verstorbenen Honorius III., Papst Gregor IX. (1170 – 1241), erkannte aber keine höhere Gewalt an und verhängte wegen des Bruchs des Kreuzzugsgelübdes am 29. September 1227 den Bann über Kaiser Friedrich II. Auch als Friedrich II. ein zweites Mal Ende Juni 1228 nach Palästina aufbrach, blieb Gregor IX. unversöhnlich.

Während Friedrich II. durch geschicktes Verhandeln mit Sultan Al-Kamil im Februar 1228 kampfflos die Abtretung Jerusalems, Bethlehem, Nazareth, Jaffa und Saida erreichte, fielen die Truppen des Papstes in das staufische Unteritalien ein und eroberten Neapel. Dessen vorläufig unbeeindruckt setzte sich Friedrich II. am 18. März 1229 in der Grabeskirche die Königskrone von Jerusalem auf. Nach seiner Rückkehr aus dem Heiligen Land eroberte Friedrich nach seiner Landung in Brindisi im Juni 1229 Unteritalien rasch zurück und drang bis zur Grenze des Kirchenstaates vor, so dass der Papst schließlich im August 1230 zum Frieden von San Germano gezwungen wurde, in welchem Friedrich II. aber auf alle Ansprüche im Kirchenstaat verzichtete. Wie es scheint, wurde in diesen Verhandlungen auch der Bann über Friedrich gelöst.

Da trat 1231 ein Zerwürfnis zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem in Deutschland regierenden Sohn Heinrich VII. ein, welches dazu führte, dass sich Heinrich offen gegen seinen Vater erhob. Im Juli 1234 zog Friedrich II. mit einem Heer über die Alpen und setzte seinen Sohn, welcher sich am 4. Juli 1234 seinem Vater bei Worms ergab, aber die Herausgabe der Reichsinsignien verweigerte ab. Heinrich VII. wurde gefangen-gesetzt, am 5. Juli 1234 auf dem Reichstag in Worms zu lebenslanger Haft verurteilt und 1236 nach Apulien überführt. Er verstarb am 12. Februar 1242 nach einem Sturz von seinem Pferd in eine Gebirgsschlucht bei einer Gefängnisüber-

führung. Um die Verhältnisse in Deutschland neu zu ordnen, beendete Kaiser Friedrich II. auf einem einberufenen Reichstag in Mainz den Streit mit den Welfen und übergab Otto, dem einzigen noch lebenden Enkel Heinrichs des Löwen, das Herzogtum Braunschweig. Danach im Jahr 1235 ließ er seinen noch siebenjährigen, aus zweiter Ehe am 25. April 1228 geborenen Sohn Konrad von Hohenstaufen zum Herzog von Schwaben erheben und schließlich im Februar 1237 in Wien als Konrad IV. zum deutschen König wählen (Bemerkenswert ist, dass König IV. nie gekrönt wurde!), was im Juli 1237 bei der Fürstenversammlung in Speyer bestätigt wurde. Nach dieser vollendeten Arbeit verließ Kaiser Friedrich II. Deutschland für immer.

Der Bruch mit dem Vatikan

Der endgültige Bruch mit dem Heiligen Stuhl in Rom stand kurz bevor. Nachdem Friedrich II. in Oberitalien den vom Papst unterstützten Lombardenbund am 27. November 1237 bei Cortenuova besiegt hatte, verheiratete er im Oktober 1238 seinen unehelichen Sohn Enzio mit Adalasia, der Erbin von Sardinien, und ernannte ihn zum König der Insel, die vom Vatikan als päpstliches Lehen beansprucht wurde. Das war für Gregor IX. der Anlass für den endgültigen Bruch. Am 20. März 1239 schleuderte er den Bannfluch gegen den Kaiser! Abermals musste Friedrich II. nun gegen den ihn so verhassten Gregor IX. zu Felde ziehen. 1240 brach Friedrich in den Kirchenstaat ein, den er bis auf Rom eroberte. Schließlich verstarb am 21. August 1240 Gregor IX. im belagerten Rom. Mit dem neuen Papst, Innozenz IV. (um 1195 – 1254), war Friedrich II. zwar als Kardinal befreundet gewesen, doch der Kaiser sah richtig voraus: „Ein Papst kann kein Ghibelline sein!“

Die Verhandlungen über die Lösung des Bannes scheiterten, da sich Friedrich II. weigerte, den Kirchenstaat zu räumen. Innozens IV. floh nach Lyon und berief dort ein großes Konzil ein, vor dem sich der Kaiser persönlich wegen Meineids, Friedensbruchs, Kirchenraubs, Heiligenschändung und Ketzerei verantworten sollte. Doch Friedrich schickte nur seinen Verteidiger! Am 17. Juli 1245 verkündete der Papst die Absetzung des Kaisers und befahl den Deutschen die sofortige Wahl eines neuen Königs. Friedrich II. reagierte sofort und rechtfertigte sich in einem Schreiben an alle Monarchen Europas in seinem Kampf um Befreiung der weltlichen Macht von der Bevormundung durch die Hierarchie.

Überall in Deutschland und Italien predigten die Bettelmönche erfolgreich den Abfall vom Kaiser. Selbst in der engsten Umgebung des Kaisers stiftete der Papst einen Giftmordanschlag gegen Friedrich an, dem er nur knapp entging! In Deutschland wählte die sehr starke Papstpartei am 22. Juni 1246 den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe (geboren 1204), zum Gegenkönig. Obwohl Friedrichs Sohn und Stellvertreter in Deutschland, König Konrad IV. von Hohenstaufen, von diesem durch den Verrat des Grafen Ulrich von Württemberg und anderer schwäbischer Adliger in der „Königsschlacht“ von Frankfurt (5. August 1246) geschlagen wurde, vermochte er die staufischen Stellungen in Schwaben zu halten und sich in den heftigen Kämpfen im Rhein-Main-Gebiet gegen Heinrich Raspe zu behaupten. Am 17. Februar 1247 starb Heinrich Raspe völlig überraschend auf der Wartburg, aber schon am 3. Oktober 1247 wurde Graf Wilhelm von Holland (1227 – 1256) von der deutschen Papstpartei zum neuen Gegenkönig gewählt. Auch er konnte sich zunächst nicht gegen Konrad IV. durchsetzen, welcher selbst zu Weihnachten 1250 im Kloster Sankt Emmeram in Regensburg nur knapp einem vom Vatikan beauftragten Mordanschlag entrann.

Fortsetzung folg

Albstädter Museen- landschaft, Folge 1: Das Ebinger Heimatmuseum

1926 auf Betreiben von Hauptlehrer Paul Eith eröffnet, ist das Ebinger Heimatmuseum mit Abstand die älteste Einrichtung seiner Art im Raum Albstadt und die zweitälteste im Zollernalbkreis.

Nach einer wechselvollen Geschichte fand es 1996 eine Bleibe in der so genannten „Alten Schule“, einem mälerischen Fachwerkhaus im Herzen Ebingens (Spitalhof 13). Im Erdgeschoss findet zunächst die Stadtgeschichte ihre Darstellung mit einer Fülle von Einzelthemen wie zum Beispiel Stadtverteidigung, Kirche, Schule, Amtsgericht, Handel, Handwerk oder Energieversorgung. Gezeigt werden unter anderem ein Stadtmodell, Uniformen und Schießgerät, Münzen, Gewichte und Waagen, alte Schulbänke und die längst vergessene Schiefertafel, Bibeln und Gebetbücher. Ja, sogar der üppig dimensionierte Schreibtisch des Schultheißen und seiner Beisitzer, der früher einmal im Ratssaal stand, ist hier zu bestaunen.

Im ersten Stock kann die voll eingerichtete Wohnung eines gut situierten Handwerksmeisters aus der Zeit um 1900 (mit Wohnzimmer und



Ebinger Heimatmuseum: Kücheneinrichtung, um 1900

Küche) bewundert werden wie auch ein authentisches Foto-Atelier aus derselben Zeit. Bei der Gestaltung dieser Räume wurde größter Wert auf Detailtreue gelegt – das beginnt mit dem Lichtschalter und den Stromleitungen, dem Fußboden und der Bemalung der Wände, das geht weiter mit den Möbeln und dem gestickten Deckchen auf der Lehne des Sessels im Wohnzimmer, das ist zu sehen bei der Streichholzschachtel und den Putzmitteln in der Küche – auch die kleinste und nebensächlichste Einzelheit stimmt hier exakt.

Ebinger Stadtoberhäupter (V) Walther Groz

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Durch seine Geburt als Sohn des Nadelfabrikanten Adolf Groz und seiner Frau Johanna (am 11. Oktober 1903) war ihm, Walther Groz, dem Enkel des Nadlermeisters und Firmengründers Theodor Groz, die Nadelproduktion gewissermaßen schon in die Wiege gelegt. So war es denn wohl mehr als selbstverständlich, dass er nach einem Studium der Ingenieur-Wissenschaften an der Technischen Hochschule in Stuttgart 1928 in die Firma eintrat, die damals noch den Namen „Theodor Groz & Söhne“ trug. 1937 übernahm er die Leitung des Unternehmens, das im selben Jahr mit dem sächsischen Nadelhersteller Ernst Beckert, Chemnitz, fusionierte und später unter der Kurzbezeichnung „Groz-Beckert“ bekannt wurde.

Seine Einstellung zum Nationalsozialismus war mehr als reserviert: Man sieht dies beispielsweise daran, dass er seine Briefe nicht, wie seit der NS-Machtergreifung üblich, mit „Heil Hitler“ schloss, sondern mit dem vor der Nazi-Zeit üblichen „Hochachtungsvoll“. Diese Zurückhaltung spielte sicherlich eine Rolle, als er am 19. Dezember 1948 zum Bürgermeister seiner Heimatstadt Ebingen gewählt wurde. Darüber hinaus waren aber in dieser Position gewiss auch seine Tatkraft, sein Organisationstalent und seine Weit-sicht gefragt, denn Ebingen stand nach dem Krieg vor gewaltigen Problemen. Nicht nur, dass zahlreiche Bauvorhaben in der Stadt zu Zeiten des Krieges zurückgestellt worden waren und nun dringend der Realisierung bedurften – zudem mussten Tausende von Heimatvertriebenen untergebracht und versorgt werden (bis 1955 waren dies rund 3500 Personen). Vorrangige Aufgabe war es dann Wohnraum zu schaffen, so-dann aber auch, der stark wachsenden Bevölkerung die erforderliche Infrastruktur bereitzustellen – das reicht vom Verkehrswesen über Schu-

len und Kindergärten bis zu Wasserversorgung und kulturellem Angebot.

In seiner rund zwölf Jahre dauernden Amtszeit entstanden in Ebingen 2455 neue Wohnungen. Aber nicht nur das: Bereits 1949 wurde das Städtische Krankenhaus erweitert; 1950/51 folgte der Wiederaufbau des Bahnhofs; zur selben Zeit erweiterte man die Oberschule durch Anbauten; 1953 bezogen Amtsgericht und Arbeitsamt ein neues Gebäude; das Zollamt erhielt eigene Räume in der Riedstraße und ebendort wurde 1954 ein Feuerwehrhaus fertiggestellt, zu welchem eine großzügige Wohnanlage für die Feuerwehrleute gehörte. Zuvor schon – 1953 – hatte Walther Groz mit den alljährlich stattfindenden Universitätstagen in Ebingen neue kulturelle Akzente gesetzt.

1954 stellte sich Walther Groz erneut der Bürgermeisterwahl. Die Bürgerschaft honorierte seine Achtung gebietende Aufbauleistung: Bei einer Wahlbeteiligung von 65 Prozent gaben ihm 99,5 Prozent der Wählerinnen und Wähler ihre Stimme. Damit aber war Ebingens Aufbau noch nicht abgeschlossen: Im Dezember 1956 konnte das neue Hallenbad eingeweiht werden, das nicht nur der Hygiene und der Körperertüchtigung diene, sondern gleichzeitig mit seinem ovalen Grundriss und den großen Außenfenstern einen markanten, architektonischen Meilenstein darstellte. Ein Jahr später wurde ein Ledigen-Wohnheim eingerichtet; gleichzeitig entstanden in der Weststadt die ersten Pavillons, die sich einige Jahre später zur Schalksburgschule zusammenfügten; 1958 schuf man eine Hilfsschule und im selben Jahr erfolgte der Anschluss an die Bodensee-Wasserversorgung.

Mittlerweile hatte Ebingen die „magische“ Zahl von 20 000 Einwohnern erreicht. Dies bedeutete, dass die Stadt zur „Großen Kreisstadt“ wurde



Walther Groz
1903 – 2000

und dass sich das Stadtoberhaupt fortan „Oberbürgermeister“ nennen durfte. Als Walther Groz im Dezember 1960 sein Amt niederlegte, ernannte ihn der dankbare Gemeinderat zum Ehrenbürger.

Fortan widmete er sich voll und ganz der Firma, die unter seiner Leitung Produktionsstätten in Nordamerika (Laconia Needles, 1957) und in Indien (Saboo, 1961) schuf und ein Tochterunternehmen in Portugal gründete (Porto, 1971). Am 30. Juni 1976 – nunmehr 72-jährig – zog er sich von der Geschäftsführung zurück.

Im Laufe seiner langen, aktiven Zeit hatte er sich eine so umfangreiche wie qualitätsvolle Kunstsammlung aufgebaut, die er nun, im Dezember 1976, der neu eröffneten Städtischen Galerie schenkte. Unter den über 1700 Werken befinden sich vorwiegend Blätter deutscher Expressionisten, der „Brücke“-Künstler sowie über 500 Zeichnungen und druckgraphische Arbeiten von Otto Dix. In den folgenden Jahrzehnten wurde diese Schenkung um 33 Nachträge erweitert, sodass die Stiftung Sammlung Walther Groz (so der offizielle Name) in der Galerie bis heute mehr als 5000 Werke umfasst.

Dem Verständnis und der Offenheit für Kunst und Künstler, dem Mäzenatentum und der Großzügigkeit von Walther Groz verdankt die Städtische Galerie Albstadt ihre heutige Position als eine der besonders herausragenden Kunstsammlungen Süddeutschlands. Leider war es ihm nicht vergönnt, den 25. Geburtstag der Städtischen Galerie im Herbst 2000 zu erleben. Er starb kurz zuvor am 19. Juni.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 31, 72336 Balingen

Dr. Peter-Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



„Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403“

Vortragsveranstaltung erbrachte zahlreiche neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Geschichte im Zollernalbkreis –
von Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

Am Freitag, 24. Oktober 2003, fand in der Stadthalle Balingen mit nahezu 500 Gästen der Festakt und Abendvortrag anlässlich des 600. Jahrestages des Übergangs der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg statt. Zu der Veranstaltung luden der Zollernalbkreis, die Städte Albstadt und Balingen sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein und die Heimatkundliche Vereinigung Balingen ein. Konzipiert und organisiert wurde die Vortragsveranstaltung gemeinsam vom Kreisarchiv Zollernalbkreis sowie den Stadtarchiven Albstadt und Balingen. Die Veranstaltung steht in der Fortsetzung der vom Kreisarchiv Zollernalbkreis organisierten Vortragsveranstaltungen, insbesondere der Tagung zu Graf Albrecht II. von Hohenberg und der hohenbergischen Geschichte 1998. Es ist wiederum geplant, alle Vorträge in einer eigenen Publikation zu veröffentlichen. Im Folgenden seien einige Ergebnisse der Vorträge festgehalten.

Für unsere Gegend hat der Verkauf eine zentrale Bedeutung. Eine der bedeutendsten Spätfolgen des Verkaufs war z. B. die konfessionelle Spaltung unserer Gegend. Bedingt durch den Übergang an Württemberg wurde auch im Gebiet der ehemaligen Herrschaft Schalksburg im 16. Jahrhundert die Reformation durchgeführt. Es erschien deshalb mehr als angemessen, wenn diesem Ereignis der Veräußerung der Schalksburgherrschaft eine entsprechende Tagung gewidmet wurde, zumal die Forschungsliteratur überwiegend älteren Datums ist.

Professor Dr. Dieter Mertens, Freiburg, sprach beim Festakt am Freitag zur Schalksburgsage, zur literarischen und volkstümlichen Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg. Diese Sage kam den Zollern, die stets den Kauf anfochten, sehr gelegen. Schon kurz nach dem Verkauf der Herrschaft an Württemberg durch die Linie Schalksburg klagten sie nämlich vor dem Hofgericht in Rottweil und wollten den Verkauf rückgängig machen. Von zollerischer Seite wurde nun immer wieder angeführt, dass der Kaufpreis viel zu niedrig gewesen sei. Vergleicht man den Preis von 28 000 Goldgulden, den Württemberg zahlte, mit dem Verkaufswert anderer Herrschaften, so erscheint der Preis durchaus als adäquat. Dennoch hielt sich in der Folgezeit das Gerücht vom allzu niedrigen Preis, und es bildete sich eine mündliche Erzähltradition über den Kauf heraus. Auch der zeitweilig als Hofchronist der Zollern fungierende Jakob Frischlin förderte diese Ansicht, als er Anfang des 17. Jahrhunderts die Sage schriftlich festhielt. In dieser Sage wird der Verkauf auf einen Familienzwist zurückgeführt. Gustav Schwab und Wilhelm Hauff griffen die Sage im 19. Jahrhundert wieder auf und veränderten sie zum Teil in dichterischer Freiheit. Vor allem hatte sich nun der

„elende Hirschgulden“ in die Sage eingeschlichen. Der Hirschgulden war eine Münze, die nur in den Jahren 1622/23 in Württemberg geprägt wurde. Damals, in der sogenannten „Kipper- und Wipperzeit“ prägten viele Landesherren schlechte Münzen mit einem geringen Metallwert. Die Münzen waren deshalb nicht sehr wert und wurden, wie der württembergische Hirschgulden, alsbald nicht mehr als Zahlungsmittel akzeptiert.

Der Hirschgulden muss folglich nach 1623 in die Sage eingearbeitet worden sein, ohne dass wir wissen von wem. In den Sagenversionen von Schwab und Hauff ist die zollerische Version des allzu geringen Kaufpreises nun derartig zugespitzt, dass der Verkauf der Herrschaft Schalksburg um einen „elenden Hirschgulden“ geschah, der, bei Hauff, über Nacht sogar völlig entwertet

kam es zur Teilung des Uracher Besitzes, zu dem unter anderem Balingen gehörte. Der Ort konnte 1255 von den Grafen von Zollern erworben werden, die das Dorf zur Stadt und zu einem neuen Zentrum machten. In der Folgezeit kam es zu Kämpfen zwischen Zollern und Hohenbergern, deren Streit auf Reichsebene verlagert wurde, als die Zollern im württembergischen Lager gegen König Rudolf von Habsburg standen, zu welchem die Hohenberger hielten. 1283 wurden die Zollern aber wieder in die Huld des Königs aufgenommen. So geschah die Teilung der zollerischen Herrschaft im Jahre 1288 nicht auf politischen Druck hin bzw. in der Auseinandersetzung mit Hohenberg, wie bisher angenommen wurde, sondern die Bildung einer Linie Zollern-Schalksburg, welche die Herrschaften Schalksburg und Mühlheim erhielt, war eine durchaus gängige Besitzteilung innerhalb einer Familie.

Dr. Casimir Bumiller, freiberuflich tätiger Historiker und Publizist, befasste sich daran anschließend mit dem „schalksburgischen“ Jahrhundert in der hohenzollerischen Geschichte, also mit der Linie Zollern-Schalksburg und den näheren Umständen des Verkaufs der Herrschaft Schalksburg 1403. Die Teilung der Linien 1288 brachte einen Machtverlust für die Zollern mit sich. Das Haus Schalksburg hatte keine bedeutenden ritterlichen Gefolgsleute und seine Angehörigen befanden sich teils in württembergischen, teils in habsburgischen Diensten. Zudem war das Haus Schalksburg notorisch überschuldet. Als Graf Mülli 1403 die Herrschaft Schalksburg an Württemberg veräußerte, befand er sich in einer deprimierenden Lage: 1377 war der Bruder in der Schlacht bei Reutlingen gefallen, der einzige Sohn just im Jahre 1403 verstorben. Wegen der vielen Schulden blieb Graf Mülli nichts anderes übrig als die Herrschaft zu verkaufen. Da die zollerischen Vettern kein Geld hatten und unter sich zerstritten waren, Graf Mülli hingegen selbst mit Württemberg verbunden war, verkaufte er die Herrschaft Schalksburg - übrigens mit Zustimmung Graf Täglin von Zollern - in jenem Jahr an Württemberg.

Dr. Stefan Uhl, Inhaber eines Büros für historische Bauforschung, untersuchte die Burgen Hirschberg, Schalksburg und das Zollernschloss Balingen hinsichtlich ihrer Beziehungen zu den Zollern. Zunächst stellte er die Burg Hirschberg in der Nähe von Balingen vor, deren Existenz in der Literatur zum Teil bestritten wurde. Es war eine Burgstelle des 12./13. Jahrhunderts, im 14. Jahrhundert bereits wieder abgegangen: Nachweisbare Verbindungen zu den Zollern gibt es keine. Die Schalksburg war eine 3 ha große und militärisch sehr wichtige Anlage, auf der 100 Mann Besatzung gehalten werden konnten. In württembergischer

Ausschnitt aus der
Einladungskarte



wurde, so dass die geprellten zollerischen Vettern nicht einmal mehr ihre Zeche für den Wein bezahlen konnten, mit dem sie ihren Kummer ertränken wollten.

Nach der Aufarbeitung der Historie der Sage gab es am Samstag, 25. Oktober 2003, fünf Vorträge in dem schönen Ambiente des Stauffenberg-Schlusses Albstadt-Lautlingen. Als erster Redner sprach Prof. Dr. Wilfried Schöntag, Präsident der Landesarchivdirektion, zum Thema „Die Herrschaft Schalksburg im Spannungsfeld zwischen Hohenzollern und Hohenberg im 13. Jahrhundert“. Schöntag konnte u.a. aufzeigen, dass die Zollern im 13. Jahrhundert politisch zweimal auf der „falschen“ Seite standen: Um 1235 befanden sie sich zusammen mit den Grafen von Urach auf der Seite Heinrichs VII. bei dessen Auseinandersetzungen mit seinem Vater Kaiser Friedrich II. Der Sohn unterwarf sich 1235 seinem Vater. Wohl in diesem Zusammenhang

„Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403“

Vortragsveranstaltung erbrachte zahlreiche neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Geschichte im Zollernalbkreis –
von Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchiv Zollernalbkreis

Am Freitag, 24. Oktober 2003, fand in der Stadthalle Balingen mit nahezu 500 Gästen der Festakt und Abendvortrag anlässlich des 600. Jahrestages des Übergangs der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg statt. Zu der Veranstaltung luden der Zollernalbkreis, die Städte Albstadt und Balingen sowie der Hohenzollerische Geschichtsverein und die Heimatkundliche Vereinigung Balingen ein. Konzipiert und organisiert wurde die Vortragsveranstaltung gemeinsam vom Kreisarchiv Zollernalbkreis sowie den Stadtarchiven Albstadt und Balingen. Die Veranstaltung steht in der Fortsetzung der vom Kreisarchiv Zollernalbkreis organisierten Vortragsveranstaltungen, insbesondere der Ta-

gung zu Graf Albrecht II. von Hohenberg und der hohenbergischen Geschichte 1998. Es ist wiederum geplant, alle Vorträge in einer eigenen Publikation zu veröffentlichen. Im Folgenden seien einige Ergebnisse der Vorträge festgehalten.

Für unsere Gegend hat der Verkauf eine zentrale Bedeutung. Eine der bedeutendsten Spätfolgen des Verkaufs war z. B. die konfessionelle Spaltung unserer Gegend. Bedingt durch den Übergang an Württemberg wurde auch im Gebiet der ehemaligen Herrschaft Schalksburg im 16. Jahrhundert die Reformation durchgeführt. Es erschien deshalb mehr als angemessen, wenn diesem Ereignis der Veräußerung der Schalksburgherrschaft eine entsprechende Tagung ge-

widmet wurde, zumal die Forschungsliteratur überwiegend älteren Datums ist.

Professor Dr. Dieter Mertens, Freiburg, sprach beim Festakt am Freitag zur Schalksburgsage, zur literarischen und volkstümlichen Verarbeitung des Übergangs der Herrschaft Schalksburg an Württemberg. Diese Sage kam den Zollern, die stets den Kauf anfochten, sehr gelegen. Schon kurz nach dem Verkauf der Herrschaft an Württemberg durch die Linie Schalksburg klagten sie nämlich vor dem Hofgericht in Rottweil und wollten den Verkauf rückgängig machen. Von zollerischer Seite wurde nun immer wieder angeführt, dass der Kaufpreis viel zu niedrig gewesen sei. Vergleicht man den Preis von 28 000 Goldgul-

Zollernalbkreis: Führer zu archäologischen Denkmälern

Von Dr. Andreas Zekorn

Der Zollernalbkreis gab, zusammen mit anderen Herausgebern, in seiner Reihe Zollernalb-Profil B als Band 2 einen Führer zu archäologischen Denkmälern im Landkreis heraus. Das Buch erschien zugleich in der Reihe Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland und erfährt dadurch eine weite Verbreitung.

Im Zollernalbkreis ist eine Vielzahl archäologischer Denkmäler überliefert, die von der Altsteinzeit bis zum frühen Mittelalter nahezu jede Epoche dokumentieren. Herausragende Fundorte, wie der römische Gutshof in Hechingen-Stein, aber auch weniger bekannte Denkmäler, wie die zahlreichen Grabhügel oder Wallanlagen zeugen von der reichen kulturellen Tradition des Kreises über Jahrtausende hinweg. Steinzeitliche Höhlen weisen auf ur- und frühgeschichtliche Rast- oder Wohnstätten hin, bronzezeitliche Grabhügel um Albstadt warten mit spektakulären Funden auf, Grabhügelgruppen im Albvorland um Dautmergen und Dotternhausen geben spannende Einblicke in keltische Sitten und Bräuche, römische Kastelle und Gutshöfe zeichnen ein aufschlussreiches Bild des Lebens im römischen Zeitalter. Interessante Rückschlüsse auf vorkarolingische Siedlungsverläufe erlauben Bestattungen in Grabhügeln und Gräberfeldern im Albvorland und frühromanische Kirchenbauten wie in Albstadt-Burgfelden. Schließlich kann die Sonderrolle der Schwäbischen Alb als schon früh und nachhaltig besiedeltes Mittelgebirge an vielen Fundstellen eindrucksvoll aufgezeigt werden.

Nach einer Einführung in der Archäologie und Geschichte des Landkreises stellen die Autoren 38 ausgewählte Ausflugsziele vor. Infokästen informieren über die Anfahrt zu den Denkmälern. Zeittafel und Karte ermöglichen die Zuordnung in Zeit und Raum. Nähere Informationen über die bedeutendsten Museen der Region enthält ein separates Kapitel.

Mit diesem Führer werden die wichtigsten Resultate der außerordentlich breit gefächerten, jahrzehntelangen Grabungen im Zollernalbkreis erstmals einer breiten Öffentlichkeit in einem attraktiven Überblick dargeboten.

Der Band wurde unter redaktioneller Regie des Kreisarchivs Zollernalbkreis erarbeitet. Als Hauptautor des Bandes konnte der Archäologe

Dr. Christoph Morrissey, Tübingen, gewonnen werden. Beiträge steuerten die archäologischen Fachleute Rainer Kuhn, Jürgen Scheff, Dr. Stefan Schmidt-Lawrenz und Dr. Georg Schmitt sowie Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn bei. Zusammen mit dem vor zwei Jahren erschienenen Band über die Kunstdenkmale im Zollernalbkreis soll der Archäologieführer dazu beitragen, die Sehenswürdigkeiten im Zollernalbkreis für Auswärtige und Einheimische zu erschließen.

Nachfolgend ist die Einführung des Kreisarchivars in den Band wiedergegeben, um einen Eindruck vom Inhalt des Bandes zu vermitteln.

Beim Landesdenkmalamt sind für den Zollernalbkreis mehr als 1000 archäologische Fundstellen dokumentiert. Es fehlte bisher eine eingehendere Würdigung dieser Denkmäler, die mit dem vorliegenden Band gegeben werden soll, wobei in dem zur Verfügung stehenden Rahmen aus nahe liegenden Gründen keine Vollständigkeit möglich und beabsichtigt war.

Das Buch besitzt zwei Hauptteile. Der erste Teil enthält Überblicksdarstellungen. Beiträge über Landschaftsformen, Geologie, Erdgeschichte, Kulturlandschaft und Bodenschätze im Kreisgebiet befassen sich zunächst mit den Grundlagen menschlichen Wirkens. Anschließend werden Geschichte und Stand der archäologischen Forschung im Landkreis sowie die archäologischen Denkmäler von der Altsteinzeit bis zum Mittelalter in geschichtlichen Überblicksdarstellungen vorgestellt. Um diese Denkmäler historisch einordnen zu können, ist anschließend ein kurzer Abriss über die Geschichte des Zollernalbkreises gegeben. Ein gesonderter Beitrag von Jürgen Scheff widmet sich dem faszinierenden Thema Höhlenarchäologie.

Der zweite Teil des Buches besteht aus detaillierteren Abhandlungen zu ausgewählten archäologischen Denkmälern, geordnet nach einzelnen Städten und Gemeinden. Es wurden dabei nur Fundstellen einbezogen, bei denen oberirdisch sichtbare Überreste erhalten sind. Verschiedentlich können dabei ganz neue Erkenntnisse präsentiert werden, die mehr Klarheit über einzelne Denkmäler verschaffen. Zum Teil konnte auch nur der Kenntnisstand resümiert werden, ohne dass eine abschließende Klärung möglich gewe-

sen wäre. Mehrere archäologische Denkmäler lassen sich auch auf archäologischen Wanderungen erkunden. Drei derartige Wanderungen konnten zusammengestellt werden, die zu einem Rundgang einladen.

Der zeitliche Rahmen für die Auswahl der vorgestellten Denkmäler erstreckt sich im Wesentlichen von der Alt- und Mittelsteinzeit, die mit einzelnen sehenswerten Höhlen dokumentiert ist, bis hin zum Mittelalter. In zwei Ausnahmefällen wurden bemerkenswerte archäologische Denkmäler der Frühen Neuzeit aufgenommen, bei denen man bisher eine frühere Entstehung vermutete, so bei der Schanze auf dem Zeller Horn und dem Sieben-Kreuzle-Weg bei Albstadt-Ebingen.

Burgen und Burgstellen wie auch Bau- und Kunstdenkmäler wurden nur in fachlich begründeten Einzelfällen vorgestellt, etwa wenn ein vorgeschichtlicher Zusammenhang bestand oder eine vorgeschichtliche Entstehung vermutet wurde. Die Burgen des Zollernalbkreises sollen in einem eigenen Band der Zollernalb-Profil B behandelt werden, so wie dies bereits mit den Bau- und Kunstdenkmälern geschah, die in einem im Jahre 2001 erschienenen Buch dargestellt wurden.

Abschließend sei auf die angeführten Museen im Landkreis mit Bezug zur Archäologie beziehungsweise zur Vor- und Frühgeschichte hingewiesen. Das Literaturverzeichnis am Ende des Bandes erschließt die bisher erschienenen Veröffentlichungen und regt dazu an, sich mit den unterschiedlichen Aspekten der Vor- und Frühgeschichte des Zollernalbkreises vertieft zu befassen.

Der Führer ist für die interessierte Öffentlichkeit gedacht, um umfassend über die archäologischen Denkmäler zu informieren. Er richtet sich sowohl an ein Laien- als auch an ein Fachpublikum.

Bibliographische Daten:

Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland: Zollernalbkreis. Herausgegeben vom Zollernalbkreis in Verbindung mit dem Nordwestdeutschen Verband für Altertumsforschung e. V. u. a., Stuttgart: Theiss Verlag 2003, Zollernalb-Profil Reihe B, Bd. 2, 238 Seiten, zahlr. meist farbige Abbildungen (ISBN 3 8062 1763 7). Der Band kostet 19,90 Euro und kann in den Buchhandlungen erworben werden.

Der Untergang der Staufer

Das tragische Schicksal und Ende des berühmten schwäbischen Fürstengeschlechts / 2. Folge
von dem Heimatforscher und Historiker für napoleonische Geschichte Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen

König Konrad IV. von Hohenstaufen

Vier Monate nach Kaiser Friedrichs II. Tod brach Papst Innozenz IV. von Lyon nach Genua auf, welches ihn mit einem unendlichen Jubel begrüßte. Von dort aus war die Reise des Papstes nach Rom ein einziger Triumphzug. Den Ghibellinen in Nord- und Mittelitalien sank nach dem Tod Friedrichs II. der Mut. Sie suchten sich nun mit ihren ehemaligen Gegnern des Lombardischen Bundes auszusöhnen; Pisa suchte sich mit Genua und Pavia mit Mailand zu vertragen und traten selbst dem Lombardischen Bund bei. Anders war es im staufischen Königreich Sizilien. Dort war die Bevölkerung vorerst ruhig geblieben. Manfred von Hohenstaufen und Fürst von Tarent, ein unehelicher im Jahr 1232 geborener Sohn Kaiser Friedrichs II. aus dessen Verbindung mit Bianca Lancia aus dem mächtigen Haus des Grafen von Loreto, übernahm im Namen seines in Deutschland weilenden Halbbruders, Königs Konrad IV. und gegen das Streben des Vatikans das staufische Erbe in Italien endlich unter seine Gewalt zu bringen, als Regent die Regierung. Manfred erhielt zwar die Aufforderung von Innozenz IV. die Regierung abzugeben, damit dieser selbst einen Nachfolger einsetzen könne, doch Manfred blieb unbeirrt und ließ allenthalben seinem Halbbruder, König Konrad IV. von Deutschland, huldigen.

Dieser hatte bisher in Deutschland selbst als bisheriger Stellvertreter seines Vaters Kaiser

Friedrich II. einen schweren Stand gegen die von der päpstlichen Partei aufgestellten Gegenkönige. Da nach Friedrichs Tod ein allgemeiner Abfall von der staufischen Sache einsetzte, beschloss Konrad IV., den Norden vorerst aufzugeben und sein Glück im Süden des Reiches zu versuchen. Im Oktober 1251 ernannte er auf einem Reichstag zu Regensburg seinen Schwiegervater, Herzog Otto II. von Bayern (1206 – 1253), einem großen und mächtigen Stauferanhänger, zu seinem Stellvertreter im Heiligen Römischen Reich. Nachdem er den Großteil des staufischen Reichs- und Hofgutes zur Finanzierung des Italienfeldzuges verkauft oder verpfändet hatte, verließ Konrad IV. Deutschland und zog noch im Oktober 1251 über die Alpen nach Italien, um den Kampf um sein sizilianisches Erbe aufzunehmen. Damit ging die Nichteinhaltung des vom Vatikan seit Papst Innozenz III. stets geforderten Grundsatz, die Kronen Siziliens und des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation nie wieder in einer Person – und auf gar keinen Fall in der eines Staufers zu vereinen, nun nach Innozenz III. selbst, nach Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen und nun Konrad IV. erneut von dem Geschlecht der Hohenstauffer aus!

Durch Oberitalien bahnte ihm Ezzelino da Romano, ein Schwiegersohn Kaiser Friedrich II., den Weg. Von da konnte Konrads IV. Streitmacht nur noch auf dem Seeweg (mit Hilfe des ghibellinischen Venedigs) nach Unteritalien gelangen. In Siponto (Apulien) übergab sein Halbbruder Manfred ihm am 8. Januar 1252 das Königreich

Sizilien. Mit Hilfe Manfreds unterwarf Konrad IV. die zum Papst übergegangenen Städte Apuliens, eroberte Capua am 12. Oktober 1253 und nach viermonatiger Belagerung auch schließlich am 10. Oktober 1253 Neapel. Dagegen verliefen die Verhandlungen mit dem Vatikan höchst ungünstig. Was durchaus auch zu verstehen ist, wenn man bedenkt, dass Konrad IV. als Friedensbedingung seine Anerkennung im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation als Kaiser und im Königreich Sizilien als König stellte! Eine solche Forderung, die für Papst Innozenz IV., dessen Politik sich ja gerade gegen die Vereinigung dieser beiden Gewalten richtete, untragbar war.

Nachdem auch ein letzter Versuch zur Verständigung mit dem Papst scheiterte, rüstete Konrad IV. ein auserlesenes Heer von 20 000 Kämpfern zum Angriff auf Rom. Danach wollte er es, voller Hoffnung für den weiteren Verlauf des Feldzuges, von Mittelitalien nach Deutschland führen. Doch dann erkrankte der vom Papst gebannte 26-jährige König Konrad IV. schwer an Malaria und erlag am 21. Mai 1254 in seinem Feldlager von Lavello (Apulien) seiner Erkrankung. Konrad IV. sollte auf Sizilien, im Dom der staufisch gesinnten Stadt Messina, bestattet werden. Doch am Tag des Begräbnisses geriet der Sarg durch eine plötzlich ausbrechende Feuersbrunst in Flammen und verbrannte mitsamt der Leiche des Stauferkönigs.

Der Tod König Konrads IV. von Hohenstaufen

Fortsetzung des Beitrags „Der Untergang der Staufer“ – von Jens-Florian Ebert – Albstadt-Lautlingen / 3. Folge

Im Testament des Königs, welches in der Folgezeit so viele tragische Verwicklungen auslösen sollte, wurde sein gerade zweijähriger Sohn Konradin (welchen er übrigens nie gesehen hatte) zum Nachfolger als Herrscher des sizilianischen Königreiches bestimmt. Während seiner Abwesenheit sollte das Königreich von einem Regenten verwaltet werden. Zu dieser Regentschaft wurde aber nicht Konrads Halbbruder Manfred von Hohenstaufen, sondern der Markgraf Berthold von Vohburg-Hohenburg, als naher Verwandter von Konrads Ehefrau Elisabeth bestimmt. Dieser sollte auch nach Konradins Ankunft in Sizilien der Vormund des jungen Königs sein, während im Übrigen die bayerischen Herzöge, die Söhne Ottos II., die Vormundschaft führen sollten. König Konrad IV. empfahl schließlich in seinem Testament Konradin ausdrücklich der Obhut der Kirche. Ein ehrenvoller Zug, wenn man bedenkt, dass Konrad IV. kurz vor seinem Tod noch den Angriff auf Rom vorbereitete!

Der junge Konradin war zu der Zeit als sein Vater, König Konrad IV., verstarb wie bereits beschrieben gerade einmal zwei Jahre alt. Er wurde am 25. März 1252 auf Schloss Wolfstein nördlich von Landshut aus Konrads Ehe mit Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Otto II. von Bayern, geboren. Die zukünftige Schicksalsfigur der Staufer wuchs ohne seinen Vater jemals gesehen zu haben, bei seiner Mutter an den Ufern des Bodensees wie auch am bayerischen Herzogshof Ottos auf, wo ihn öfters der um nur zwei Jahre ältere Friedrich von Baden, welcher später das Schicksal Konrads in treuester Freundschaft teilte, besuchte. Es sollte nicht lange dauern, bis auch eines Tages in Konradin, dem letzten Fürsten aus dem deutschen Kaisergeschlecht der

Staufer, die Sehnsucht nach dem italienischen Sonnenland übermächtig wurde und er den Verlockungen der Anhänger seines Großvaters gen Süden folgte und damit ins Verderben lief...

Die weiteren Entwicklungen in Italien

Inzwischen nahm in Süditalien das unglückliche Schicksal seinen Lauf. Mit großem taktischen Geschick hatte Papst Innozenz IV. nach Konrads IV. Tod dessen Halbbruder Manfred, welcher bei seinen Landsleuten als Italiener galt, gegen die unter der Führung des Markgrafen Berthold stehende deutsche Partei des sizilianischen Königreiches ausgespielt. Zweifellos beteiligte sich auch der sehr intelligente und schlaue Manfred bewusst an diesem Spiel. Und so wurde die Stellung des Reichsverwesers, welcher, einzig von einer sehr bescheidenen Truppenmacht unterstützt wurde, einerseits vom Vatikan, andererseits von den unzufriedenen staufischen Adligen im Land, unhaltbar. Schon im August 1254 legte der Markgraf von Vohburg-Hohenburg die Reichsverweserschaft im sizilianischen Königreich nieder. Wenn Manfred nun aber geglaubt hatte, er würde als Lohn für seine Nachgiebigkeit gegenüber der Kirche die Verweserschaft über das Königreich erhalten, sah er sich getäuscht. Trotzdem musste Manfred, da ihm auch keine nennenswerten Machtmittel zur Verfügung standen, den am 27. September 1254 in Anagni getroffenen Vereinbarungen des Papstes zustimmen. An Stelle der sehr begehrten Verweserschaft erhielt Manfred nur einen Beamtenposten mit beschränkten Vollmachten.

Manfred von Hohenstaufen griff zur Macht in Italien

Manfred, der natürliche Sohn von Kaiser Friedrich II. und der Gräfin Bianca Lancia, wurde von seinem Vater stets den beiden legitimen ehelichen Halbbrüdern Heinrich und Konrad vorgezogen. Er wurde in philosophischen, mathematischen und astrologischen Studien von einer ganzen Schar damaliger Doktoren unterrichtet, wahrscheinlich hatte er auch vorübergehend auf den Hochschulen von Paris und Bologna gewilt. Wie sehr ihn Kaiser Friedrich II. schätzte, ging aus den Bestimmungen seines Testaments hervor, die den Sohn zum Verweser des sizilianischen Reiches ernannten. Nach dem Tod seines Vaters begegnete Manfred mit äußerlich gelassenem Gleichmut der durch seinen Halbbruder König Konrad IV. im Januar 1252 angeordneten Rangminderung. Doch Manfred war stets ein Machtmensch gewesen. Er betrachtete den Abschluss des Vertrages von Anagni nur als Atempause und überlegte nach seiner vorgebliebenen Unterwerfung, mit welchen Mitteln er den Kampf gegen den Vatikan zur Aufrichtung seiner Herrschaft aufnehmen könnte!

Die entscheidenden Machtmittel waren auch damals Soldaten und Geld. Beides barg die apulische Sarazenenfestung Lucera, die damals „Hort des Unglaubens“ genannt wurde. Dort lag der Königsschatz Friedrichs II. und Konrads IV. Die dort von Kaiser Friedrich II. angesiedelten Sarazenen standen mit ungeminderter Treue zur hohenstaufischen Sache. Es kann nicht geleugnet werden, dass die Haltung der deutschen Streitkräfte in Süditalien in diesen zwei Jahrzehnten

Entlang der Deutschen Weinstraße

Zu markanten Sehenswürdigkeiten auf dem Weg zum Vereinten Europa –

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen erkundete mit Bus-Studienreisen unter der Leitung von Professor Roller, Stätten geschichtlichen Wirkens in der Pfalz und dem Pfälzer Wald

Am Samstag, 26. April 2003, wurden Orte be-
sichtigt, die in die Zeit frühester christlicher Mis-
sion zurückreichen, in die Zeit der Könige aus
dem fränkischen Geschlecht der Merowinger.
KLINGENMÜNSTER wurde im 7. Jhd. unter Kö-
nig Dagobert gegründet. Die heutigen Bauten
der ehemaligen Benediktinerabtei stammen aus
dem 11. bis 12. Jhd. Zum Schutz dieses Reich-
klosters wurde die BURG LANDECK errichtet,
heute eine beeindruckende Ruine. Die Burgka-
pelle St. Nikolaus aus dem 12. Jhd. ist noch ganz
in ihrer damaligen romanischen Bauweise erhal-
ten. Der Höhepunkt der Exkursion war die ehe-
malige wuchtige KÖNIGSBURG TRIFELS. Ausge-
baut wurde sie im 11. Jhd. von Kaiser Heinrich
IV., der sich mit dem Gang nach Canossa dem
Machtanspruch des Papstes beugte und siegte.
Sein Nachfolger Kaiser Heinrich V., erwählte Tri-
fels zur Bewahrung der REICHSINSIGNIEN und
übergab sie dazu dem Herzog Friedrich von
Schwaben und Elsass aus dem Geschlecht der
Staufer. Die Originale der Reichsinsignien sind
seit 1805 in der Hofburg in Wien.

Auf Trifels befinden sich, hervorragend doku-
mentiert, originalgetreue Kopien. Als Zentrum
eines Reichsgutes mit der Stadt Annweiler ge-
wann Trifels unter den Staufer-Kaisern höchste
Bedeutung, war dann auch Aufenthaltsort des
gefangenen und gegen Lösegeld freigekommenen
König Richard Löwenherz von England und
Frankreich. Die Reichsinsignien standen unter
dem Schutz der Zisterzienser der Reichsabtei
EUSSERTHAL, die auch Burg-Kapläne von Trifels
waren. Von dieser Zisterzienser-Abteikirche sind
noch Chor, Querhaus mit Vierungsturm und ei-
nem Joch des basilikalischen Langhauses in monu-
mentaler Erhabenheit erhalten. Nach der Kaiser-

dynastie der Staufer folgte, nach einem weitge-
hend gesetzlosen Interregnum, die Zeit der
Habsburger. LANDAU in der Pfalz wurde unter
Rudolf von Habsburg Reichsstadt.

Ein AUGUSTINER CHORHERRENSTIFT inner-
halb der Stadt und ein AUGUSTINER EREMI-
TENKLOSTER außerhalb der Stadtmauern wur-
den gegründet. Stiftskirche mit Klosterkirche
wurden besichtigt. Reges Leben herrscht heute in
Landau, das mit seinem reichsstädtischen Markt-
platz und seinem französischen Charme aus der
Zeit nach dem pfälzischen Erbfolgekrieg zum
Verweilen einlädt. Der Ausklang der Exkursion
fand in Edesheim statt, in einer urigen Pfälzer
Weinstube neben dem ehemaligen Amtssitz der
Fürstbischöfe von Speyer.

Am Samstag, 14. Juni 2003, wurden Stätten
Deutscher Demokratie, Europäischer Einigung,
Christlicher Toleranz und Pfälzer Gast-
freundschaft besucht. Im HAMBACHER
SCHLOSS fand 1932, die „erste Volksversamm-
lung der neueren deutschen Geschichte“ (so
Bundespräsident Heuss) unter dem studentisch-
burschenschaftlichen Banner „schwarz-rot-gold“
statt. Dies war der entscheidende Impuls für ein
demokratisches Vereintes Europa. Dies wird im
Hambacher Schloss mit Ausstellungen und Mul-
timedia-Schau eindrucksvoll dokumentiert: se-
henswert! NEUSTADT an der Weinstraße mit sei-
ner großartigen simultanen Stiftskirche aus der
Zeit der Gotik, inmitten lebensfroher großzügiger
mittelalterlichen Platzgestaltung – es war Markt-
tag – wurde besucht.

Durch das wildromantische Tal des Hoch-
speyerbaches mit seinen Burgruinen, früheren
Hüttenwerken und heutigen Papierfabriken ging
es nach OTTERBERG. Zisterzienser gründeten

unterhalb der Otterburg ihre Abtei im 12. Jhd.
Die Mönche kamen aus der Abtei Eberbach im
Rheingau. Dann führte der Zuzug vertriebener
Wallonen aus Flandern zu wirtschaftlicher Blüte
und zur Verleihung der Stadtrechte. Heute zeugt
die in den letzten Jahren großartig renovierte
Stiftskirche, als Simultankirche, von ökume-
nischem Geist. Die Mauer am Chor, die während
drei Jahrhunderten die katholischen Bürger von
den Evangelischen, den ehemals französisch
sprechenden Wallonen, trennte, ist niederge-
risen. Die schlichte, in zisterziensischer Strenge er-
baute Abteikirche ist in ihrer Monumentalität
faszinierend. In ENKENBACH, einer Prämonstra-
tenserinnen-Klosterkirche aus dem 13. Jhd.
wurde eines der schönsten romanischen Portale
bewundert. Gestufte Gewände, feingeschnittene
Kapitelle, Blattfriese und Flechtbänder sowie ein
Tympanon mit Weinranken, Tieren und Lamm
Gottes zeugen von der Kunst ihrer Baumeisters.
Wasserschäden in der Kirche zeugen von der
Unkenntnis des Architekten, der die letzte Reno-
vierung durchführte. Fragen standen im Raum,
die Exkursionsteilnehmer hätten gerne noch län-
ger in dieser liebevollen Basilika verweilt.

Dann ging es bergauf zur LIMBURG. Be-
herrschend über der Rheinebene ließ hier vor ca.
1000 Jahren Kaiser Konrad seine Burg zu einem
Benediktinerkloster umbauen. Gleichzeitig ließ
er den Kaiser-Dom zu Speyer bauen, in dem er
begraben liegt. In dieser imposanten Benedikti-
ner Klosterruine mit seiner Pfälzer Klos-
terschenke fand der Ausklang der Exkursion zu
diesem Teil des Pfälzer Waldes statt.

Beide Studienreisen waren eine Symbiose welt-
licher und geistlicher Wege hin zur Europäischen
Einigung, zur Europäischen Union.

des Thronstreits oft genug bedenklich schwankte
und ihre Unterstützung meist durch beträch-
tliche Geldsummen erkaufte werden konnte. Die
Sarazenen von Lucera aber standen durch das
freundliche Wohlwollen Friedrichs II. mit lei-
denschaftlicher und unerschütterter Treue dem
stauferischen Herrscherhaus sehr nahe. Noch wäh-
rend des Zuges von Konradin hatten sie mit
höchst aktiver Initiative zugunsten des Enkels
ihres großen Schutzherrn eingegriffen. So ent-
schied sich Manfred Mitte Oktober 1254 wei-
teren Verhandlungen mit dem Vatikan auszuwei-
chen und nach Lucera zu flüchten. Begleitet von
seinem Schwager, Graf von Acerra, führten
Manfred zwei treue Neapolitaner die Brüder,
Marino und Corrado Capace, vom Sitz des päp-
stlichen Legaten am 25. Oktober 1254 über das
Gebirge nach Lucera.

Nach einem Ritt von mehreren Tagen kam
Manfred früh morgens am 2. November 1254 mit
seinen Begleitern dort an. Die Torwachen er-
kannten den Sohn des Kaisers Friedrich II. sofort
und begrüßten ihn freudig. Im Triumphzug zog
Manfred in die Festung ein.

Diese extreme Machtfülle Manfreds stieß auf
den erbittertesten Widerstand des Vatikans. Dem
sehr milden und frommen aber sehr schwachen
Papst Alexander, welcher am 26. Mai 1261 in Vi-
terbo gestorben war, folgte im August 1261 der
energische Franzose Urban IV. (1200 – 1264).
Manfred kümmerte sich nicht viel darum. Er
stand auf der Höhe seiner Macht! Nun war sein
Hof der Treffpunkt der Dichter jener Zeit. Noch
sind die Lieder der Troubadoure vorhanden, die
seine Erfolge, seine Güte, seine Klugheit und
Kenntnisse preisen. Über Dichtung und heiterem

Lebensgenuss vergaß Manfred nicht, für die
Wohlfahrt seines Reiches zu sorgen.

Karl von Anjou betritt als Verbündeter des Papstes die Bühne

In der Zwischenzeit war Papst Urban IV. sehr
bemüht, gegen Manfred tatkräftige Gegner zu
mobilisieren. Urban IV., welcher mit allen Mit-
teln eine neue Verbindung zwischen dem Köni-
greich Sizilien und Deutschland verhindern
wollte, förderte die Thronwerbung Karls von An-
jou, und verhandelte mit dessen königlichem
Bruder Ludwig IX. von Frankreich über die Des-
ignation Karls. Schon die Vorgänger Urbans hat-
ten diese Beziehung angestrebt, doch waren sie
damals am Hemmnis der ungeklärten Lage, vor
allem aber am Widerspruch des französischen
Königs gescheitert, der wegen der Rechtsan-
sprüche Konradins Bedenken äußerte. Der klugen
Taktik Urbans, welcher seit dem Frühjahr
1262 erneut mit dem französischen Hof in Ver-
handlungen getreten war, was es nun jedoch ge-
lungen, den Einspruch Ludwigs zu entkräften,
und Karl von Anjou für den sizilianischen Plan zu
gewinnen. In dem Vorvertrag von Aix zwischen
Vatikan und Karl, unmittelbar vor Urbans Tod
im Herbst 1264 wurde Karl von Anjou das sizilia-
nische Reich als Lehen der Kirche übertragen.
Karl war noch im selben Jahr zum römischen Se-
nator gewählt worden und das versprach dem
Papst einen energischen, wenn auch vielleicht
ein wenig zu selbstbewussten Beschützer. Papst
Urban verstarb am 2. Oktober 1264.

Die dritte (und damit letzte) Folge zu diesem
Thema wird in der Jahres-Schlussausgabe (Nr.
12/2003) veröffentlicht.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5 – 13, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dot-
ternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Haupt-
mann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils
am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-
Alb-Kuriers“.



Der Tod König Konrads IV. von Hohenstaufen

Fortsetzung des Beitrags „Der Untergang der Stauer“ – von Jens-Florian Ebert – Albstadt-Lautlingen / 4. Folge (Schluss)

Am 5. Februar 1265 wurde in Rom ein neuer Papst gewählt, diesmal wiederum ein Franzose; Clemens IV., einst Jurist von König Ludwig IX. von Frankreich. Dieser vollzog am 30. März 1265 den Abschluss des von Urban IV. vorbereiteten Vorvertrages von Aix mit Karl von Anjou. Clemens IV. erinnerte Karl an sein im Herbst 1264 gegebenes Versprechen und dieser zauderte auch nicht länger. Nachdem er am 14. Mai 1265 in Marseille sein kleines Heer von 500 südfranzösischen Rittern ohne Pferd und 1000 Bogenschützen eingeschifft hatte, landete Karl von Anjou am 21. Mai 1265 in Ostia. Am 28. Juni 1265 wurde Karl von Anjou offiziell mit dem Königreich Sizilien belehnt, am 6. Januar 1266 über dem Grab der Apostel in St. Peter von fünf Kardinälen zu Karl I. von Anjou König von Neapel-Sizilien gekrönt. Als König Manfred nun ein Friedensangebot am Papst Clemens sandte, wies dieser das Angebot mit den Worten zurück: *„Manfred mag wissen, dass die Zeit der Gnade vorüber ist. Alles hat seine Zeit, aber die Zeit hat nicht alles. Der Held in Waffen tritt schon aus der Tür, das Beil ist an die Wurzel gelegt.“*

Die Schlacht bei Benevent – Manfred von Hohenstaufens Tod

Nachdem zu Beginn des Jahres 1266 der größte Teil seines auf dem Landweg über Oberitalien heranmarschierten provençalischen Heeres endlich in Rom eingetroffen war, trat Karl von Anjou am 20. Januar 1266 den Vormarsch gegen das sizilianische Königreich an. Ohne auf großen Widerstand zu stoßen, ein Teil der Verteidiger der staufischen Grenzcastelle hatte Verrat geübt, hatte Karl den Garigliano, den Grenzfluss des sizilianischen Königreichs überschritten und traf am 25. Februar 1266 in der Ebene von Benevent auf Manfred, welcher von Capua mit seinem Heer heranmarschiert war. König Manfred wollte mit dem Anjou verhandeln, doch Karl antwortete dem Unterhändler barsch: *„Geht und sagt dem Sultan (Manfred) von Nocera (ein Ort östlich von Neapel), ich wolle nichts als die Schlacht. Entweder sende ich ihn in die Hölle oder er mich ins Paradies!“* Tags darauf am 26. Februar 1266 fand die Schlacht am Fluss Calore bei Benevent statt.

Die Sieger plünderten und durchsuchten das Schlachtfeld. Zwei Tage später, am Sonntag, den 28. Februar 1266 erkannte man Manfreds nackte Leiche unter den Erschlagenen. Vergeblich verlangten die französischen Großen von Karl von Anjou ein ehrenvolles Begräbnis. Karl schlug es mit den Worten ab, dass ein Gebannter und Ketzer nicht in geweihter Erde liegen dürfe. So wurde Manfreds Leiche unchristlich verscharrt! Nur 34 Jahre alt war König Manfred von Hohenstaufen geworden.

Die gehässige Grausamkeit, mit der der neue König von Sizilien, Karl von Anjou, die Familie Manfreds verfolgte, ist für sein jeder Menschlichkeit bares Naturell kennzeichnend. Helena von

Epirus, die junge Gattin Manfreds, wurde auf der Flucht in Trani von den Häschern Karls ergriffen und starb fünf Jahre später im Kerker von Nocera eines langsamen fürchterlichen Hungertodes. Die drei Söhne Manfreds, Heinrich, Friedrich und Enzo, wurden geblendet und führten bis zu ihrem Tode ein qualvolles Gefangenleben im Castel del Monte, der berühmten hochragenden apulischen Burg, die einst Kaiser Friedrich II. erbaut hatte. 1318 starb der letzte männliche Nachkomme der Stauer, Heinrich, nach 52-jähriger Kerkerhaft! Nur die Tochter Beatrix kam nach 16 Jahren Haft durch den bekannten Volksaufstand der Sizilianer frei (Sizilianische Vesper, Ostermontag 1282)!

Konradin von Hohenstaufen

Nach Manfreds Tod wurde der junge Konradin in Deutschland die Hoffnung der unzufriedenen Sizilianer und der aus ihren Heimatorten vertriebenen Ghibellinen. Aber nicht nur in Italien, auch in Deutschland wünschten viele den jugendlichen und letzten legitimen Enkel Kaiser Friedrichs II. als ihren König. Die beabsichtigte Kandidatur stieß jedoch auf die strikte Ablehnung von Papst Clemens IV., und Deutschland verhielt sich folgsam. Trotz der negativen Haltung in Rom gaben die deutschen Anhänger der Stauer, aber auch die staufischen Ghibellinen in Italien die Hoffnung nicht auf, das Verlorene zurückzugewinnen!

Der tatendurstige Konradin beschloss nicht länger zu warten. Was er verkaufen konnte, wurde zu Geld gemacht, um den erforderlichen Feldzug finanzieren zu können. Auch Konradins Stiefvater Graf Meinhard von Görz-Tirol und Graf Rudolf von Habsburg verpfändeten für die staufische Heerfolge ihre Stammgüter. Um eine ausreichende Truppenmacht zusammenzubringen, hatte Konradin Aufgebote durch ganz Deutschland ergehen lassen, welche nicht ohne Erfolg blieben. Sei es weil der alte Glanz des staufischen Geschlechts immer noch seine Anziehungskraft bewahrte, sei es weil Ritter und Männer die Erwartung einer reichen und schnellen Beute lockte. Nach allen phantastischen Schätzungen der mittelalterlichen Chronisten, kann man Konradins Heer beim Aufbruch aus Deutschland nach vorsichtigen Mutmaßungen auf etwa 5000 Ritter und Soldaten zählen. Später aber, beim Abmarsch aus Verona, nur noch etwa 3000, da inzwischen viele Streiter im Hinblick auf die unsicheren Aussichten sich zur Heimkehr entschlossen hatten.

Bevor Konradin, welcher sein Heer in der Ebene von Augsburg gesammelt hatte, aus der Heimat zog, erließ er ein glühendes Manifest an die deutschen Fürsten. Er forderte nur das zurück, was ihm als Erben seines Vaters, Konrads IV. gebührte, hieß es in diesem Aufruf, aber durch seinen Onkel, den Usurpator Manfred und nun durch Karl von Anjou entrissen worden sei! Am

22. August 1267 weilte Konradin in Hohen Schwangau und nahm dort von seiner Mutter Abschied. In den ersten Septembertagen brach das Heer aus Augsburg auf, es zog durch das Lechtal, an Bregenz vorbei und Tirol, wo Konradins Stiefvater Graf Meinhard IV. die Sicherheit des Weges gewährleistete, dann über den Brenner nach Bozen.

Konradins Italienfeldzug bis zum Einzug in Rom

Am 21. Oktober 1267 hielt Konradin mit seinem kleinen Ritterheer Einzug in Verona. Hier wurden bis zum 17. Januar 1268 Winterquartiere bezogen. Bis dahin hatten ihn sein Onkel Herzog Ludwig von Bayern (Bruder von Herzog Otto II.) und auch sein Stiefvater Meinhard IV. von Görz-Tirol begleitet. In Rom hatte sich Papst Clemens IV. mit heftigen Worten gegen die Absichten des jugendlichen Konradin ausgesprochen. Es folgte die Androhung von Exkommunikation, ja nur kurz darauf schließlich der feierlich verkündete Bannfluch! Dass Karl von Anjou mit der gleichen Härte und Unerbittlichkeit dem Unternehmen Konradins entgegentreten würde, konnte nach seinem Charakter und seinen bisherigen Taten ohne Zweifel sein. Zwar hatte sich Karl dem Druck des Vatikans gefügt und im Mai 1266 die Senatur in Rom niedergelegt, doch war er nun im Begriff, nachdem er sein sizilianisches Königreich unterworfen hatte, mit widerwilliger Zustimmung des Papstes Clemens IV. sich in Mittel- und Oberitalien eine neue Machtbasis für sich zu schaffen.

Am 20. Mai 1268 begann er die Belagerung von Lucera, die er bis Mitte Juni ohne Erfolg fortsetzte.

Karls Rückzug gab nun Konradin den Weg durch Mittelitalien frei und am 22. März brach er von Pavia auf. Das inzwischen durch neuangeworbene Söldner auf 6000 Ritter und Soldaten gebrachte staufische Heer Konradins zog am 7. April unter großem Jubel und Feierlichkeiten in Pisa ein. Von Pisa brach Konradin am 15. Juni auf und erreichte am 24. Juni Siena. Der Empfang, den ihm diese Stadt, die schon immer ghibellintreu gewesen war, bereitete, war noch glanzvoller als der in Pisa! Die Freude wurde noch größer als es Konradins Freund, Friedrich von Österreich glückte, bei Ponte a Valle am Arno die unter Befehl des Marschalls Johann von Braiselve stehende sich langsam zurückziehende französische Nachhut Karls von Anjou zu überfallen und zu schlagen. Der Marschall selbst fiel während des Kampfes als Gefangener in die Hand des staufischen Heeres. Die moralische Auswirkung des siegreichen Gefechts war weittragend, da es sich hier um den ersten ernsthaften Zusammenstoß der beiden Gegner gehandelt hatte. Mitte Juli 1268 brach Konradin von Siena auf und zog an Viterbo vorbei, wo, geschützt durch starke Mauern und eine erlesene und treue Leibgarde, Papst Clemens IV. den Vorüber-

zug des staufischen Heeres beobachten konnte. Clemens IV., welcher Konradin am Ostertag mit dem Kirchenbann belegt hatte und jeden mit dem Bannfluch bedroht hatte, welcher für Konradins Erbensprüche eintrat, war von Rom nach dem Schutz des festen Viterbo geflüchtet, wo er grollend in seinem festen Schloss saß und den weiteren Lauf der Dinge abwartete.

Ganz Rom war auf den Beinen, als am 24. Juli 1268 der 16-jährige Konradin, Herzog von Schwaben und König von Jerusalem, sein Freund Friedrich von Baden und rund 2000 deutsche Ritter und Soldaten vom Monte Mario herab über die Engelsbrücke ihren Einzug in die Ewige Stadt hielten. Rom prangte zum Empfang Konradins im Festschmuck!

Die Schlacht bei Tagliacozzo – Der Anfang vom Ende

Nach dem Festrausch in Rom marschierte Konradin von Hohenstaufen endlich Mitte August mit seinem Freund Friedrich von Baden, dem Infanten Heinrich von Kastilien und rund 6000 Mann deutscher, spanischer und italienischer Reiterei ins Feld, um nach Apulien durchzubrechen. Karl von Anjou, Konradins Gegner, hatte Zeit genug gehabt, sich zum Waffengang zu rüsten und war seinerseits mit seinem Heer herangerückt. In Apulien kam es am 23. August 1268, einem Donnerstag, zur Entscheidungsschlacht der Gegner. Beide Ritterheere stießen am Fluss Salto in der Nähe des Dorfes Tagliacozzo, nach dem die Schlacht später ihren Namen erhalten hatte, zusammen. Es war ein heißer Tag, nicht nur wegen des Kampfgeschehens, sondern auch wegen der Sommerhitze. Kurz vor Beginn der Schlacht hatte man im staufischen Feldlager, den bei Siena gefangen genommenen Marschall Karls, Johann von Braiselve, welcher bisher in strenger Haft gehalten worden war, enthaupten lassen. Ein Akt unnötiger Grausamkeit – der bald genug seine Sühne finden sollte!

Konradin teilte sein Heer, welches westlich des Salto aufmarschiert war, in zwei Treffen. Das eine, aus Italienern und Spaniern bestehend, befahlte sein spanischer Parteigänger Heinrich von Kastilien, das andere, zumeist Deutsche, war unter seinem und seines Freundes, Friedrich von Baden Herzog von Österreich, Befehl. Das zahlenmäßig unterlegene französische Heer Karl von Anjous in Stärke von etwa 4000 Rittern war östlich des Flusslaufes aufmarschiert. Karl von Anjou dagegen teilte nach dem Rat des kriegserfahrenen und eben aus dem Heiligen Land zurückgekehrten Ritters de Valery sein Heer in drei Treffen: „Wenn du siegen willst“, riet ihm de Valery, „so musst du heute mehr Kunst und List anwenden als bloße Kraft und Tapferkeit.“ So wurde das dritte Treffen, rund 800 Mann, der Kern der französischen Ritterschaft, bei der hügeligen Beschaffenheit des Geländes vollständig versteckt aufgestellt. Von ihm wurde die Entscheidung der Schlacht erwartet. Bei diesem

dritten Treffen blieben Karl und de Valery. Heinrich und Konradin drangen mit ihrem Heer am Morgen schnell über den Fluss Salto vor und warfen die beiden gegnerischen Treffen auseinander. Die Entscheidung schien auch endgültig zu sein, als Marschall Cousance, der Befehlshaber von Karls erstem Treffen, welcher die Rüstung und Waffen des Königs trug und für diesen gehalten wurde, im Kampf fiel. Was von den französischen Rittern und Soldaten nicht fiel, floh in wilder Hast. Der siegestrunkene Heinrich von Kastilien jagte mit seiner spanischen Reiterei den Fliehenden nach. Karl von Anjou sah in Verzweiflung die Niederlage der Seinen. Doch Valery hielt ihn zurück: „*Bleib, bis die Deutschen sich zerstreuen. Dann wollen wir sie überfallen.*“ Wirklich hielten die staufischen Ritter das feindliche Heer für vernichtet und viele zertretenen sich, um auf den Höhen von Alba aufgeschlagenen französischen Lager Beute zu machen. Andere entkleideten sich, um nach der Hitze des Tages im Fluss Erquickung zu suchen.

Nun gab de Valery das Zeichen zum Angriff und 800 französische Ritter sprengten jetzt in dicht geschlossener Phalanx auf die zerstreuten, völlig überraschten deutschen und italienischen Ritter und hieben alles nieder. Nicht 200 staufische Ritter standen beisammen, denn es war Konradin nicht mehr möglich, eine geschlossene Einheit zu bilden. Der Sieg, soeben errungen, war plötzlich in eine Niederlage verwandelt! Konradin wurde in die Flucht mit fortgerissen. Nun wollten auch die Franzosen Beute machen. Allein de Valery hielt sie in Schlachtordnung zusammen und seine Vorsicht war gut, denn in diesem Augenblick kam Heinrich von Kastilien mit seinen spanischen Reitern von der Verfolgung auf das Schlachtfeld zurück. Er erkannte die schreckliche Wendung und mahnte die Seinen, den Sieg erneut an ihre Fahnen zu heften. Wieder begann der Kampf und dauerte bis in die Nacht. Doch es gelang de Valery durch verstellte Flucht, die Reihen der Gegner zu lösen und dann zu werfen. Die Nacht schützte Heinrichs von Kastilien Flucht. Karl von Anjou hatte so schwere Verluste zu verzeichnen, dass er zunächst nicht an eine Verfolgung seines Gegners denken konnte. Der Bericht, wonach über 4000 Tote das Schlachtfeld bedeckten, erscheint hierbei nicht übertrieben.

Der letzte Gang – das tragische Ende des staufischen Fürstengeschlechts

Trotz seiner Niederlage und schweren Verluste verfügte Konradin noch über etwa 500 Ritter. Wäre er gut beraten gewesen, so hätte er nun den Ritt nach Lucera gewagt, der seinem Onkel Manfred unter kaum günstigeren Umständen geglückt war. Von allen Wegen die offen standen, wählte Konradin denjenigen, der die geringsten Aussichten bot, nämlich nach Rom.

Allein der Römer Frangipani, bis dahin ein treuer Ghibelline, ließ durch einen Schnellrunderer das Schiff, auf welchem sich Konradin be-

fund, aufbringen und lieferte ihn und die Seinen an den Admiral Karl von Anjou, Robertus de Laveno aus. Robert von Laveno übergab am 12. September 1268 seine Gefangenen in Genazzano Karl von Anjou. Sofort nach der Übergabe wurden Galvano Graf Lancia, der Onkel König Manfreds, sein Sohn und andere Adlige des sizilianischen Königreichs ohne Urteil hingerichtet. Konradin wurde mit einigen seiner Begleiter in die Burg San Pietro bei Palestrina unweit Genazzano überführt und hier bis in die ersten Oktobertage in strenger Haft gehalten. Der rachsüchtige Karl von Anjou war fest überzeugt, dass man, wollte man endlich Ruhe haben, nun den letzten Staufer beseitigen musste.

Gegen Konradin, Friedrich von Baden sowie neun weitere Gefolgsleute wurde in Neapel ein Scheinprozess inszeniert, welcher diese als Kriegsverbrecher und „wegen Raub und Verrat“ zum Tode verurteilte. Am 29. Oktober 1268 wurde der erst 16-jährige Konradin auf dem Campo Moricino, der heutigen Piazza del Mercato in Neapel vor den Augen des Volkes mit dem Beil hingerichtet. Mit Konradin starben unter anderem auch Friedrich von Baden, Marschall Kroff von Flüglingen, Graf Gerhard von Donaratico, Graf Wolfrad von Veringen sowie Friedrich von Hürnheim.

Mit Konradin starb der letzte legitime Spross des staufischen Hauses, das fast zweihundert Jahre zuvor seinen Aufstieg in dem schwäbischen Herzogtum genommen hatte und Deutschland und Italien so großartige Herrschergestalten wie Friedrich Barbarossa, Heinrich VI. und Friedrich II. geschenkt hat. Von Kaiser Friedrichs II. uneheleichen Söhnen lebte noch bis 1272 Enzio, er starb nach 23-jähriger Kerkerhaft. Von Friedrichs Töchtern starben die beiden letzten 1270 bzw. 1279. In den Kerkern Karls von Anjou gingen Gattin und Söhne Manfreds zugrunde. Das Stauferschicksal hatte sich fern der Heimat somit tragisch vollendet.

Anmerkung:

Ghibellinen: (Deutung unbestimmt, vermutlich eine Ableitung des arabischen Wortes für Hohenstaufen). Während der Machtkämpfe zwischen dem Kaiserthron und Papsttum sowie zwischen Stauern und Welfen waren die Ghibellinen Anhänger der Stauferkaiser.

Quellen und Literatur:

- Gerhard Jaekel: „Die Deutschen Kaiser“, Augsburg o. J.
Kurt Pfister: „Konradin – Der Untergang der Hohenstaufen“, München 1941.
Arnold Bergemann: „König Manfred von Sizilien“, Heidelberg 1909.
Georg Berger: „Baden-Württemberg – Schatzkammer der Geschichte“, Erlangen o. J.
Karl Hampe: „Geschichte Konradins von Hohenstaufen“, Innsbruck 1894.
Hans und Magda Rall: „Die Wittelsbacher: Von Otto I. bis Elisabeth I.“, Wien 1994.
Gustav Roloff: „Die Schlacht von Tagliacozzo“, 1903.
Friedrich Schirrmacher: „Die letzten Hohenstaufen“, Göttingen 1871.
Robert Kohlrausch: „Herrschaft und Untergang der Hohenstaufen in Italien“, Jena 1926
Kurt Pfister: „Konradin – der Untergang der Hohenstaufen“, München 1941.

Der Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg im Jahre 1403

Ein bedauerliches, drucktechnisches Versehen war der Grund, warum der in der vorigen Ausgabe auf Seite 1 beginnende Beitrag mit obiger Überschrift auf Seite 2 noch einmal von vorn begann, statt fortgesetzt zu werden. Hier drum noch einmal der letzte Passus von Seite 1:

...Die Schalksburg war eine 3 Hektar große und militärisch sehr wichtige Anlage, auf der 100 Mann Besatzung gehalten werden konnten. In württembergischer... (jetzt neuer Text)

Zeit nahm die Bedeutung der Festung allmählich ab. Auch die Schalksburg war keine eigentliche Zollernburg, sondern war wohl schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründet wor-

den. An historischer Bausubstanz sind vom früheren Balingen Zollernschloss noch Balken übrig, die auf das Jahr 1372 zu datieren sind. Dieser Bau wurde in den 1930er-Jahren abgetragen und unter teilweiser Verwendung alten Gebälks wieder aufgebaut. Damit stammte das frühere Zollernschloss wohl tatsächlich aus der Zeit, als die Linie Zollern-Schalksburg die Stadt Balingen inne hatte.

Dr. Volker Trugenberger, Leiter des Staatsarchivs Sigmaringen, untersuchte den Erwerb der Herrschaft Schalksburg im Kontext der württembergischen Territorialpolitik. Württemberg war im 13. Jahrhundert bestrebt, sein Territorium gegen den Konkurrenten Habsburg auszudehnen. So erwarb es z. B. um 1305 die Stadt Rosenfeld und weiteren Besitz der Herzöge von Teck. Habsburg konnte seinerseits 1381 die Herrschaft Hohenberg für 66 000 Goldgulden kaufen. 1403 erstand Württemberg eben die Herrschaft Schalksburg für 28 000 Goldgulden. Wie sich bald bei einer Steuererhebung zeigen sollte, war das Amt Balingen recht wertvoll, denn es war finanzstark und konnte beachtliche Summen aufbringen; zudem verfügte es über eine beträchtliche Anzahl an wehrfähiger Mannschaft. Kein Wunder, dass die Zollern die Herrschaft zurückwollten. Aber

sie mussten froh sein, dass ihr Herrschaftsgebiet im 15. Jahrhundert nicht selbst von Württemberg vereinnahmt wurde, als die Zollern auszusterben drohten. Erst ein relativ später Kindersegen und die Anlehnung der Zollern an Habsburg brachten hier eine gewisse Sicherheit.

Der letzte Vortrag von Dr. Otto H. Becker, Oberarchivrat am Staatsarchiv Sigmaringen und Vorsitzender des Hohenzollerischen Geschichtsvereins, befasste sich mit den Spätfolgen des Verkaufs von 1403. Die Zollern konnten sich nie mit dem Verlust der Schalksburgherrschaft abfinden. Im 19. Jahrhundert erhielt der Verkauf überregionale Bedeutung. Von den preußischen Geschichtsschreibern wurde die Herrschaft als

Stammesgebiet der Zollern bezeichnet. Nach dem Deutschen Krieg 1866 gab es Pläne, die Schalksburg und das Amt Balingen als Kriegsschädigung zurückzufordern, was aber abgewendet werden konnte. Kurz darauf änderten sich die Verhältnisse grundlegend: Württemberg bejahte die nationale Führungsrolle Preußens.

So konnten sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts Säger und Turner aus Balingen und Hechingen auf friedliche Weise ihrer gemeinsamen Wurzeln besinnen und zu Gauen zusammenschließen, welche die Schalksburg im Namen führten. Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten im Jahre 1903 in Balingen anlässlich des Verkaufs

der Herrschaft Schalksburg wurde dann die Bindung des Amtes Balingen sowohl an Württemberg als auch an das Haupt des neuen deutschen Reiches, den Kaiser zollerischer Abstammung, betont. Zollerische und württembergische Tradition flossen hier zusammen.

Insgesamt konnten mit der Vortragsveranstaltung zahlreiche Aspekte der zollerisch-hohenbergisch-württembergischen Geschichte unserer Region im Mittelalter sowie der Geschichte der Herrschaft Schalksburg unter ihren zollerischen und württembergischen Inhabern, inklusive der Spätfolgen des Übergangs, behandelt und zahlreiche neue Erkenntnisse gewonnen werden.

Hauptversammlung 2003 der Heimatkundlichen Vereinigung

am Samstag, 15. November 2003, im Stauffenberg-Schloss zu Lautlingen

Nach heiter beschwingter Einstimmung durch das Gitarrenduo Hans-Jürgen Bitzer und Michael Gern begrüßte der Vorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung, Professor Christoph Roller, im Stauffenberg Schloss Lautlingen viele Mitglieder und Gäste zur Hauptversammlung.

Die Hauptversammlung fand statt am Samstag, den 15. November 2003. Am 15. November 1280, somit vor 723 Jahren, ist in Köln einer der ganz großen Schwaben gestorben, **Albertus Magnus**. Der 15. November wurde sein Namenstag. An ihn erinnerte Prof. Christoph Roller bei seiner Begrüßung zur 49. Hauptversammlung und sprach den Wunsch aus, Albertus-Magnus möge geistig und seelisch mit Anwesenden sein und möge die Gedanken der Anwesenden begleiten: Albertus-Magnus:

Was war das für ein Mensch, was verdanken wir seinem Wirken, was kann er uns heutigen Menschen sagen, Jahrhunderte nach seinem Forschen, Schaffen und Wirken?

In welcher Zeit lebte er? Was ist der Zeitrahmen seines Wirkens?

1193 wurde Albert Graf von Bollstädt zu Lauingen a. d. Donau in Schwaben geboren. Er stammt aus einem staufischen Ritter- und Ministerialengeschlecht.

1280 ist er in Köln gestorben, als größter Wissenschaftler seiner Zeit, der das Staunen der damaligen Welt erregte. Ihm wurde das Prädikat zugelegt: Doctor-Universalis und Albertus-Magnus, Albert der Große. Gestorben ist er als Mönch des Ordens der Dominikaner O. P.

Was war das für ein Mensch, was verdanken wir seinem Wirken? Was kann er uns heutigen Menschen sagen, Jahrhunderte nach seinem Forschen, Schaffen und Wirken?

In welcher Zeit lebte er? Was ist der Zeitrahmen seines Wirkens?

1193 wurde Albert Graf von Bollstädt zu Lauingen a. d. Donau in Schwaben geboren. Er stammt aus einem staufischen Ritter- und Ministerialengeschlecht.

1280 ist er in Köln gestorben, als größter Wissenschaftler seiner Zeit, der das Staunen der damaligen Welt erregte. Ihm wurde das Prädikat zugelegt: Doctor-Universalis und Albertus-Magnus, Albert der Große. Gestorben ist er als Mönch des Ordens der Dominikaner O. P.

Sicherlich von großem Einfluss war das politische Umfeld von Staat und Kirche, in dem er leben und wirken durfte oder musste. Aber womit hat er denn das „Staunen der Welt“ erzeugt?

1193 bis 1280: Albertus-Magnus war ein Zeitnosse des Staufer-Kaiser Friedrich II, 1194 – 1250, der ebenfalls die Welt in Staunen versetzte, be-

nannt „Stupor Mundi“, das Staunen der Welt: Wen wundert es, dass er dementsprechend nicht nur bewundert, sondern beneidet und verleumdet und bekämpft wurde, offen und im Verborgenen. So musste Albert der Große den Untergang der Staufer und das nachfolgende Interregnum miterleben, aber er durfte auch den Beginn des Zeitalters der Dynastie Habsburg mit König Rudolf I. von Habsburg, 1218 – 1291 und dessen Wahl zum König im Jahr 1273 miterleben. Staufer und Habsburger waren wie Albert der Große Schwaben, Weltbürger mit Weltgeltung.

Diesen Zeitrahmen und diesen machtpolitischen Rahmen hat unserem Albertus-Magnus das Schicksal vorgegeben. Wie hat er diesen Rahmen ausgefüllt?

1222 wurde am Bischofssitz in Padua die Universität gegründet.

1223: Albert, der bis dahin bereits eine bestmögliche Ausbildung erhalten und sich erarbeitet hatte, wird Student an dieser neu gegründeten Universität. Die Stadt-Republik Padua wurde unter den Staufer-Kaisern ein Zentrum von Wissenschaft und Kunst. Hier lernt er den Dominikanerorden kennen.

1229: Albert tritt ein in den Dominikanerorden von Padua. Auch dieser Orden war eine Neugründung: 1216 erhielt der Spanier Dominicus vom Papst Honorius III. die Erlaubnis zur Gründung dieses so genannten „Bettelordens“ Ordo Praedicatorum O. P., des Predigerordens.

Der Dominikanerorden war „de facto“ der zweite Bettelorden, „de jure“ jedoch der erste, weil der Franziskanerorden des Franz von Assisi im Jahr 1210 nur mündlich genehmigt worden war. Dessen Bestätigung erfolgte erst 1223, nachdem Franz von Assisi 1220, auf massiven Druck, von der Leitung zurückgetreten war. Gestorben ist Franz von Assisi 1226.

Albert wurde ab seinem Studium Forscher, Wissenschaftler und Lehrer – heute würden wir sagen Dozent – in Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg, Straßburg.

Ab 1230 lehrte er an der Universität Paris, wo er dann von 1244 bis 1248 als Professor (und Dekan) den Lehrstuhl der Theologie innehatte.

1254 wird Albert zum Provincial seines Ordens für den deutschen und böhmischen Sprachraum ernannt.

1260 wird Albert Bischof von Regensburg. Dieses Amt konnte er 1262 niederlegen, um sich ganz den wissenschaftlichen Forschungen und Werken zu widmen.

Ab 1269 konzentriert Albert diese, seine Forschungs- und Lehrtätigkeit ganz in Köln, denn Köln war bereits vor Gründung der Hanse ein

herausragendes Zentrum von Wissenschaft und Wirtschaft. Köln lag am Kreuzungspunkt der europäischen Handelsstraßen Nord-Süd von England bis Sizilien und West-Ost von Spanien bis Russland und jeweils darüber hinaus.

Für Albert gab es kein Gebiet der Wissenschaft, das er nicht erforscht hätte und erfasste: Chemie, Physik, Mechanik, Botanik, Medizin, Theologie. Dabei sammelte er die wissenschaftlichen Werke und Schriften der Griechen, vorrangig des Aristoteles, der Byzantiner, Juden, vorrangig des Maimonides, und der Araber und kommentierte diese.

Der bedeutendste Schüler von Albert dem Großen war Thomas von Aquin, 1225 – 1274.

1280, am 15. November starb Albert der Große, Albertus-Magnus. Er wurde in St. Andreas in Köln beigesetzt. An der Universität Köln erinnert eine Bronze-Statue an seine weltweite geistige Ausstrahlung, die ihm das Prädikat: Doctor-Universalis einbrachte.

Mit Albertus-Magnus hatte die Kurie in Rom offensichtlich ihre Probleme. Der Wissenschaft und Forschung wegen ging er im Rahmen oder vielleicht auch im Schutze seines Dominikanerordens das Wagnis ein, Verbote und Verdikte in Lehre, Dogmen und Glaubensfestlegungen zu übergehen, zumindest infrage zu stellen. So musste dieser „Große“ ganze 342 Jahre bis zu seiner ersten Heiligsprechung warten, bis 1622. Aber diese Heiligsprechung wurde nicht rechtskräftig. So musste er letztlich ganze 651 Jahre nach seinem Tode, bis 1931, warten, bis er jetzt rechtskräftig heilig gesprochen wurde. Und noch eine Auszeichnung erhielt er 1931 von der Kurie in Rom. Er wurde Kirchenlehrer. Die Welt war mit den Prädikaten: Albertus-Magnus, der Große und Doctor-Universalis freier und damit schneller.

Thomas von Aquin, der Schüler von Albertus-Magnus schaffte Heiligsprechung und Kirchenlehrer wesentlich schneller. Offenbar hatte mit ihm die Kirche weniger Probleme. Thomas von Aquin (1225 – 1274) wurde 49 Jahre alt und wurde ebenfalls 49 Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen und zum Kirchenlehrer ernannt.

Albertus-Magnus, was war das Neue seines Wirkens? Was wirkte geistig, als Impuls, über Jahrhunderte weiter? Was kann uns Albert der Große heute wegweisend sein?

Im Rückblick müssen wir erkennen: Bereits die Gründung des Dominikanerordens als „Ordo Praedicatorum“ O. P. war ein Wagnis – und wurde ein Lichtblick –, denn Predigerorden bedeutet ja, dass sich dieser Orden an das Volk wenden soll, predigen soll.

Inhaltsverzeichnis 2003

Thema	Seite:		
Der Mauersegler – Vogel des Jahres 2003 (Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1345	Vor 80 Jahren: Bau der Balingener Sichelschule (Dr. Wilhelm Foth)	1369
Das ehemalige römische Kastell von Albstadt-Lautlingen (Jens-Florian Ebert)	1346	Am 4. Juli 1878: Die Bahn ist da / 2. Folge (Wilhelm Maute)	1370
Schlussbetrachtung Conrad Schick	1348	Alte Klöster – neue Herren (Anton Georg Grözinger)	1371
Von „Näherinnen“ und „Strumpfwebem“ – Frauenarbeit in der Industrialisierung Tailfingens (Dr. Barbara Guttmann/Ute Grau)	1349	Wegzeichen zur Deutschen Einheit (Studienreisen)	1372
Zur Geschichte der Industrialisierung (Dr. Peter-Thaddäus Lang)	1350	Alte Klöster – neue Herren / 2. Folge (Anton Georg Grözinger)	1374
Die Lokomotiven Balingens und Ebingsens (Hannes Schneider)	1352	Truchtelfinger Schulleben in alter Zeit (Arthur Schick)	1375
Zur Geschichte der Industrialisierung / 2. Folge (Dr. Peter-Thaddäus Lang)	1353	Moderne Kunst in alten Mauern (Ruth Hübner)	1377
Fasnad oder Fas(t)nacht? (Anton Georg Grözinger)	1354	Truchtelfinger Schulleben in alter Zeit / 2. Folge (Arthur Schick)	1378
Zum Tod von Frau Irmgard Kerndter	1356	Übergang der Herrschaft Schalksburg an Württemberg (Dr. Andreas Zekorn)	1381
Fahrende Postämter (Hannes Schneider)	1356	Verkauf der Herrschaft Schalksburg an Württemberg (Dr. Wilhelm Foth)	1382
Lautlingens altes Rittergeschlecht (Jens-Florian Ebert)	1357	Der Untergang der Staufer (Jens Florian Ebert)	1383
Von „Näherinnen“ und „Strumpfwebem“ (Dr. Barbara Guttmann/Ute Grau)	1358	Das Ebinger Heimatmuseum (Dr. Peter-Thaddäus Lang)	1385
Fasnad oder Fas(t)nacht? / 2. Folge (Anton Georg Grözinger)	1359	Ebinger Stadtoberhäupter V: Walther Groz (Dr. Peter-Thaddäus Lang)	1385
Entstehung der Gebirgstruppe 1914 – 18 (Otto Klaiber)	1361	Übergang der Herrschaft Schalksburg von Zollern an Württemberg (Dr. Andreas Zekorn)	1386
Lautlingens altes Rittergeschlecht / 2. Folge (Jens-Florian Ebert)	1362	Zollernalbkreis: Führer zu archäologischen Denkmälern (Dr. Andreas Zekorn)	1387
Von „Näherinnen“ und „Strumpfwebem“ / 2. Folge (Dr. Barbara Guttmann/Ute Grau)	1365	Der Untergang der Staufer / 2. Folge (Jens Florian Ebert)	1388
Am 4. Juli 1878: Die Bahn ist da! (Wilhelm Maute)	1366	Der Tod König Konrads IV. von Hohenstaufen (Jens Florian Ebert)	1388
Auf den Spuren der Hohenzollern	1368	Entlang der Deutschen Weinstraße (Exkursion)	1389
		Der Tod König Konrads IV. von Hohenstaufen / 2. Folge (Jens Florian Ebert)	1390
		Bericht Jahreshauptversammlung 2003	1393

Hauptversammlung (Fortsetzung)

Wir wissen leider: Diese Predigt sollte sich gegen das Ketzer-Volk, gegen die Katharer-Albingenser, zu deren Rückbekehrung wenden. Sie führte zum Albingenser-Krieg, zur unbarmherzigen, brutalen Bekämpfung und Ausrottung.

Aber das Predigen zum Volk, in dessen Sprache, war neu. Sinngemäß war für Albertus-Magnus die Lehre wichtig. Lehre ohne Forschung war für ihn undenkbar, denn dies hätte bedeutet gedankenlose Weitergabe festgelegter Dogmen. Damit ging er ein riesiges Wagnis ein:

Die Inquisition, vollzogen vom Dominikanerorden, war alles andere als das, was Albertus-Magnus lehrte. So bekam dieser Dominikanerorden sein Janus-Gesicht. Aber, erleben wir dieses

Janus-Gesicht nicht auch heute auf den verschiedensten Ebenen und bei den verschiedensten Institutionen?

Wir können feststellen, die freiheitliche geistige Ausrichtung des Albertus-Magnus wirkte über Jahrhunderte weiter und muss sicherlich noch weiterwirken, hoffentlich! So wurde auch Martin Luther, der Mönch und Professor aus dem Augustiner-Eremiten-Kloster zu Erfurt, einer seiner geistigen Nachfolger.

In Rottweil, unserer Nachbarstadt, war bis zur Säkularisation auch ein Dominikanerkloster. Aus der Prediger-Kirche der Dominikaner wurde die Prediger-Kirche der Evangelischen. Genauso wurde aus der Kirche des Dominikanerinnenklosters Kirchberg die Kirche der evangelischen Michaels-Bruderschaft.

Das altherwürdige humanistische Gymnasium in Rottweil trägt heute den stolzen Namen Albertus-Magnus-Gymnasium. Und aus den Klosterbauten der Dominikaner in Rottweil wurde der großartige Neubau des Dominikanermuseums Rottweil.

Nun, was kann uns heute Albertus-Magnus bedeuten, sagen? Das Weltbild der Menschen zu seiner Zeit im 12. auf 13. Jahrhundert war anders als das Weltbild im 20. auf 21. Jahrhundert. Aber so wie er mutig dieses damalige Weltbild hinterfragt hatte, das weitgehend durch Dogmen und Ausgrenzungen geprägt war, so muss und sollte auch heute unser Weltbild hinterfragt werden. Dies im Geiste „...liebe deinen Nächsten...“, was freien Menschen würdig ist und sein sollte.
Chr. R.

Vorläufiges Jahresprogramm 2004

Freitag, 16. 1., Pemsel (Bus)	Entlang des „Krippenweges“ geht es zu den schönsten und interessantesten Krippen im oberschwäbischen Raum	Samstag, 19. 6., Pemsel	Führung zu verschlossenen Räumen und Ausstattungen im Schloss Sigmaringen
Mittwoch, 11. 2., Kratt	Dia-Rückschau zu der von Herrn Kratt geführten Exkursion Bamberg – Bayreuth vom 27. – 31. 5. 2003	Samstag, 26. 6., Roller (Bus)	Gespräch und Klangbildschau beim Künstler und Bildhauer Lutz in Neu-Breisach, Vorführungen, Breisach und Schluchsee mit modernem Kreuzweg
Mittwoch, 25. 2., Geissler	Dia-Rückschau zu der von Herrn Prof. Roller geführten Exkursion Koblenz, vom Rheingau zur Vulkaneifel vom 18. – 22. Juli 2003	Freitag, 9. 7., Roller	50 Jahre Heimatkundliche Vereinigung , Jubiläums-Veranstaltung im großen Sitzungssaal des Landratsamtes
Samstag, 20. 3., Roller (Bus)	Zur Mandelbaum-Blüte im Schlosspark Schwetzingen, über den St. Michaelsberg bei Kleebronn und die Stauferfestung Steinberg auf dem Vulkankegel bei Sinsheim	Samstag, 17. 7., Helber	Unterirdisches Böblingen, eine Wanderung durch Keller und Fluchtwege
Samstag, 24. 4., Groh	Wanderung vom Lindich bei Hechingen zum Römischen Gutshof bei Stein	Samstag, 31. 7., Willig (Bus)	Fahrt zu den Klöstern St. Blasien, St. Peter und St. Märgen im Schwarzwald
Sonntag, 2. 5., Kratt (Bus)	Führung mit Prof. Dieter Hauße durch die Stadt Ulm	Samstag, 14. 8., Groh	Führung zu Sehenswürdigkeiten auf dem Truppenübungsplatz
Dienstag, 18./22. 5. Kratt (Bus)	Exkursion in die Oberpfalz nach Amberg, mit Besichtigungen von Städten, Klöstern, Schlössern auch im grenznahen Tschechien	Samstag, 2. 10., Helber	Führung zu den Industriebauten in Albstadt-Ebingen
Samstag, 5. 6., Roller (Bus)	Gespräch im Atelier des Künstlers und Glasmalers Prof. von Stockhausen im Schloss Waldenburg. Besuch der Stauferkirche und des Kernerhauses Weinsberg sowie der Stiftskirche Beutelsbach	Samstag, 13. 11., Roller	50. Hauptversammlung im Staufenberg-Schloss zu Lautlingen
		Hinweis zu anderweitigen Veranstaltungen:	
		Mittwoch, 9. 6.	Ausstellungseröffnung „Schwaben-spiegel“ im Landratsamt
		Freitag, 20. 8.	Michaels-Schöpfungslied des Bildhauers Lutz in Beuron
		Sonntag, 12. 9.	Tag des offenen Denkmals
		Samstag, 25. 9.	Tag der offenen Archive

Bus-Exkursion

Im Januar 2004: Am Freitag, den 16. Januar führt Frau Pemsel entlang des Krippen-Weges zu den schönsten und interessantesten Krippen im ober-schwäbischen Raum.

Anfragen und Anmeldungen bei Frau Roth Hübner, Tel. (0 74 27) 9 10 95 oder Fax (0 74 27) 9 10 98.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Andreas Zekorn
Horber Straße 5/13, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.